A. v. Lamartine's

sämmtliche Werke.

Uebersetzt

von

Georg Herwegh.

Siebenzehnter Band.

Stuttgart.
Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
1851.

Geschichte

der

Girondisten

von

A. v. Lamartine.

Nach der dritten französischen Auflage

übersetzt

von

Wilhelm Schöttlen.

Dritter Band.

Stuttgart.

Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

1851.

Buchdruckerei der Rieger'schen Verlagsbuchhandlung in Sutttgart.

Siebzehntes Buch.

Reaktion gegen den 20. Juni — Pétion vom Direktorium von Paris suspendirt — Entrüstung der Armee — Lafayette kommt nach Paris — Seine Rede in der Nationalversammlung — Doppelrolle Danton's — Die Schritte Lafayette's ohne Erfolg — Die Königin rechnet auf Danton — Einverständnisse der Girondisten mit dem Hofe — Guadet heimlich in die Tuilerien eingeführt — Seine Rührung.

1.

Der Hof zitterte bei der Annäherung der Marseiller: er hatte nichts zu seiner Vertheidigung, als das Phantom der Constitution in der Nationalversammlung und das Schwert Lafayette's an den Grenzen. Die constitutionellen Redner, Vaublanc, Ramond, Girardin, Becquet, hielten den Rednern der Gironde in der Beredsamkeit die Wage, nicht im Einfluß; sie vertheidigten Buchstaben um Buchstaben das unmächtige Gesetzbuch, welches die Nation so eben beschworen hatte; sie zeigten in dieser Krisis den schönsten und verdienstlichsten Muth, den es gibt, den Muth ohne Hoffnung. Lafayette seinerseits trat mit seiner hochherzigen Unerschrockenheit in den Proklamationen, die er an seine Armee richtete, und in den Briefen, die er an die Nationalversammlung schrieb, den Jakobinern entgegen; aber wenn ein Volk unter den Waffen steht, hat es keine Aufmerksamkeit für lange Phrasen: ein Wort, eine Geberde ist die Beredsamkeit des Generals. Lafayette nahm den Ton eines Diktators an, ohne die Gewalt desselben zu haben. Diese Rolle läßt man sich nur nach erfochtenen Siegen gefallen. Darum riefen auch die muthigen Beschuldigungen

gegen die Parteiung der Jakobiner nur vereinzelte Beifallsbezeigungen und von den Girondisten ein Lächeln hervor; sie waren nur Warnungsstimmen für diese Parteien: sie fühlten, daß sie nicht säumen durften, Lafayette zu überholen. Die Insurrektion wurde beschlossen; Girondisten, Jakobiner, Cordeliers waren einverstanden, sie, wo nicht entscheidend, doch bedeutungsvoll und furchtbar für den Hof zu machen.

2.

Kaum waren die Banden Santerre's und Danton's in ihre Vorstädte zurückgekehrt, als das mittlere Paris in allgemeine Entrüstung ausbrach. Die Tags zuvor so kleinmüthige Nationalgarde, die damals so gleichgültige Bourgeoisie, die vor dem Ereignisse so unthätige oder so mitschuldige Nationalversammlung selbst hatten nur einen Schrei gegen die Angriffe von Seiten des Volks, gegen die Zweideutigkeit Pétion's, gegen die Straflosigkeit der Verbrechen an der Majestät, an der Freiheit, an der Person des constitutionellen Souveräns. Den ganzen Tag lang waren am 21. Juni die Höfe, der Garten, die Vorhallen der Tuilerien mit einer aufgeregten und bestürzten Volksmenge angefüllt, welche durch ihre Haltung und ihre Worte das Königthum für die Beschimpfungen, womit man es überhäuft hatte, rächen zu wollen schien. Man zeigte sich mit Entsetzen die Brandmale des Aufruhrs an den Thoren, den Gittern, den Fenstern des Schlosses. Man fragte sich, wo eine Demokratie stehen bleiben würde, welche die eingesetzten Gewalten auf diese Art behandelte. Man erzählte sich die Thränen der Königin, den Schrecken der Kinder, die übernatürliche Hingebung der Madame Elisabeth, die unerschrockene Würde Ludwig's XVI. Dieser Fürst legte weder früher noch später je eine solche Seelengröße an den Tag. Das Uebermaß der Beschimpfung hatte den Heldenmuth der Ergebung in ihm an's Licht gebracht. Bis jetzt hatte man an seinem Muthe

gezweifelt. Dieser Muth stellte sich als groß heraus. Aber seine Festigkeit war bescheiden und so zu sagen schüchtern, wie sein Charakter. Außerordentliche Umstände waren erforderlich, um sie unwillkürlich an's Licht zu bringen. Dieser Fürst hatte fünf Stunden der Marter lang die Piken und Säbel von vierzigtausend Verschworenen zwei Finger breit von seiner Brust entfernt vorüberziehen sehen, ohne zu erbleichen. Er hatte bei dieser langsamen Musterung des Aufruhrs mehr Energie gezeigt und mehr Gefahren ausgestanden, als ein General bedarf, um zehn Schlachten zu gewinnen. Das Volk von Paris fühlte es. Zum ersten Male ging es von der Achtung und Theilnahme bis zur Bewunderung für den König über. Von allen Seiten wurden Stimmen laut, welche Rache forderten.

3.

Mehr als zwanzigtausend Bürger verfügten sich aus freien Stücken zu den öffentlichen Beamten, um eine Petition zu unterzeichnen, welche die Bestrafung dieser Verbrechen verlangte. Die Verwaltung des Departements erklärte, daß die Urheber des Aufruhres in Verfolgung gesetzt werden sollten. Die Nationalversammlung beschloß, daß bewaffnete Versammlungen, die sich mit dem Vorwande der Petition decken, mit Gewalt auseinander getrieben werden. Die Jakobiner und Girondisten mit einander zitterten, schwiegen oder beschränkten ihre Freude über die Erniedrigung des Thrones auf das Geheimniß ihrer verborgenen Zusammenkünfte. Selbst die Empfindlichkeit der Weiber erlosch. Der Parteigeist machte ein Gatten- und Mutterherz einmal grausam gegenüber einer beschimpften Gattin und Mutter. „Wie gern wäre ich Zeuge ihrer langen Demüthigung gewesen, wie gern hätte ich gesehen, was ihr Stolz leiden mußte!“ rief Madame Roland, als von Marie Antoinette die Rede war. Dieses Wort war

ein Verbrechen der Politik an der Natur. Madame Roland beweinte es später; sie begriff seine Härte an dem Tage, an welchem wilde Weiber über ihr Marterthum jauchzten, und vor dem Karren, der sie zum Blutgerüste führte, in die Hände klatschten.

Pétion veröffentlichte eine Rechtfertigung seines Benehmens. Diese Rechtfertigung klagte ihn noch mehr an. Als er am 21ten in Begleitung einiger Municipalbeamten in den Tuilerien erschien, wurde er mit Verachtung, Vorwürfen und Drohungen überhäuft. Das Banner von Filles-Saint-Thomas, das aus Männern bestand, welche der Verfassung ergeben waren, lud seine Gewehre unter den Augen Pétion's. Die einhellige Stimme der Bürger beschuldigte den Maire von Paris, er habe den Willen zum Verbrechen gehabt, ohne den Muth, ihn auszusprechen. Sergent, welcher Pétion begleitete, wurde von einem entrüsteten Nationalgardisten im Hofe der Tuilerien niedergeworfen und mit Füßen getreten. Das Direktorium von Paris suspendirte den Maire. Man traf Anstalten zur Vertheidigung des Schlosses gegen eine neue Zusammenrottung, die man auf den Abend ansagte. Man sprach von Verkündigung des Kriegsgesetzes, von Entfaltung der rothen Fahne. Diese Gerüchte brachten die Nationalversammlung in der Abendsitzung in Aufregung. Guadet rief, man wolle den blutigen Tag des Marsfeldes gegen das Volk erneuern.

Pétion erschien am Abende wieder in den Tuilerien und stellte sich dem Könige vor, um ihm Bericht über den Zustand von Paris zu erstatten. Die Königin schleuderte ihm einen Blick der Verachtung zu. „Wohlan, mein Herr,“ sagte der König zu ihm, „ist die Ruhe in der Hauptstadt wieder hergestellt?“ — „Sire,“ antwortete Pétion, „das Volk hat Ihnen Vorstellungen gemacht, es ist ruhig und befriedigt.“ — „Gestehen Sie, mein Herr, daß der gestrige Tag ein großes Aergerniß war, und daß die Municipalität nicht Alles that, was

sie hätte thun sollen.“ — „Sire, die Municipalität hat ihre Pflicht gethan. Die öffentliche Meinung wird sie richten.“ — „Sagen Sie, die ganze Nation.“ — „Sie fürchtet das Urtheil der Nation nicht.“ — „In welcher Lage befindet sich Paris in diesem Augenblicke?“ — „Sire, Alles ist ruhig.“ — „Es ist nicht wahr.“ — „Sire!“ ... — „Schweigen Sie.“ — „Die Obrigkeit des Volks hat nicht zu schweigen, wenn sie ihre Pflicht thut und die Wahrheit sagt.“ — „Es ist gut; ziehen Sie sich zurück.“ — „Sire, die Municipalität kennt ihre Pflichten, sie wartet mit ihrer Erfüllung nicht, bis man sie daran erinnert.“

Als Pétion sich entfernt hatte, sagte die Königin, die über die Folgen dieses von der einen Seite so bittern, von der andern so herausfordernden Zwiegesprächs beunruhigt war, zu Röderer: „Finden Sie nicht, daß der König etwas lebhaft gewesen ist? Fürchten Sie nicht, es möchte ihm in der öffentlichen Meinung schaden?“ — „Madame,“ antwortete Röderer, „Niemand wird darüber erstaunen, daß der König einem Menschen Stillschweigen gebietet, welcher spricht, ohne ihn anzuhören.“ Der König beschwerte sich am 22ten in einem Schreiben an die Nationalversammlung über die Excesse, deren Schauplatz seine Wohnung gewesen, und legte seine Sache in ihre Hände. Er erließ eine Proklamation an das französische Volk. Er schilderte in derselben die Gewaltthaten der Menge, welche mit den Waffen in seinen Palast gedrungen, die Thüren mit der Axt eingeschlagen, die Kanonen gegen seine Familie gerichtet. „Ich weiß nicht, wo sie stehen bleiben wollen,“ sagte er mit berechneter Ergebung am Schlusse; „wenn Diejenigen, welche die Monarchie stürzen wollen, eines Verbrechens weiter bedürfen, so können sie es begehen!“ Der König und die Königin hielten Musterung über die Nationalgarde von Paris unter dem Jubelruf: Es lebe der König! und: Es lebe die Nation! Voll Entrüstung schickten einige Departements Ergebenheitsadressen an den Thron, andere an die Girondisten.

Alles deutete auf einen entscheidenden Kampf. Der König hatte nicht nachgegeben. Der Aufstand hatte die Hoffnung beider betrogen, Derjenigen, welche einen Streich führen, und Derjenigen, welche bloß Schrecken einjagen wollten. Am 20. Juni geschah zu viel für eine Drohung, zu wenig für einen Angriff.

4.

Dieser Angriff hatte besonders die Armee aufgebracht. Der König ist ihr Oberhaupt. Die Beschimpfungen, welche dem Könige widerfahren, werden von ihr immer als ihr selbst widerfahren angesehen. Wenn die höchste Autorität verletzt ist, zittert jeder Offizier für die seinige. Ueberdies war von jeher die französische Ehre die zweite Seele der Armee. Die Erzählungen vom 20. Juni, welche von Paris kamen und in den Lagern cirkulirten, zeigten den Truppen die Schönheit und das Unglück einer Königin, die Aufopferung einer Schwester, die Einfalt von Kindern, welche mehre Stunden lang der Spielball eines grausamen Pöbels gewesen. Die Thränen dieser Kinder und dieser Frauen fielen auf das Herz der Soldaten; sie brannten vor Rachgier und verlangten gegen Paris zu rücken.

Lafayette, der damals unter den Kanonen von Maubeuge lagerte, begünstigte diese Kundgebungen in seiner Armee. Die Straflosigkeit des Attentates vom 20. Juni, die ihm den Triumph der Jakobiner und Girondisten ankündigte, kündigte ihm zugleich die völlige Vernichtung seines Einflusses an. Er träumte sich hochherzig einige Tage lang die Rolle Monks! Den König zu heben, den er erniedrigt hatte, erschien ihm als ein Versuch, welcher zugleich seiner Stellung als Parteihaupt und seiner Loyalität als Soldat würdig wäre. Sicher, den schwachen Luckner hinzureißen, dessen Armeecorps zu Menin und Courtray stand, ließ ihm Lafayette durch Bureau de Puzy seinen Entschluß melden, sich nach Paris zu begeben und wo

möglich die Nationalgarde, wie die Deputirtenversammlung, zur Vernichtung der Jakobiner und der Girondisten und zur Befestigung der Verfassung zu gewinnen. Luckner empfing diese Mittheilung mit Schrecken, aber er widersetzte sich nicht mit seiner Autorität als General den Absichten Lafayette's. Soldat ohne Takt, begriff er nicht, daß er, wenn er dem Begehren seines Lieutenants seine stillschweigende Zustimmung ertheilte, Lafayette's Mitschuldiger wurde. „Die Sansculottes," sagte er zu Bureau de Puzy, „werden Lafayett'n den Kopf abschlagen. Er mag sich in Acht nehmen, es ist seine Sache."

Lafayette verließ sein Lager mit einem einzigen vertrauten Offizier und kam unerwartet in Paris an. Er stieg bei seinem Freund de la Rochefoucauld ab und begab sich am andern Tage an die Schranke der Nationalversammlung. La Rochefoucauld hatte während der Nacht die Constitutionellen und die vornehmsten Befehlshaber der Nationalgarde in Kenntniß gesetzt und Kundgebungen auf den Galerien vorbereitet. Lafayette wurde bei seinem Eintritte in den Saal mit einigen Beifallsalven empfangen. Die Girondisten beantworteten dieselben mit dem Murren des Erstaunens und der Entrüstung. An die stürmischen Auftritte der öffentlichen Plätze gewöhnt, setzte der General dem Gebaren seiner Feinde eine ruhige Stirne entgegen. Durch die Kühnheit seines Schrittes zwischen den hohen Gerichtshof von Orleans und den Triumph gestellt, sah er diese Stunde über seine Gewalt und sein Leben entscheiden. Mehr unerschrockenen Herzens, als rascher That, wo es einen Handstreich galt, erbleichte er nicht. „Meine Herren," sagte er, „ich muß Ihnen vor Allem die Versicherung geben, daß meine Armee durch meine Abwesenheit keine Gefahr läuft. Man hat mir vorgeworfen, ich hätte meinen Brief vom 16. Juni mitten aus meinem Lager geschrieben; es war meine Pflicht, mich gegen diese Beschuldigung der Furcht zu verwahren, hinter dem ehrenvollen Walle, den die Liebe der Truppen um mich

bildete, hervorzutreten und allein zu erscheinen. Ein mächtigerer Beweggrund rief mich. Die Gewaltthaten des 20. Juni haben alle guten Bürger und besonders die Armee mit Entrüstung und Schrecken erfüllt. In meinem Heere sind Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten Eins. Ich habe von allen Truppenabtheilungen Adressen voll Ergebenheit an die Constitution und voll Haß gegen die Aufrührer erhalten. Ich habe diesen Kundgebungen Einhalt gethan. Ich habe es über mich genommen, die Gesinnungen Aller für mich allein auszusprechen. Ich rede als Bürger zu Ihnen. Es ist Zeit, die Constitution zu gewährleisten, die Freiheit der Nationalversammlung, die Freiheit des Königs, die Würde desselben sicher zu stellen. Ich richte die dringende Bitte an die Versammlung, die Excesse des 20. Juni als Verbrechen der Beleidigung der Nation verfolgen zu lassen, wirksame Maßregeln zur Wiederherstellung des Ansehens aller bestehenden Gewalten und besonders Ihrer eigenen Autorität und der Autorität des Königs zu ergreifen, und der Armee die Versicherung zu geben, daß die Constitution im Innern keinem Angriffe mehr ausgesetzt sein werde, indessen die tapfern Franzosen ihr Blut zur Vertheidigung der Grenzen verspritzen."

5.

Diese Worte, welche die Girondisten mit dem dumpfen Grolle des Zornes anhörten, wurden von der Majorität der Nationalversammlung mit Beifall aufgenommen. Hinter Lafayette sahen Brissot und Robespierre die Nationalgarde und die Armee. Seine Popularität, die nur noch ein Schatten war, schützte ihn noch. Als aber die im Augenblicke bestürzten Jakobiner und Girondisten sahen, daß das Ganze nur ein Schreckschuß war und die wehrlose Kundgebung weder Bajonette noch Maßregeln im Rückhalte hatte, begannen sie wieder Muth zu fassen. Sie ließen den General ohne Soldaten im Triumphe

durch den Saal schreiten und auf der Bank der demüthigsten Bittsteller Platz nehmen. Sie prüften sogar seinen Einfluß auf die Versammlung, um zu sehen, ob er gediegen sei. „In dem Augenblicke, in welchem ich Herrn von Lafayette erblickte," sagte Guadet ironisch, „stieg ein besonders tröstlicher Gedanke in mir auf: Also haben wir keine auswärtigen Feinde mehr, sprach ich bei mir selbst, also sind die Oesterreicher besiegt! Die Täuschung war von kurzem Bestande; unsere Feinde sind immer noch dieselben, unsere auswärtigen Gefahren haben sich nicht geändert, und doch ist Herr von Lafayette in Paris! Er wirft sich zum Organ der ehrbaren Bürger und der Armee auf. Wer sind diese ehrbaren Bürger? Wie konnte diese Armee berathen? Aber vor Allem zeige er uns seinen Urlaub."

Die Beifallsbezeigungen wendeten sich wieder der Gironde zu. Ramond will Guadet antworten; er hält eine begeisterte Lobrede auf Lafayette, „diesen Erstgebornen der französischen Freiheit, diesen Mann, welcher der Revolution seinen Adel, sein Vermögen, sein Leben geopfert hat!" — „Halten Sie denn seine Leichenrede?" ruft Saladin. Der junge Ducos erklärt, die Freiheit der Berathungen sei durch die Gegenwart eines Armeegenerals unterdrückt. Isnard, Morveau, Ducos, Guadet schaaren sich um die Stufen der Tribüne. Das Wort Verbrecher wird gehört. Vergniaud sagt, Lafayette habe seinen Posten vor dem Feinde verlassen, die Nation habe ihm den Oberbefehl einer Armee anvertraut, nicht einem Feldmarschall, man müsse bloß wissen, ob er sie ohne Urlaub verlassen habe. Guadet beharrt auf seinem Verlangen. Gensonné fordert namentlichen Aufruf. Durch den namentlichen Aufruf erhalten die Freunde Lafayette's eine schwache Majorität. Sein Brief wird an den Zwölferausschuß verwiesen.

Dies war der ganze Sieg, den der Schritt dieses Generals errang. Eine hochherzige Absicht, eine Handlung des persönlichen Muthes, ein paar vernünftige Worte, ein Votum

und sonst nichts. Wie die Girondisten am 20. Juni, wagte Lafayette zu viel oder zu wenig. Drohen ohne zu handeln, heißt in der Politik sich bloßstellen, heißt denjenigen das Geheimniß seiner Schwäche verrathen, welche noch an unsere Stärke glauben können. Hätte Lafayette mit seiner Anwesenheit in Paris einen Staatsstreich versucht, statt einen parlamentarischen Streich zu führen; hätte er sich eines Regimentes, einiger erkaufter Banner der Nationalgarde versichert; wäre er den Jakobinern zu Leibe gegangen, hätte er ihre Klubs geschlossen, während er sich unter dem Jubel der Bürger in die Versammlung begab; hätte er durch seine Freunde einen Antrag vorbereiten lassen, der ihm die Militärdiktatur von Paris, die Verantwortlichkeit für die Constitution, die Bewachung der Versammlung und des Königs übertrug, so hätte er die Aufrührer zermalmen können, während er sie auf diese Art bloß reizte.

6.

Die Versammlung berieth noch. Er hatte sie bereits verlassen. Ein seltenes Lächeln, ein vereinzeltes Händeklatschen war die ganze Eroberung, die er mit sich nahm. Er begab sich zum König. Die königliche Familie war bei demselben versammelt; König und Königin empfingen ihn mit dem seiner Aufopferung gebührenden Dank, aber mit dem Gefühle der Fruchtlosigkeit seines Muthes. Sie fürchteten sogar insgeheim, die durch keine Macht unterstützte Kühnheit dieses Schrittes möchte einen neuen Aufstand gegen den Hof hervorrufen. Lafayette setzte durch diese Maßregel mehr als sein Leben, er setzte seine Popularität für den König auf das Spiel; aber die Königin suchte schon um jene Zeit ihr Heil in größerer Tiefe; sie hatte bei den untergeordneten Aufrührern andere Mirabeau gefunden, die sich zu verkaufen bereit waren. Das Gold der Civilliste floß in die Klubs und die Vorstädte. Danton leitete mit der einen Hand die jungen Leute und den Klub

der Cordeliers, mit der andern die geheimen Fäden der Gewebe des Hofes. Er flößte dem Einen genug Furcht ein, um ihn zum Käufer seiner Nachsicht zu machen; er ließ den Andern den Zügel genug schießen, um ihnen Vertrauen in seine Demagogie einzuflößen; er verrieth beide und gefiel sich in dieser doppelten Macht, die er seiner doppelten Grundsatzlosigkeit verdankte. Daher jenes furchtbare Wort Dantons, das dieser Doppelnatur seiner Stellung entsprach: „Ich will den König retten oder umbringen."

Die Königin ließ Danton in der Nacht mittheilen, daß Lafayette am andern Morgen zur Seite des Königs die von Acloque befehligten Banner der Nationalgarde zu mustern und in einer Ansprache an sie zu einer Reaktion gegen die Gironde und die Klubs aufzufordern beabsichtige. Pétion, der von Danton davon in Kenntniß gesetzt wurde, hintertrieb die beabsichtigte Musterung vor Tag durch einen Gegenbefehl. Lafayette brachte die Nacht in seiner Wohnung unter der Obhut einer Ehrenwache der Nationalgarde zu. Er reiste am andern Tage betrübt wieder ab, um zu seiner Armee zurückzukehren. Indessen verlor er den Muth nicht zu seinem Vorhaben, die Jakobiner einzuschüchtern und den constitutionellen Thron wieder zu befestigen. Was er durch seine persönliche Gegenwart in Paris nicht vermocht hatte, suchte er brieflich zu Stande zu bringen. Er richtete bei seiner Abreise ein Schreiben voll heilsamer Rathschläge und muthvoller Lehren an die Nationalversammlung. Er bedrohte die Aufrührer nachdrücklich in demselben. Diese auf einer Tribüne niedergelegten brieflichen Staatsstreiche scheiterten, wie sie scheitern mußten. Mit der Hand am Schwert kann ein General die Parteien auf seine Seite bringen. Man erlangt nichts von ihnen, als was man ihnen entreißt. Vergniaud, Brissot, Gensonné, Guadet hörten der Verlesung dieser diktatorischen Korrespondenz mit dem Lächeln der Verachtung zu.

7.

Die Reise nach Paris war der einzige Versuch, zur Diktatur zu gelangen, welchen Lafayette in seinem Leben machte. Der Beweggrund war edel, die Gefahr groß, die Mittel null. In einem offenen Schritte unterlegen, nahm Lafayette von diesem Tage an seine Zuflucht zu andern Plänen. Den König zu retten, ihn aus dem Palaste zu entführen, in welchem er ihn zwei Jahre lang bewacht hatte, wurde sein einziger Gedanke. Dieser Plan entsprach dem ganzen Leben Lafayette's, der sich zur Aufgabe gemacht hatte, das Gleichgewicht zwischen dem Volke und dem Könige in der Art zu erhalten, daß der eine Theil durch den andern getragen und die Freiheit zwischen den Parteien aufgerichtet würde. Mirabeau hatte diese Politik seines Nebenbuhlers von ferne vorausgesehen. „Hüten Sie sich vor Lafayette," hatte er zu der Königin in seinen letzten Zusammenkünften mit dieser Fürstin gesagt; „wenn er je die Armee befehligt, wird er den König in seinem Zelte bewachen wollen." Lafayette selbst verhehlte diese Lust nicht, das Protektorat über Ludwig XVI. zu übernehmen. In demselben Augenblicke, in welchem er sich für die Rettung des Königs aufzuopfern schien, schrieb er an seinen Vertrauten Lacombe: „Im Punkte der Freiheit verlasse ich mich weder auf den König, noch auf sonst Jemand, und wenn er den Souverän spielen wollte, würde ich mich wie im Jahre 89 gegen ihn schlagen; im andern Falle kann man sprechen."

Er ließ dem Könige zwei verschiedene Pläne vorschlagen, diesen Fürsten und seine Familie aus Paris zu entführen und in die Mitte seiner Armee zu bringen. Der erste Plan sollte am Jahrestage der Föderation, dem 14. Juli, ausgeführt werden. Lafayette wäre von Neuem mit Luckner nach Paris gekommen, die Generale hätten den König mit ergebenen Truppen umringt. Lafayette hätte eine Ansprache an die auf

dem Marsfelde aufgestellten Banner der Nationalgarde gehalten und den König mit einem Sicherheitsgeleite aus Paris in die Freiheit geführt. Der zweite Plan war, die Truppen Lafayette's eine Bewegung machen zu lassen, welche sie auf zwanzig Meilen in die Nähe von Compiègne gebracht hätte. Lafayette sollte von dort aus zwei Reiterregimenter nach Compiègne werfen, deren er sich sicher glaubte. Am Tage zuvor selbst in Paris angekommen, sollte er den König in die Nationalversammlung begleiten. Der König sollte erklären, daß er sich gemäß der Verfassung, welche ihm gestatte, seinen Sitz zwanzig Stunden weit von der Hauptstadt aufzuschlagen, nach Compiègne begebe. Einige vom General in Bereitschaft gehaltenen und um den Saal aufgestellten Reitereiabtheilungen sollten dem Könige das Geleite geben und seine Abreise sichern. In Compiègne angekommen, wo er im Schoße der Regimenter Lafayette's in Sicherheit wäre, sollte der König der Nationalversammlung Vorstellungen machen und seinen Eid auf die Constitution frei und ohne Zwang wiederholen. Dieser Beweis der Aufrichtigkeit des Königs sollte nach Lafayette genügen, ihm alle Herzen wieder zu gewinnen und Thron und Verfassung sicher zu stellen. Ludwig XVI. sollte unter dem Jubelgeschrei des Volkes wieder in Paris einziehen. Diese Restaurationsträume, welche sich auf einen solchen Umschwung der öffentlichen Meinung gründeten, waren ehrenvoll, aber chimärisch. Mirabeau, Barnave, Lafayette glichen einander alle in ihren Plänen zur Wiederherstellung der Monarchie. Allmächtig im Angriffe, schwach in der Vertheidigung, haben sie zur Zerstörung das Volk, aber zum Wiederaufbau nichts als ihren Muth und ihre Tugend.

8.

Diese einen Augenblick lang besprochenen Pläne wurden nach einander vom Könige verworfen. In den Mittelpunkt der

Gefahr gestellt, fühlte er die Unanwendbarkeit des Heilmittels. Er verließ sich nicht auf jene Reue des Ehrgeizes, die ihm zur Rettung nur dieselben Hände bot, welchen er seinen Sturz verdankte. In Lafayette's Lager übergehen, hieß nur seine Gefangenschaft wechseln. „Wir wissen wohl," sagten die Freunde Ludwigs XVI. „daß Lafayette den König retten wird, aber er wird die Monarchie nicht retten."

Die Königin, die eben so viel Stolz als Muth hatte, hielt es für die tiefste Erniedrigung, das Leben dem Mitleiden Desjenigen abzubetteln, der ihren Stolz so sehr gedemüthigt hatte. Von allen Männern der Gegenwart war derjenige, den sie am meisten verabscheute, Lafayette; denn er war für sie die erste Gestalt der Revolution gewesen. Die Uebrigen bedrohten sie ohne Zweifel, Lafayette demüthigte sie. Gefahren waren ihr lieber als Erniedrigung; sie wies Alles zurück. Ueberdies beruhigten sie ihre geheimen Verbindungen mit Danton. Die Mäßigung, welche sie dem Volke, trotz der Beschimpfungen einiger Wahnsinnigen am 20. Juni, nicht absprechen konnte, hatte sie von ihrer Furcht für das Leben des Königs befreit. Sie glaubte durch die Hände geheimnißvoller Agenten die Fäden des Benehmens der Hauptdemagogen zu leiten. Man täuschte sie über mehre von ihnen, daher jene Gerüchte von Bestechung, welche damals über Robespierre, über Santerre, über Marat selbst im Umlauf waren. Sie hatte eben erst Danton hundertfünfzigtausend Franken zustellen lassen, um den Einfluß dieses Redners auf das Volk der Vorstädte durch Geldaustheilungen zu verstärken. Madame Elisabeth selbst rechnete fest auf Danton. Sie lächelte freundlich jener eingebildeten Macht der Volksgunst zu, die sie für ihren Bruder erkauft wähnte. „Wir fürchten nichts," sagte sie insgeheim zu der Marquisin von Raigecourt, ihrer Vertrauten, „Danton ist mit uns." Die Königin antwortete einem Adjutanten Lafayette's, der sie beschwur, in das Lager der Truppen zu

flüchten: „Wir sind Ihrem General sehr dankbar für seine Absichten, aber es ist besser für uns, drei Monate lang in einem Thurme eingesperrt zu sein.“

Das Geheimniß der Versetzung der königlichen Familie in den Thurm des Tempels am 10. August und der Bereitwilligkeit, womit dieselbe die Tuilerien verließ, liegt in diesem Worte der Marie Antoinette und der Madame Elisabeth. Danton kannte den Gedanken der Königin, und die Königin zählte auf Danton in Betreff dieser vorübergehenden Gefangensetzung des Königs. Schirmherrn gegen Schirmherrn gehalten, zog sie Danton Lafayette'n vor.

9.

Die Girondisten selbst hatten um diese Zeit geheimnißvolle Einverständnisse mit dem Hofe. Aber wenn sich der Patriotismus und der Ehrgeiz der Männer dieser Partei zu diesem Verkehre hergab, so waren sie doch keiner Bestechung zugänglich. Guadet, der vom Hofe unter diesen Rednern am meisten gefürchtet wurde, erhielt Anträge und wies sie mit Entrüstung zurück. Die uneigennützige Gesinnung der republikanischen Tugend des Alterthums erhob die Herzen dieser jungen Männer über solche niedere Versuchungen. Man konnte sie durch Ruhm, durch Mitleiden bestechen, nie durch Geld.

Guadet war mit zwanzig Jahren schon politischer Redner. Seiner beißenden Opposition wegen hatte man ihm lange den Titel eines Advokaten beim Parlament von Bordeaux vorenthalten. Später machte ihn seine Rednergabe in demselben berühmt. Seine Berühmtheit zog die Aufmerksamkeit der Volkspartei auf ihn. Die Wahl zum Abgeordneten entriß ihn dem Privatleben und der Liebe einer jungen Frau, die er kurz zuvor geehlicht hatte. Die politische Bewegung warf ihn auf die Nationaltribüne. Weniger glänzend als die Sprache Vergniaud's, versetzte sein Wort ebenso furchtbare Streiche. Ebenso redlich, aber rauher, wurde er weniger bewundert, mehr gefürchtet.

Der König, welcher Guadet's Einfluß kannte, suchte ihn durch Vertrauen zu gewinnen, diesen Zauber der edeln Herzen. Die Girondisten schwankten noch zwischen der constitutionellen Monarchie und der Republik. Der Demokratie ergeben, waren sie bereit, ihr unter derjenigen Form zu dienen, die ihnen am schnellsten die Leitung derselben sicherte.

Guadet verstand sich zu einer geheimen Zusammenkunft in den Tuilerien. Die Nacht bedeckte seinen Schritt. Eine verborgene Thüre und eine geheime Treppe führte ihn in ein Gemach, wo ihn der König und Marie Antoinette allein erwarteten. Die Einfachheit und Gutmüthigkeit Ludwig's XVI. triumphirten auf den ersten Blick über die politischen Vorurtheile der Redlichen, welche ihm nahten. Er empfing Guadet, wie man eine letzte Hoffnung empfängt. Er schilderte ihm das Entsetzliche seiner Lage als König, und besonders als Gatte und Vater. Die Königin vergoß Thränen vor dem Abgeordneten. Die Unterredung dauerte bis tief in die Nacht. Rathschläge wurden begehrt, ertheilt und — vielleicht nicht befolgt. Redlichkeit lag auf beiden Seiten in den Herzen, Beständigkeit und Festigkeit der Entschließung nicht.

Als Guadet sich zurückziehen wollte, fragte ihn die Königin, ob er den Dauphin nicht zu sehen wünsche, und selbst eine Leuchte vom Kamine nehmend, führte sie ihn in ein Kabinet, wo der junge Prinz lag. Das Kind schlief. Seine lieblichen Züge, sein ruhiger Schlaf in diesem unruhigen Palaste, diese junge Mutter, Frankreichs Königin, die sich so zu sagen mit der Unschuld ihres Sohnes deckte, um das Mitleiden eines Feindes des Königthums zu erregen, rührten Guadet. Er streifte mit der Hand die Haare weg, welche das Gesicht des Dauphin bedeckten, und küßte ihn auf die Stirne, ohne ihn aufzuwecken. „Erziehen Sie ihn für die Freiheit, Madame, sie ist die Bedingung seines Lebens," sagte Guadet zur Königin, und ein paar Thränen stahlen sich unter seinen Wimpern hervor.

So gewinnt die Natur im Herzen des Menschen stets die Oberhand über den Parteigeist. Ein seltenes Schauspiel, welches hier der Geschichte vom Verhängniß geboten wird, liegt in diesem Zimmer, in welchem ein Kind schläft und eine Königin mit eigener Hand leuchtet. Der Mann, welcher weinend die Stirne dieses jungen Königs küßt, ist einer von Denjenigen, die ihm neun Monate später die Krone rauben und das Leben seines Vaters dem Volke opfern werden. Welcher Abgrund ist das Schicksal! welche Nacht die Zukunft! welcher Hohn des Geschickes dieser Kuß Guadet's! Er ging so bewegt von dannen, als hätte er diese unheildrohende Falle unter seinen Füßen vorausgesehen. Der Gefühlsmensch in ihm fürchtete den Staatsmann. So ist der Mensch. Er habe Acht auf sein Leben!

Achtzehntes Buch.

Drittes Schreiben Lafayette's an die Nationalversammlung — Besorgnisse der Patrioten — Robespierre hält sich fern von den Bewegungen — Motionen Danton's — Lafayette von der Nationalversammlung angeklagt — Der König bestätigt die vorläufige Absetzung Pétion's — Gereiztheit der Parteien — Vergniaud ergreift das Wort — Sitten und Wesen Vergniaud's — Seine Erziehung — Seine Charakterschilderung — Rede Vergniaud's — Adresse der Jakobiner an die Föderirten, entworfen von Robespierre — Danton ruft eine neue Petition auf dem Marsfelde hervor.

1.

Kaum war Lafayette in sein Lager zurückgekehrt, als er ein drittes Schreiben an die Versammlung richtete. Es war ebenso hohl und machtlos wie seine Schritte; man hörte es mit Gleichgültigkeit verlesen. „Ich wundere mich," sagte Isnard, „daß die Versammlung diesen aufrührerischen Soldaten nicht schon von ihrer Schranke nach Orleans geschickt hat."

Bei den Jakobinern schien der Streit zwischen Robespierre und den Girondisten einen Augenblick erloschen. Sie wetteiferten nur noch in Beschimpfungen gegen den Hof und in Drohungen gegen Lafayette. Der Ausbruch des 20. Juni hatte diesen Krater des Hasses nicht ausgebrannt. Die Unthätigkeit der Armeen, die wachsenden Gefahren an unsern Grenzen, die zweideutige Haltung Lafayette's, der Rückzug Luckner's, den man für seinen Mitschuldigen hielt, das Vorschieben der Truppen gegen Paris unterhielten den Zorn und die Besorgnisse der Patrioten. Robespierre hielt sich fortwährend fern von den Bewegungen; er stellte sich durch keine Verbindung

mit irgend einer der gewaltthätigen Parteien bloß und versenkte sich in die allgemeinen Verhältnisse der öffentlichen Sache. Beobachten, beleuchten und das Volk auf alle seine Gefahren aufmerksam machen, war die einzige Rolle, die er spielte. Seine Popularität war groß, aber kalt und nachdenklich, wie diese Rolle.

Das Murren der Ungeduldigen unterbrach oft seine langen Reden auf der Tribüne der Jakobiner. Er verschluckte harte Demüthigungen mit unerschütterlicher Kälte. Sein natürliches Gefühl, das der Veränderlichkeit der Meinung gewiß war, schien ihm zum Voraus zu offenbaren, daß bei diesem Zusammenstoße entgegengesetzter und ungeregelter Meinungen die Herrschaft dem Unwandelbarsten und Geduldigsten verbleiben würde. Danton stellte bei den Cordeliers und den Jakobinern furchtbare Anträge und schien seine Kraft gerade im Aergerniß seiner Gewaltthätigkeiten gegen den Hof zu suchen. Er maskirte auf diese Art seine Einverständnisse mit dem Schlosse. „Ich übernehme die Verbindlichkeit," rief er, „den Schrecken in einen verruchten Hof zu werfen! Er entwickelt nur deßhalb so viel Kühnheit, weil wir zu schüchtern gewesen sind. Das Haus Oesterreich hat von jeher Frankreich Unheil gebracht. Verlanget ein Gesetz, welches den König zwingt, seine Frau zu verstoßen und mit aller ihr gebührenden Rücksicht, Schonung und Sicherheit nach Wien zurückzuschicken!" Dies hieß die Königin selbst durch den Haß retten, den man gegen sie nährte.

Brissot, der so lange Lafayette's Freund gewesen, gab ihn endlich dem Zorne der Jakobiner preis. „Dieser Mensch hat die Maske gelüftet," sagte er; „irre geleitet durch einen blinden Ehrgeiz, wirft er sich zum Protektor auf. Diese Kühnheit wird ihn vernichten. Was sage ich! Sie hat ihn schon vernichtet. Als Cromwell die Sprache des Gebieters gegen das Parlament von England führen zu können glaubte, war er von einer Armee von Schwärmern umgeben und hatte Siege

erfochten. Wo sind die Lorbeere Lafayette's, wo sind seine Seiden? Wir werden seine Anmaßung züchtigen, und ich will seinen Verrath beweisen. Ich will beweisen, daß er eine Art constitutioneller Aristokratie einzuführen gedenkt, daß er sich mit Luckner ins Einvernehmen gesetzt hat, daß er die Zeit, die ihm zum Siege an den Grenzen gegeben war, mit Petitionen in Paris vergeudet hat. Fürchten wir nichts, als unsere Spaltungen. Ich für meine Person," fügte er, sich gegen Robespierre wendend, hinzu, „ich erkläre, daß ich Alles vergesse, was vorgefallen ist!" — „Und ich," antwortete Robespierre, einen Augenblick ergriffen, „ich habe an dem Vergnügen, das mir diesen Morgen die Rede Guadet's in der Versammlung bereitet hat, und das mir in diesem Augenblicke die Worte Brissot's bereiten, die innere Erfahrung gemacht, daß auch in meinem Herzen Vergessenheit und Einigkeit wohnen. Einigen wir uns, um Lafayette anzuklagen!"

2.

Kräftige Petitionen von verschiedenen Sektionen von Paris antworteten auf den Gedanken Robespierre's, Danton's, Brissot's und begehrten ein furchtbares Beispiel an Lafayette und ein Gesetz über die Gefahr des Vaterlandes. Lafayette hatte die Revolution, indem er sie mit seinem Schwerte bedrohte, nur zu größerer Wuth aufgestachelt. „Führet einen Hauptstreich," riefen die patriotischen Petitionssteller, „entlasset den Generalstab der Nationalgarde, diese städtische Feudalherrschaft, worin der Verräthergeist Lafayette's noch lebt und den Patriotismus vergiftet."

Das Volk rottete sich von Neuem in den öffentlichen Gärten zusammen. Ein Haufen verfügte sich vor das Haus Lafayette's und verbrannte einen Freiheitsbaum, den die Offiziere vor seiner Thüre aufgepflanzt hatten, um ihren General zu ehren. Man fürchtete in jedem Augenblicke eine neue Invasion der

Vorstädte. Pétion richtete zweideutige Proklamationen an die Bürger, in welchen sich die Aufreizungen gegen den Hof mit den väterlichen Ermahnungen der Obrigkeit mischten. Der König bestätigte die vorläufige Entsetzung Pétion's von seinem Amte als Maire von Paris. Die Aufrührer empörten sich darüber, daß man ihnen ihren Mitschuldigen raubte. Pétion's Popularität steigerte sich zur Wuth. Das Geschrei: Pétion oder Tod! antwortete auf seine Absetzung. Die Nationalgarde und die Sansculottes schlugen sich im Palais-Royal. Die Föderirten der Departemente kamen schaarenweise an und verstärkten ihre Verbündeten in Paris. Die Adressen der Departemente und der Städte, welche die Deputationen dieser Föderirten brachten, athmeten den Zorn der Nation. „König der Franzosen, lies das Schreiben Roland's und lies es wieder! Wir kommen, alle Verräther zu bestrafen. Frankreich muß in Paris sein, um alle Feinde des Volkes daraus zu verjagen! Der Sammelplatz ist unter den Mauern Deines Palastes! Rücken wir dahin!" sagten die Föderirten von Brest.

Der Minister des Innern verlangte Gesetze gegen diese aufrührerischen Zusammenrottungen. Die Nationalversammlung antwortete ihm mit Genehmigung dieses stürmischen Zusammentrittes in Paris und dem Beschlusse, daß die Nationalgardisten und Föderirten, welche sich einfänden, bei den Bürgern eingelagert werden sollten. Der eingeschüchterte König bestätigte diesen Beschluß. Ein Lager unter Soissons wurde angeordnet. Die Straßen bedeckten sich mit Menschen, welche nach Paris strömten. Luckner räumte Belgien ohne Kampf. Im ganzen Reiche erscholl der Ruf Verrath. Straßburg begehrte Verstärkung. Der Prinz von Hessen, ein aus seinem Vaterlande verwiesener Revolutionär im Dienste Frankreichs, erbot sich gegen die Versammlung, Straßburg gegen die Oesterreicher zu vertheidigen und seinen Sarg auf den Wällen vor sich hertragen zu lassen, um sich an seine Pflicht zu erinnern

und sich jede andere Aussicht zu verschließen, als den Tod. Sieyès verlangte, daß man in allen dreiundachtzig Departementen die Fahne der Gefahr des Vaterlands aufstecken sollte. „Tod der Nationalversammlung, Tod der Revolution, Tod der Freiheit, wenn die Guillotine von Orleans nicht Gerechtigkeit an Lafayette übt!“ Dies war das allgemeine Geschrei bei den Jakobinern.

3.

Die Nationalversammlung antwortete auf dieses Mordgeschrei mit krampfhaften Zuckungen. Endlich erscholl eine jener großen Stimmen, welche den Schrei eines ganzen Volkes in sich vereinigen und der öffentlichen Leidenschaft das Licht und den Klang des Genius verleihen. Vergniaud ergriff das Wort in der Sitzung des 3. Juli und verlangte, sich zum ersten Mal auf die Höhe seiner Beredsamkeit emporschwingend, wie sein Lenker und Freund Sieyès, daß man das Vaterland in Gefahr erkläre.

Bisher war Vergniaud nur beredt gewesen; an diesem Tage wurde er die Stimme des Vaterlands. Er blieb es bis zu dem Tage, an welchem seine Stimme in seinem Blute erstickte. Er war Einer von jenen Männern, welche es nicht nöthig haben, langsam in einer Versammlung groß zu werden. An dem Tage, an welchem ihnen die Ereignisse ihre Rolle anweisen, stehen sie groß, stehen sie einzig da. Vergniaud war erst vor wenigen Monaten nach Paris gekommen. Uebersehen, unbekannt, bescheiden, ohne Ahnung dessen, was er war, hatte er sich mit Drei seiner Collegen aus dem Süden in einem armseligen Gemach der Straße des Jeûneurs und dann in einem entfernten, von den Tivoligärten umgebenen Gartenhause der Vorstadt eingemiethet. Die Briefe, die er an seine Familie schrieb, sind voll der geringfügigsten Einzelnheiten dieses stillen Hauswesens. Er hat kaum zu leben. Er

überwacht seine kleinsten Ausgaben mit der strengsten Sparsamkeit. Einige Louisd'or, um die er seine Schwester gebeten hat, scheinen ihm eine hinreichende Summe, seinen Unterhalt auf lange Zeit zu bestreiten. Er schreibt, man solle ihm auf dem wohlfeilsten Wege etwas Weißzeug schicken. Er denkt nicht auf Reichthum, nicht einmal auf Ruhm. Er kommt auf den Posten, den ihm die Pflicht anweist. Er erschrickt in seiner patriotischen Einfalt über die Mission, welche ihm Bordeaux ertheilt. Die Redlichkeit des Alterthums spricht aus den vertraulichen Ergüssen dieser Korrespondenz mit den Seinigen. Seine Familie hat Ansprüche bei Ministern geltend zu machen. Er verweigert ihnen seine Verwendung aus Furcht, eine Gerechtigkeit, die er fordere, möchte in seinem Munde als Vergünstigung erscheinen, die er erzwinge. „Ich habe mich in diesem Punkte durch das Zartgefühl gebunden, ich habe mir selbst dieses Gesetz gegeben," sagte er zu seinem Schwager Alluaud von Limoges, seinem zweiten Vater.

Alle diese vertraulichen Gespräche zwischen Vergniaud, seiner Schwester und seinem Schwager athmen Einfalt, Zartheit, Häuslichkeit. Die Wurzeln des öffentlichen Charakters stehen rein im Boden des häuslichen. Keine Spur von Parteigeist, von Schwärmerei für die Republik, von Haß gegen den König zeigt sich im Heiligthum der Gefühle Vergniaud's. Er spricht von der Königin mit Rührung, von Ludwig XVI. mit Theilnahme. „Das zweideutige Benehmen des Königs," schreibt er um jene Zeit, „mehrt unsere Gefahren und die seinigen. Man versichert mir, er komme heute in die Versammlung. Wenn er sich nicht auf entschiedene Weise ausspricht, so bereitet er irgend eine große Katastrophe vor. Er hat alle Hände voll zu thun, um so viele falsche Maßregeln in Vergessenheit zu bringen, welche man als Verräthereien betrachtet." Und weiter unten von seiner Theilnahme für den König auf sein eigenes Hauswesen zurückzukommend, schreibt

er: „Ich habe kein Geld; meine alten Gläubiger von Paris suchen mich auf, ich bezahle ihnen jeden Monat etwas; der Hauszins ist theuer; es ist unmöglich, das Ganze zu bezahlen.“ Dieser junge Mann, dessen Wink einen Thron zerbrach, hatte in dem Reiche, das er umzustürzen im Begriffe stand, kaum eine Stätte, wo er sein Haupt niederlegen konnte.

4.

Durch Turgot's Wohlthätigkeit, welcher damals Intendant von Limousin war, im Jesuitencollegium erzogen, war Vergniaud nach Vollendung seiner Studien in das Seminar getreten. Er wollte sich aus Frömmigkeit dem Priesterthum widmen; aber er wich vor dem letzten Schritte zurück und trat wieder in den Schooß seiner Familie. Vereinzelt und traurig, ergoß sich seine Einbildungskraft zuerst in Dichtungen, ehe sie in Reden ausströmte. Er spielte mit seinem Geiste, ohne ihn zu kennen. Zuweilen schloß er sich in sein Zimmer ein, träumte sich ein Volk als Zuhörerschaft und hielt Reden über eingebildete Katastrophen aus dem Stegreife. Eines Tages hörte ihn sein Schwager Alluaud durch die Thüre. Er hatte ein Vorgefühl von dem Ruhme, der über seine Familie kommen sollte; er schickte ihn nach Bordeaux zum Studium der Rechtspraxis.

Der Studirende wurde dem Präsidenten Dupaty, einem berühmten Schriftsteller und beredten Parlamentsgliede, empfohlen. Dupaty faßte für den jungen Menschen eine unbestimmte Hoffnung zukünftiger Größe. Er liebte ihn, er förderte ihn, er reichte ihm die Hand und ließ ihn bei sich arbeiten. Es gibt im Geiste Verwandtschaften, wie im Blute. Der berühmte Mann wurde der geistige Vater des Waisen. Dupaty's Sorgfalt für Vergniaud erinnerte an die Schutzverhältnisse des Alterthums, wie wir sie bei Hortensius und Cicero finden. „Ich habe die Pension Ihres Schwagers aus meinen Mitteln bezahlt und werde sie für weitere Jahre aus meinen Mitteln bezahlen,“

schrieb Dupaty an Alluaud. „Ich werde ihm Rechtssachen zuwenden, wie er sie selbst auswählt; er bedarf nichts, als Zeit: eines Tags wird er seinem Namen große Ehre machen. Verhelfen Sie ihm zur Anschaffung seiner dringendsten Bedürfnisse; er hat noch keine Amtskleidung. Ich schrieb seinem Oheim, um seinen Edelmuth anzuregen; ich hoffe, wir werden einen Rock von ihm herausschlagen. Verlassen Sie sich im Uebrigen auf mich, und rechnen Sie auf die Theilnahme, welche mir sein Mißgeschick und seine Talente einflößen."

Verginaud bewahrheitete bald diese Weissagungen einer hohen Gönnerschaft. Er lernte bei Dupaty die strengen Tugenden des Alterthums, sowie die majestätischen Formen des römischen Gerichtswesens. Der Bürger fühlte sich unter dem Rechtsanwalt, der redliche Mann verlieh dem Worte Ansehen, Gewissenhaftigkeit. Kaum durch die ersten Anwaltsgebühren bereichert, beraubt er sich derselben und verkauft das kleine Erbtheil, das er von seiner Mutter erhalten, um die Schulden seines verstorbenen Vaters zu bezahlen. Er löst die Ehre seines Andenkens mit Allem aus, was er besitzt; er kommt beinahe als Bettler in Paris an. Boyer-Fonfrède und Ducos von Bordeaux, seine beiden Freunde, nehmen ihn als Gast an ihren Tisch und unter ihr Dach. Gleich allen Menschen, welche eine große innere Stärke in sich fühlen, unbekümmert um die Mittel des Erfolges, arbeitete Vergniaud wenig und vertraute der Gelegenheit und der Natur. Seine unglückliche Indolenz liebte den Schlaf und überließ sich gern der Gleichgültigkeit der Jugend und des Genies. Man mußte ihn schütteln, um ihn aus seinem jugendlichen Nichtsthun aufzuwecken und auf die Tribüne oder in den Rathssaal zu treiben. Für ihn gab es, wie für die Orientalen, keinen Uebergang zwischen Müßiggang und Heldenthum. Die Thätigkeit riß ihn fort, aber ermüdete ihn schnell. Er sank in die Träumerei des Talentes zurück.

Brissot, Guadet, Gensonné nahmen ihn zu Frau Roland

mit. Sie fand ihn nicht männlich, nicht ehrgeizig genug für ihren Geist. Seine südlichen Gewohnheiten, sein literarischer Geschmack, seine Neigung zu einer weniger gebieterischen Schönheit führten ihn unaufhörlich in die Gesellschaft einer Schauspielerin des Theatre-Français, Madame Simon-Candeille, zurück. Er hatte unter einem andern Namen einige Scenen des damals berühmten Drama's: Die schöne Pächterin, für sie geschrieben. Diese junge Frau, Dichterin, Schriftstellerin und Schauspielerin zugleich, entfaltete in diesem Drama alle Reize ihrer Seele, ihres Talentes und ihrer Schönheit. Vergniaud berauschte sich in diesem Leben voll Kunst, Musik, Deklamation und Vergnügen; er eilte, seine Jugend zu genießen, als fühlte er, daß sie bald gepflückt würde. Er war gewöhnlich nachdenklich und träge. Er stund gegen Mittag auf; er schrieb wenig und auf zerstreute Blätter; er legte das Papier auf seine Kniee, wie ein Mensch, welcher Eile hat und sich die Zeit abringt; er setzte seine Reden langsam in seinen Träumereien zusammen und prägte sie sich durch Notizen ins Gedächtniß; er glättete seine Beredsamkeit nach Muße, wie der Soldat seine Waffe in der Ruhe. Seine Streiche sollten nicht nur tödtlich sein, sie sollten glänzen; es war ihm eben so sehr um die Kunst, als um die Politik zu thun. War der Streich geführt, so überließ er die Wirkung dem Schicksal und sich auf's Neue der Schlaffheit. Er war nicht der Mann aller Stunden, er war der Mann der entscheidenden Tage.

5.

Vergniaud war von mittlerer Größe. Sein starker und gedrungener Körperbau erinnerte an die Bildsäule des Redners: man fühlte an ihm den Wortkämpfer; seine Nase war kurz, breit und an den Flügeln stolz zurückgebogen; seine etwas dicken Lippen zeichneten einen vollen Mund; man sah, daß sie dazu gebildet waren, das Wort in großen Wogen hervorströmen

zu lassen, wie die Lippen eines Triton an der Oeffnung einer Hauptquelle; seine schwarzen, blitzenden Augen schienen unter den hervorragenden Wimpern zu sprühen; seine breite und flache Stirne hatte jene Glätte des Spiegels, aus welcher die Intelligenz zurückstrahlt; seine kastanienbraunen Haare wogten, wenn er das Haupt schüttelte, wie die Haare Mirabeau's. Blatternarben fleckten die Haut seines Gesichtes, wie der Marmor gefleckt ist, über den der Diamanthammer des Bildhauers gegangen. Seine blasse Farbe hatte das Gelbliche der tiefen Bewegungen. In der Ruhe hätte Niemand diesen Menschen unter der Menge bemerkt. Er wäre mit dem gemeinen Haufen vorübergegangen, ohne den Blick zu treffen oder auf sich zu ziehen. Aber wenn die Seele sich über seine Physiognomie ausgoß, wie das Licht über eine Büste, sprach der Gesammtausdruck seines Gesichtes das Ideale, den Glanz und die Schönheit aus, welche keiner seiner Züge einzeln besaß. Er verklärte sich durch Beredsamkeit. Die zuckenden Muskeln seiner Augenlider, seiner Schläfe, seiner Lippen formten sich nach seinen Gedanken ab und verschmolzen seine Physiognomie mit dem Gedanken selbst; es war die Verkörperung des Genius. Das Licht Vergniaud's war das Wort; das Piedestal seiner Schönheit die Tribüne. Wenn er von ihr herabgestiegen war, verschwand sie; der Redner war nur noch Mensch.

6.

Dies war der Mann, der am 3. Juli die Tribüne der Nationalversammlung bestieg und sich in der Haltung der Bestürzung und des Zornes, die Hand über den Augen, eine Minute lang in seinen Gedanken sammelte, ehe er sprach. Das Zittern seiner Stimme bei den ersten Worten, die er vorbrachte, und der ernste, ungewöhnlich tiefe und grollende Ton seines Wortes, seine niedergeschlagene Geberde, die düstere und concentrirte Energie seines Gesichtes verriethen den Kampf

eines verzweifelten Entschlusses in ihm und versetzten die Versammlung zum Voraus in eine tiefe Bewegung, die so unheimlich war, als die Physiognomie des Redners. Es war einer von jenen Tagen, an welchen man auf Alles gefaßt ist.

„Welche seltsame Lage," grollte Vergniaud, „in der sich die Nationalversammlung befindet! Welches Verhängniß, das uns verfolgt und uns jeden Tag durch Ereignisse bezeichnet, welche Unordnung in unsere Arbeiten bringen und uns unaufhörlich in die stürmische Aufregung der Besorgnisse, der Hoffnungen, der Leidenschaften zurückwerfen! Welch furchtbarer Sturm in Frankreich, der uns beinahe zweifeln läßt, ob die Revolution rückwärts oder vorwärts ihrem Ziele entgegenschreitet! In dem Augenblicke, in welchem unsere nordischen Heere Fortschritte in Belgien zu machen scheinen, sehen wir sie plötzlich vor dem Feinde zurückweichen. Man wirft den Krieg auf unser Gebiet zurück. Wir werden dem unglücklichen Belgien nichts zurücklassen, als die Erinnerung an die Feuersbrünste, welche unserem Rückzuge geleuchtet haben. Von der Rheinseite strömen die Preußen ohne Unterlaß gegen unsere bloßgestellten Grenzen an. Wie kommt es, daß man gerade im Augenblick einer für das Leben der Nation so entscheidenden Krisis die Bewegung unserer Armeen einstellt, daß man durch eine plötzliche Auflösung des Ministeriums die Bande des Vertrauens zerreißt und das Heil des Reiches dem Zufalle und unerfahrenen Händen anheimgibt? Sollte es wahr sein, daß man unsere Triumphe fürchtet? Dürstet man nach dem Blute der Armee von Koblenz, oder nach dem unsrigen? Wenn uns der Fanatismus der Priester zugleich den Zerfleischungen des Bürgerkrieges und dem Einfalle der auswärtigen Feinde preiszugeben droht, welche Absicht haben dann Diejenigen, welche mit unüberwindlicher Hartnäckigkeit darauf hinarbeiten, daß unsern Dekreten die Bestätigung versagt wird? Wollen sie

über entvölkerte Städte, über verheerte Gefilde herrschen? Was ist genau die Menge von Thränen, von Jammer, von Blut, von Todten, welche ihrer Rache genügt? Kurz, wie steht es mit uns? Und Euch, meine Herren, deren Muth die Feinde der Constitution erschüttert zu haben sich schmeicheln, Euch, deren Gewissen und Redlichkeit sie täglich zu beunruhigen suchen, indem sie Eure Freiheitsliebe als Aufruhrgeist bezeichnen, als hättet Ihr vergessen, daß ein despotischer Hof und die feigen Helden der Aristokratie diesen Namen Aufrührer den Repräsentanten, welche den Eid im Ballhause geleistet, den Eroberern der Bastille, allen Schöpfern und Verfechtern der Revolution gegeben haben; Euch, die man nur deßhalb verleumdet, weil Ihr der Kaste fremd seid, welche durch die Constitution in den Staub gestürzt wurde, und weil die entarteten Menschen, welche den Verlust der schmachvollen Ehre bedauern, vor derselben zu kriechen, keine Hoffnung haben, Mitschuldige an Euch zu finden (Beifall); Euch, die man gern dem Volke entfremden möchte, weil man weiß, daß das Volk Eure Stütze ist, und daß es, wenn Ihr durch strafbaren Abfall von seiner Sache von ihm verlassen zu werden verdientet, etwas Leichtes wäre, Euch aufzulösen; Euch, die man veruneinigen wollte, aber die Ihr Eure Uneinigkeiten und Streitigkeiten bis nach dem Kriege verschieben werdet, und die Ihr Euren gegenseitigen Haß nicht süß genug findet, um diesen höllischen Genuß dem Wohle des Vaterlandes vorzuziehen; Euch, die man durch bewaffnete Petitionen in Schrecken setzen wollte, als wüßtet Ihr nicht, daß im Anfange der Revolution das Heiligthum der Freiheit von den Satelliten des Despotismus umringt, Paris von der Armee des Hofes belagert war, und daß diese Tage der Gefahr die Tage des Ruhmes unserer ersten Nationalversammlung waren — Euch, meine Herren, will ich auf den Zustand der Krisis aufmerksam machen, in welchem wir uns befinden. Diese innern Unruhen haben zwei Ursachen: Umtriebe

der Aristokratie, Umtriebe der Priesterschaft; Alle arbeiten auf dasselbe Ziel hin, die Contrerevolution.

7.

„Der König hat Eurem Dekrete über die Religionswirren die Genehmigung versagt. Ich weiß nicht, ob der finstere Geist der Medicis und des Kardinals von Lothringen noch unter den Wölbungen des Palastes der Tuilerien umherirrt, und ob das Herz des Königs durch die phantastischen Ideen beunruhigt wird, die man ihm beibringt; aber man kann, ohne ihn zu beschimpfen und als den gefährlichsten Feind der Revolution anzuklagen, nicht annehmen, daß er durch die Straflosigkeit den Priesterehrgeiz zu den verbrecherischen Umtrieben ermuntern und den übermüthigen Lehensträgern der Tiara die Macht zurückgeben wolle, mit der sie Könige und Völker in gleicher Weise unterdrückt haben; man kann, ohne ihn zu beschimpfen und für den grausamsten Feind des Reiches zu erklären, nicht annehmen, daß es ihm Freude mache, den Aufstand fortzupflanzen, die Gesetzlosigkeit zu verewigen, die ihn durch den Bürgerkrieg in seinen Untergang stürzen würde. Ich schließe daraus, daß, wenn er sich Euren Dekreten widersetzt, dies deßhalb geschieht, weil er sich ohne die ihm von Euch gebotenen Mittel für mächtig genug hält, den öffentlichen Frieden zu erhalten. Wenn also der öffentliche Friede nicht erhalten wird, wenn die Fackel des Fanatismus das Reich wieder in Brand zu stecken droht, wenn die Gewaltthaten der Religion fortwährend die Departemente verheeren, so sind die Agenten der königlichen Autorität selbst die Ursache aller unserer Uebel. Wohlan! sie seien mit ihrem Kopfe für alle Unruhen verantwortlich, zu denen die Religion den Vorwand leiht! Zeiget in dieser furchtbaren Verantwortlichkeit das Ende Eurer Geduld und der Besorgnisse der Nation!

„Eure Sorge für die äußere Sicherheit des Reiches hat

Euch veranlaßt, die Bildung eines Lagers unter den Mauern von Paris zu beschließen. Alle Föderirten Frankreichs sollten am 14. Juli sich dort einfinden und den Eid wiederholen, als freie Männer zu leben oder zu sterben. Der vergiftete Hauch der Verleumdung hat dieses Vorhaben geschwärzt. Der König hat seine Genehmigung verweigert. Ich achte die Ausübung eines constitutionellen Rechtes zu sehr, als daß ich Euch vorschlagen sollte, die Minister für diese Weigerung verantwortlich zu machen; aber wenn der Fall eintritt, daß vor der Versammlung der Truppen der Boden der Freiheit entheiligt wird, so sollt Ihr sie als Verräther behandeln. Man wird sie selbst in den Abgrund werfen müssen, den ihre Sorglosigkeit oder ihr böser Wille unter den Füßen der Freiheit gegraben hat. Zerreißen wir endlich die Binde, welche Intrigue und Schmeichelei um die Augen des Königs gelegt haben, und zeigen wir ihm das Ziel, an welches ihn verrätherische Freunde zu führen bemüht sind!

„Im Namen des Königs wiegeln die französischen Prinzen die Höfe Europa's gegen uns auf; um die Würde des Königs zu rächen, wurde der Vertrag von Pillnitz geschlossen; um den König zu vertheidigen, sieht man in Deutschland die alten Compagnien der Leibgarde unter die Fahne der Rebellion eilen; um dem Könige zu Hülfe zu kommen, lassen sich die Ausgewanderten in die österreichischen Heere einreihen und bereiten sich, den Busen des Vaterlandes zu zerfleischen; um sich mit diesen ritterlichen Kämpen der königlichen Vorrechte zu vereinigen, verlassen Andere ihre Posten im Angesichte des Feindes, verrathen ihre Eide, bestehlen die Kassen, bestechen die Soldaten und setzen somit ihre Ehre in die Feigheit, den Meineid, die Unbotmäßigkeit, den Diebstahl und den Meuchelmord. Kurz, an den Namen des Königs knüpft sich alles Unheil.

„Ich lese aber in der Constitution: Wenn sich der König an die Spitze einer Armee stellt und ihre Streitkräfte gegen

die Nation führt, oder wenn er sich nicht durch einen förmlichen Akt einem solchen, in seinem Namen unternommenen Beginnen widersetzt, soll es angesehen werden, als hätte er auf das Königthum verzichtet. Vergebens würde der König antworten: Es ist wahr, daß die Feinde der Nation nur die Wiederherstellung meiner Macht als Zweck ihrer Maßregeln angeben; aber ich habe bewiesen, daß ich nicht ihr Mitschuldiger bin: ich habe der Constitution gehorcht, ich habe Truppen ins Feld gestellt. Es ist wahr, daß diese Armeen schwach waren; aber die Constitution bestimmt den Grad der Stärke nicht, den ich ihnen geben sollte. Es ist wahr, daß ich sie zu spät gesammelt habe; aber die Constitution bestimmt die Zeit nicht, in welcher ich sie sammeln sollte. Es ist wahr, daß sie durch Reservelager hätten unterstützt werden können; aber die Constitution nöthigt mich nicht, Reservelager zu bilden. Es ist wahr, daß ich den Generalen, als sie ohne Widerstand gegen das feindliche Gebiet vorrückten, Befehl zum Rückzuge gegeben habe; aber die Constitution gebietet mir nicht, zu siegen. Es ist wahr, daß meine Minister die Nationalversammlung über Zahl, Stellung und Verproviantirung der Truppen getäuscht haben; aber die Constitution gibt mir das Recht, meine Minister zu wählen, sie befiehlt mir nirgends, mein Vertrauen den Patrioten zu schenken und die Feinde der Revolution zu entlassen. Es ist wahr, daß die Nationalversammlung Dekrete erlassen hat, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes nothwendig sind, und daß ich mich geweigert habe, dieselben zu bestätigen; aber die Constitution spricht mir diese Befugniß zu. Es ist endlich wahr, daß die Contrerevolution im Werk ist, daß der Despotismus seinen eisernen Scepter wieder in meine Hände legen will, daß ich Euch damit zerschmettern werde, daß Ihr kriechen werdet, daß ich Euch für die Frechheit, frei sein zu wollen, züchtigen werde; aber das Alles geschieht im Wege der Constitution. Es ist kein Akt von mir ausgegangen, wel-

chen die Constitution verdammt. Es ist also nicht gestattet, an meiner Treue gegen sie und meinem Eifer für ihre Vertheidigung zu zweifeln. (Lebhafter Beifall.)

„Wenn es möglich wäre, meine Herren, daß im Jammer eines verderblichen Krieges, in den Wirrsalen einer contrerevolutionären Umwälzung der König der Franzosen eine solche höhnische Sprache führte; wenn es möglich wäre, daß er von seiner Liebe für die Constitution mit einer so beschimpfenden Ironie spräche: hätten wir dann nicht das Recht, ihm zu antworten:

8.

„O König, der du ohne Zweifel mit dem Tyrannen Lysander geglaubt hast, Wahrheit und Lüge habe den gleichen Werth, und man müsse die Menschen mit Eiden unterhalten, wie man die Kinder mit Knöpfen unterhält; der du nur deßhalb Liebe zu den Gesetzen geheuchelt, damit du die Macht behieltest, mittelst der du ihnen Trotz bieten könntest; zur Constitution, damit sie dich nicht vom Throne stürzte, auf dem du bleiben mußtest, um sie zu vernichten; zur Nation, damit sie dir den Erfolg deiner Verräthereien sicherte, indem du ihr Zutrauen einzuflößen suchtest, glaubst du uns jetzt mit heuchlerischen Protestationen hintergehen zu können? Glaubst du uns durch die Schlauheit deiner Entschuldigungen und die Frechheit deiner Sophismen über die Ursache unserer Unglücksfälle täuschen zu können? Hieß es uns vertheidigen, wenn du den Soldaten des Auslandes Streitkräfte entgegensetztest, welche zu schwach waren, um uns zum Voraus an ihrer Niederlage zweifeln zu lassen? Hieß es uns vertheidigen, wenn du die Pläne beseitigtest, welche das Innere des Reiches befestigen sollten, oder wenn du dich zum Widerstande für die Zeit rüstetest, wo wir bereits die Beute der Tyrannen geworden wären? Hieß es uns vertheidigen, wenn du einen General nicht absetztest, welcher die Constitution verletzte, während du den Muth

derjenigen in Fesseln schlugest, welche ihr dienten? Hieß es uns vertheidigen, wenn du durch fortwährende Aenderung des Ministeriums die Regierung ohne Unterlaß lähmtest? Ueberließ dir die Constitution die Wahl der Minister zu unserem Heil oder zu unserem Untergang? Stellte sie dich an die Spitze der Armee zu unserem Ruhme oder zu unserer Schmach? Gab sie dir endlich das Recht der Bestätigung, eine Civilliste und so große Vorrechte, um Constitution und Reich auf dem Wege der Constitution zu verderben? Nein, Mann, den der Edelmuth der Franzosen nicht zu rühren vermochte, Mann, den bloß die Liebe zum Despotismus empfänglich zu machen vermochte, du hast der Constitution den Eid nicht gehalten! Sie kann umgestürzt werden, aber du wirst die Frucht deines Meineides nicht ernten! Du hast dich nicht durch einen förmlichen Akt den Siegen widersetzt, welche in deinem Namen über die Freiheit erfochten werden; aber du wirst die Früchte dieser unwürdigen Triumphe nicht einheimsen! Du bist nichts mehr für diese Constitution, die du so schmählich verletzt, nichts mehr für dieses Volk, das du so feige verrathen hast! (Wiederholter Beifall.)

„Da die Thatsachen, auf die ich mich so eben bezogen habe, zum Theil in höchst auffallenden Beziehungen mit mehren Handlungen und Verbindungen des Königs stehen; da es gewiß ist, daß die falschen Freunde, welche ihn umgeben, den Verschworenen von Koblenz verkauft sind und den König zu verderben trachten, um die Krone auf das Haupt dieses oder jenes Leiters ihrer Complotte zu setzen; da die Sicherheit seiner Person, wie die Sicherheit des Reiches erfordert, daß sein Benehmen nicht mehr vom Argwohn umringt werde, schlage ich eine Adresse vor, welche ihn an die Wahrheiten erinnert, die ich so eben ausgesprochen habe, und welche ihm zeigt, daß die Neutralität, die er zwischen dem Vaterlande und Koblenz beobachte, ein Verrath an Frankreich wäre.

9.

„Ich verlange überdies, daß Ihr das Vaterland in Gefahr erkläret. Ihr werdet sehen, wie auf diesen Schreckensruf alle Bürger sich sammeln, das Land sich mit Soldaten füllt und die Wunder sich erneuern, durch welche sich die Völker des Alterthums mit Ruhm bedeckt haben. Sind die wiedergeborenen Franzosen von 89 von diesem Patriotismus abgefallen? Ist der Tag nicht gekommen, der Diejenigen vereinigt, welche in Rom geblieben, und Diejenigen, welche auf dem aventinischen Berge stehen? Wartet Ihr, bis — der Mühseligkeiten der Revolution müde, oder durch die Gewohnheit, um das Schloß herum Parade zu machen, verderbt — Schwachköpfe von Freiheit ohne Begeisterung und von Knechtschaft ohne Entsetzen reden lernen? Was bereitet man uns? Will man die Soldatenherrschaft wieder herstellen? Man hat den Hof im Verdacht verrätherischer Pläne; er setzt Gerüchte von militärischen Bewegungen, von Kriegsgesetz in Umlauf; man macht die Einbildungskraft mit dem Blute des Volkes vertraut. Der Palast des Königs der Franzosen hat sich plötzlich in eine Feste verwandelt. Wo sind indessen seine Feinde? Gegen wen sind diese Kanonen, diese Bajonette gerichtet! Die Freunde der Constitution sind aus dem Ministerium vertrieben worden. Die Zügel der Regierung schwanken in dem Augenblicke in den Händen des Zufalls, in welchem eben so viel Kraft als Patriotismus erforderlich wäre, sie zu lenken. Ueberall nährt man die Zwietracht; der Fanatismus triumphirt. Die Nachsicht der Regierung erhöht die Kühnheit der fremden Mächte, welche Armeen und Fesseln gegen uns in Bereitschaft setzen, und erkältet die Sympathie der Völker, welche geheime Wünsche für den Triumph der Freiheit nähren. Die feindlichen Schaaren wanken. Intrigue und Arglist spinnen Verrath. Der gesetzgebende Körper setzt diesen Verschwörungen strenge, aber nothwendige Dekrete entgegen, die Hand des Königs zerreißt sie.

Rufet, rufet alle Franzosen zur Rettung des Vaterlandes auf! es ist Zeit. Zeigt ihnen den Abgrund in seiner ganzen Tiefe. Nur durch eine außerordentliche Anstrengung vermögen sie darüber wegzusetzen. An Euch ist es, sie durch eine elektrische Bewegung, welche das ganze Reich in Schwung setzt, darauf vorzubereiten. Ahmet Ihr selbst die Spartaner der Thermopylen oder jene ehrwürdigen Greise des römischen Senates nach, die den Tod, welchen grimmige Sieger dem Vaterlande gaben, auf ihrer Thürschwelle erwarteten. Nein, Ihr werdet nicht erst bitten müssen, um Rächer aus Eurer Asche hervorzurufen. An dem Tage, an welchem Euer Blut die Erde röthet, wird die Tyrannei sammt ihrem Stolze, ihren Palästen, ihren Protektoren für immer vor der Allmacht der Nation und dem Zorne des Volkes verschwinden."

10.

Diese Rede, in welcher alle Gefahren und Drangsale der Zeit so künstlich auf den König allein zurückgewälzt wurden, wiederhallte in ganz Frankreich, wie die Sturmglocke des Patriotismus. Durchdacht bei Frau Roland, erläutert bei den Jakobinern, gerichtet an alle Volksvereine des Reiches, gelesen in den Sitzungen aller Klubs, regte sie in der ganzen Nation alle Rachegefühle gegen den Hof auf. Der 10. August lag in diesen Worten. Eine Nation, welche solche Verdächtigungen und solche Drohungen an ihren König gerichtet hatte, konnte ihm nicht mehr gehorchen, ihn nicht mehr achten. Die Erklärung der Gefahr des Vaterlandes war im Grunde die Erklärung des Verrathes der vollziehenden Gewalt.

Brissot und Condorcet, der Eine in einer Rede, der Andere im Entwurf einer Adresse an den König, entwickelten diese Betrachtungen mit weniger Größe, aber mit mehr Haß. Sie vergifteten die Wunde, welche Vergniaud dem Königthume geschlagen hatte.

Bei den Jakobinern entwarf Robespierre eine Adresse an die Föderirten. Indem er dieselben Gefahren hervorhob, welche Vergniaud in seiner Rede angegeben hatte, machte Robespierre das Volk zum Voraus darauf aufmerksam, daß es bald andere Feinde zu bekämpfen haben würde, als den Hof. Er pflanzte zum Voraus den Argwohn in die Gemüther und ergriff seine Sicherheitsmaßregeln gegen den Triumph der Girondisten.

„Heil den Franzosen der 83 Departemente! Heil den Marseillern! Heil dem mächtigen, unüberwindlichen Vaterlande," rief er, „das seine Kinder am Tage seiner Gefahren und seiner Feste um sich sammelt! Oeffnen wir unsere Häuser unsern Brüdern! Bürger, seid Ihr nur zu einer leeren Föderationsceremonie und zu überflüssigen Eiden herbeigeströmt? Nein, nein, Ihr strömt auf die Stimme der Nation herbei, welche Euch ruft. Von außen bedroht, von innen verrathen, lassen wir unsere Heere durch unsere treulosen Führer in die Fallen treiben. Unsere Generale schonen das Gebiet der österreichischen Tyrannen und verbrennen die Städte unserer belgischen Brüder. Ein Ungeheuer, Lafayette, ist vor der Nationalversammlung erschienen, um sie ins Angesicht zu schmähen. Erniedrigt, bedroht, beschimpft, besteht sie noch! So viele Angriffe wecken endlich die Nation, und Ihr seid herbeigeströmt. Die Einschläferer des Volkes werden Euch zu verführen suchen. Fliehet ihre Liebkosungen, fliehet ihren Tisch, an welchem man den Geist der Mäßigung und Pflichtvergessenheit trinkt! Bewahret Euern Argwohn in Euern Herzen. Die verhängnißvolle Stunde will schlagen. Dort steht der Altar des Vaterlandes. Werdet Ihr es dulden, daß sich dort nichtswürdige Götzen zwischen die Freiheit und Euch stellen, um die Verehrung in Anspruch zu nehmen, die ihm gebührt? Schwören wir allein dem Vaterlande den Eid in die Hände des unsterblichen Königs der Natur. Alles erinnert uns auf jenem Marsfelde an die Meineide unserer Feinde. Wir können unsern Fuß

dort auf keine Stelle setzen, die nicht mit dem unschuldigen Blute befleckt wäre, welches dort vergossen wurde! Reiniget diesen Boden, rächet dieses Blut, tretet nicht aus diesem Raume, ehe Ihr die Rettung des Vaterlandes in Euern Herzen beschlossen habt!"

11.

Camille Desmoulins und Chabot machten bei den Jakobinern auch auf die Pläne zur Flucht des Königs und die bevorstehende Ankunft Lafayette's aufmerksam. „Volk, man hintergeht Dich," sagte Danton seinerseits; „nie vergleicht man sich mit den Tyrannen. Es ist nöthig, daß unsere Brüder aus den Departementen schwören, sich nicht eher zu trennen, als bis die Verräther durch das Gesetz bestraft oder ins Ausland gegangen sind. Das Petitionsrecht wurde nicht mit den Leichen begraben, welche auf dem Marsfelde geopfert wurden. Möge denn die souveräne Nation auf dem Marsfelde eine Nationalpetition über das Loos der vollziehenden Gewalt überreichen!"

Er sprach es und entfernte sich, diese räthselhafte Motion dem Nachdenken der Patrioten überlassend. Karg in Worten und voll Drang nach Thaten, war Danton kein Freund von langen Reden. Er schlug ein Wort, wie man eine Münze schlägt, und warf es unter die Menge, um es in Umlauf zu setzen. Er begegnete im Herausgehen einer Gruppe bestürzter Menschen, die sich mit der Frage um ihn drängten, was er von der öffentlichen Sache denke. „Dort sitzen sie," sagte er mit verächtlicher Geberde auf die Thüre der Jakobiner deutend, „ein Haufe Memmen, welche immer berathen! Schwachköpfe, die Ihr seid," fügte er sich an die Gruppe wendend, hinzu, „wozu so viele Worte, so viel Streitereien über die Constitution, so viel Umstände mit den Aristokraten und den Tyrannen! Macht es, wie sie; Ihr standet unten, stellt Euch oben: darin besteht die ganze Revolution."

Neunzehntes Buch.

Erste Aufstände in der Bretagne und im Vivarais — Schwärmergeist der Patrioten — Chabot — Grangeneuve — Versuch zur Vereinigung der Parteien in der Nationalversammlung — Lamourette — Die Absetzung Pétion's erbittert die Gemüther — Angst der Königin bei der Annäherung des Föderationstages — Besorgnisse der königlichen Familie — Der eiserne Schrank — Der König und die königliche Familie auf dem Marsfelde — Mordthaten — Dépréménil — Lage der Nationalgarde — Barbaroux und Rebecqui, die Häupter der Marseiller — Frau Roland die Seele des 10. Augusts — Pétion, Mitschuldiger der Aufrührer — Barbaroux, Danton, Santerre an der Spitze der Bewegung — Geheime Zusammenkünfte in Charenton — Festessen in den elysäischen Feldern — Kämpfe zwischen den Marseillern und den Royalisten — Versuche der Freunde Robespierre's, ihm die Diktatur zu verschaffen.

1.

Alles deutete, wie man aus der Adresse Robespierre's und der Rede Danton's ersah, auf eine Zusammenkunft auf dem Marsfelde am 14. Juli, um das Königthum durch einen Sturm zu zertrümmern und die Republik oder die Diktatur durch einen Ruf der Föderirten zur Welt zu bringen. „Wir sind eine Million Aufrührer," schrieb der Girondist Carra in seinem Blatt.

Für ihre Existenz besorgt, ohne Vertheidiger an den Grenzen, ohne Regierung im Innern, ohne Vertrauen auf ihre Generale, befand sich die ganze Nation beim Anblicke der Zerrissenheit der Versammlung und beim Gefühle des Verrathes der Hofpartei in jenem Zustande der Aufregung und Angst, welcher ein Volk von allen Zufälligkeiten der Ereignisse abhängig macht. Die Bretagne empörte sich im Namen der Religion unter der Fahne

des Königs. Diese rein vom Volk ausgehende Empörung suchte ihre Führer nur unter dem Adel. Der Krieg der Vendée, der bald so fürchterlich werden sollte, war vom ersten Tage an mehr ein Glaubens-, als ein Meinungskrieg. Die Emigration bewaffnete sich für den König und die Aristokratie, die Vendée für Gott.

Ein einfacher Bauer, Alain Redeler, sagte am 8. Juli, als er nach der Messe die Pfarrkirche von Fouestan verließ, dem Landvolke auf den folgenden Tag eine bewaffnete Versammlung bei der kleinen Kapelle der Heide von Kerbader an. Zur bezeichneten Stunde waren bereits fünfhundert Menschen daselbst versammelt. Völlig verschieden von den stürmischen Versammlungen von Paris, legte diese Versammlung durch ihre Haltung ihre feierliche Stimmung an den Tag. Die Symbole der Religion mischten sich unter die Waffen. Gebet heiligte die Empörung. Die Sturmglocke ertönte von Kirchthum zu Kirchthurm. Die ganze Bevölkerung des Bezirks folgte dem Rufe der Glocken, wie der Stimme Gottes. Aber keine Unordnung befleckte diesen Aufstand. Das Volk begnügte sich damit, auf den Beinen zu sein, und forderte nichts als die Freiheit seiner Altäre. Nationalgarde, Linientruppen, Artillerie rückten von allen Punkten des Departements herbei. Der Zusammenstoß war blutig, der Sieg unentschieden. Indessen schien die Empörung zu verschwinden und brütete dumpf in der Bretagne, um später auszubrechen. Dies war der erste Funke des großen Bürgerkrieges.

2.

Die Empörung brach zu gleicher Zeit, aber weniger hartnäckig auf einem andern Punkte des Reiches aus. Ein Edelmann, Namens Dusaillant, und ein Priester, den man den Abbé de la Bastide nannte, versammelten im Namen des Grafen von Artois dreitausend Mann im Vivarais.

Dieser von Bergen umschlossene, von engen Schluchten durchbrochene, von Waldströmen durchrissene, von Tannenwäldern umschanzte Landstrich ist eine natürliche Festung zwischen den Ebenen des niedern Languedoc und den schönen Thälern der Rhône und Saône. Lyon ist seine große Hauptstadt. Der katholische und priesterliche Geist dieser völlig römischgesinnten Stadt herrschte in jenen Bergen. Die zahlreichen Schlösser, welche die Thäler beherrschen, gehörten einem Adel, der durch Blut und Sitten dem Bürgerthum sehr nahe stand und mittelst seiner ländlichen Beschäftigungen und der Religion mit dem Landvolke verschmolz. Die Edelleute waren nur die ersten Bauern. Durch das Interesse mit den Priestern verknüpft, wiegelten sie durch dieselben das Land auf.

Dusaillant bemächtigte sich des mit Zinnen versehenen gothischen Schlosses Jalès, befestigte es, machte es zum Hauptquartier der Empörung und ließ diese Versammlungen dem Könige allein und der alten Religion Treue schwören. Die jungen Edelleute der Umgegend führten diesem Oberhaupte nach einander ihre Schaaren zu; Prediger entflammten dieselben im Namen des Glaubens. Bewaffnete Jungfrauen in Amazonenkleidung ritten durch die Reihen und vertheilten die Abzeichen der Empörung, das Herz Jesu, um die Brust, das goldene Kreuz, um den Hut damit zu schmücken. Sie riefen im Namen der Liebe den Heldengeist des alten Ritterthums wieder ins Leben; jenes fromme, begeisterte und unerschrockene Volk der Cevennen erhob sich auf ihre Stimme. Die Empörung, welche in diesem unzugänglichen Landstriche vereinzelt schien, hatte Einverständnisse mit Lyon und versprach dieser Stadt Verstärkungen und Verbindungen mit dem Süden für den Tag, an welchem Lyon seine Contrerevolution versuchen würde. Wenn sie über die Rhône setzte, am Fuße des Pilatusberges, stand die Armee von Jalès durch die Niederalpen mit Piemont in Verbindung; wenn sie sich in das niedere Languedoc

ausdehnte, streifte sie an die Pyrenäen und an Spanien. Dusaillant hatte den Kern des Bürgerkriegs auf den geeignetsten Punkt verlegt. Die Schlagadern des Landes, der Lauf der Rhône, der Knoten des südlichen Frankreichs waren sein, wenn er triumphirte.

3.

Die Nationalversammlung begriff es. Die Patrioten erschraken in Lyon, in Nimes, in Valence, in allen Städten des Mittags. Eine Armee Nationalgarde rückte mit grobem Geschütze heran; das Schloß Bannes, die Schluchten, welche das Lager deckten, wurden tapfer vertheidigt, heldenmüthig genommen. Ein verzweifelter Kampf entspann sich um das Schloß Jalès, diese Veste der Empörung. Edelleute, Bauern, Priester hielten unerschrocken mehre Angriffe der Truppen aus; die Frauen selbst vertheilten die Vorräthe, luden die Gewehre, pflegten die Verwundeten. In der Nacht verließen die Insurgenten das von Kugeln durchlöcherte Schloß, dessen Mauern über seinen Vertheidigern zusammenstürzten. Sie zerstreuten sich in den Schluchten des Ardeche; sie hinterließen zahlreiche Todte, worunter einige Frauen. Das Haupt der Bewegung, Dusaillant, stieg vom Pferde, warf seine Waffen weg und verkleidete sich als Priester, wurde aber von einem Veteran erkannt und festgenommen. Er bot dem Soldaten sechszig Louisd'or Lösegeld. Der Soldat schlug sie aus. Dusaillant wurde von den Truppen in die Stadt geführt, um dort sein Urtheil zu empfangen, wurde aber unter dem Thore von dem Volke in Stücke zerhauen. Der Abbé de la Bastide hatte dasselbe Loos. Die Wuth sprach bereits kein Urtheil mehr, sie mordete.

4.

Diese Nachrichten setzten Paris in Bestürzung und steigerten den bedrohten Patriotismus zum Wahnsinn. Die neuen

Ideen wollten ihre Märtyrer haben, wie die alten ihre Schlachtopfer gehabt hatten. Die Leute, die das Reich der Freiheit kaum erwarten konnten, schauderten bei dem langsamen Gang der Krisis; sie sehnten sich nach irgend einem Ereignisse, welches das Volk zum Aeußersten triebe und dadurch jede Versöhnung zwischen Nation und König unmöglich machte. Weil sich diese Gelegenheit nicht von selbst geben wollte, dachten sie darauf, sie künstlich hervorzurufen. Man bedurfte eines Vorwandes zur Empörung, sie wollten ihr denselben geben, und sollte ihr Leben der Preis sein.

Es lebten damals in Paris zwei Männer von unerschrockenem Glauben und schwärmerischer Hingebung an ihre Partei: Chabot und Grangeneuve. Grangeneuve war Girondist, ein Mann von beschränkten, aber aufrichtigen und unbeugsamen Ideen, welcher der Menschheit nur als unbekannter Wehrmann dienen wollte, weil er wohl fühlte, daß er wegen der Mittelmäßigkeit seiner Geistesgaben der Freiheit auf keinem andern Wege nützlich werden konnte, als wenn er für sie starb: einer jener aufopfernden Charaktere, welche ihrer Sache ihr Blut weihen, ohne nur zu fordern, daß sie sich ihrer Namen erinnere.

Chabot, der Sohn eines Kochs im Collegium von Rodez, war durch die Mildthätigkeit seiner Lehrer erzogen worden und hatte, in seiner frühesten Jugend, von einer ascetischen Frömmigkeit berauscht, die Kapuzinerkutte angelegt. Er hatte sich lange durch eine besonders kriechende Bettelhaftigkeit und besonders zurückstoßende Unreinlichkeit in diesem Bettelorden ausgezeichnet. Ein veränderlicher und übertriebener Geist unter diesen Diogenessen des Christenthums, war er in der Zelle seines Klosters beim ersten Ausbruche der Revolutionsideen von denselben angesteckt worden. Das Fieber der Freiheit und der socialen Umwandlung hatte seine Seele entzündet; er schüttelte seinen Glauben und seine Kutte ab. Das Aufsehen,

welches seine Bekehrung zum neuen Evangelium machte, sein Widerwille gegen die Altäre seiner Jugend, die Begeisterung und Zügellosigkeit seiner volksthümlichen Predigten hatte die Augen des Volkes auf ihn gezogen und ihn in die constituirende Versammlung gebracht. Hinter Robespierre und Pétion versteckt, sah er jenseits der Constitution von 91 den nothwendigen Sturz des Königthums; er arbeitete offen darauf hin; ein Danton der Kirche, einer jener Menschen, welche die Umwege verschmähen, welche sich vor dem Feinde enthüllen und den thätigen und erklärten Haß gegen die Institutionen, die man vernichten will, für die beste Politik halten. Chabot und Grangeneuve waren bei den Zusammenkünften von Charenton.

5.

Eines Abends gingen sie, betrübt und entmuthigt durch das Schwanken und Zögern der Verschworenen, mit einander aus einer dieser Zusammenkünfte. Grangeneuve verfolgte gesenkten Kopfes und schweigsam seinen Weg. „Was denkst Du?" fragte ihn Chabot. — „Ich denke," antwortete der Girondist, „daß diese Saumseligkeit Revolution und Vaterland entnervt. Ich denke, daß das Volk verloren ist, wenn es dem Königthume Zeit läßt. Ich denke, daß es für die Revolutionen nur eine Stunde gibt, und daß, wer sie entwischen läßt, sie nicht wieder findet und später Gott und der Nachwelt Rechenschaft dafür schuldig ist. Glaube, Chabot, das Volk wird sich nicht von selbst erheben; ein Anstoß, ein Anfall von Wuth oder Schrecken ist zur Verdoppelung seiner Energie nöthig, deren es im letzten Augenblicke bedarf, um seine alten Institutionen abzuschütteln. Wie soll man ihm diesen Anstoß geben? Ich habe darüber nachgedacht und es endlich in meinem Herzen gefunden. Aber werde ich auch einen Menschen finden, welcher zu der Entschlossenheit und Verschwiegenheit fähig ist, die zu einem solchen Akte nothwendig sind?" — „Sprich," sagte

Chabot, „ich bin zu Allem fähig, wenn es die Vernichtung dessen gilt, was ich hasse." — „Wohlan!" erwiderte Grangeneuve, „Blut macht das Volk trunken; reines Blut findet sich in der Wiege aller großen Revolutionen, von Lucretia bis Wilhelm Tell und Sidney. Den Staatsmännern sind die Revolutionen eine Theorie, dem Volke sind sie eine Rache. Aber um die Menge zur Rache zu treiben, muß man ihr ein Schlachtopfer zeigen. Da uns der Hof diese Freude versagt, müssen wir sie unserer Sache selbst bereiten; es ist nöthig, daß ein Opfer unter den Streichen der Aristokraten zu fallen scheine; es ist nöthig, daß der Mann, den der Hof geopfert haben soll, einer seiner bekanntesten Feinde und Mitglied der Nationalversammlung sei, damit sich in diesem Akte der Angriff auf die Nationalvertretung zur Ermordung eines Bürgers geselle. Es ist nöthig, daß dieser Mord an den Thoren des Schlosses begangen werde, damit er in größerer Nähe um Rache schreie. Aber wer soll dieser Bürger sein? Ich will es sein. Mein Wort ist null, mein Leben ist der Freiheit nutzlos; mein Tod wird ihr nützen, meine Leiche wird die Fahne der Empörung und des Sieges des Volkes sein."

Chabot hörte Grangeneuve mit Bewunderung: „Es ist der Geist des Patriotismus, was Dich beseelt!" sagte er; „wenn es zweier Opfer bedarf, so erbiete ich mich, Dein zweites zu sein." — „Du sollst mehr sein," erwiderte Grangeneuve, „Du sollst nicht der Mörder sein, weil ich selbst um meinen Tod bitte, aber Du sollst mir den Tod geben. Diese Nacht will ich allein und unbewehrt an der ödesten und dunkelsten Stelle in der Nähe der Thore des Louvre auf- und abgehen; auf der Lauer stehen zwei treue Patrioten, mit Dolchen bewaffnet; wir verabreden ein Zeichen, das ich ihnen selbst geben werde, um mich zum Ziel für ihre Stöße darzustellen; ich werde dieses Zeichen geben, sie werden mich niederstechen; ich werde den Tod empfangen, ohne einen Schrei auszustoßen.

Sie werden fliehen. Am Tage wird man meine Leiche finden. Ihr werdet den Hof anklagen! Die Rache des Volkes wird das Uebrige thun!..."

Chabot, eben so fanatisch und entschlossen als Grangeneuve, erklärte sich bereit, den König durch den Tod eines Patrioten zu verleumden, und schwur seinem Freunde diesen gehässigen Betrug der Rache. Ort und Stunde des Mordes wurden bestimmt und das Zeichen verabredet. Grangeneuve ging nach Hause, machte sein Testament, bereitete sich zum Tode und begab sich um Mitternacht an den bezeichneten Ort. Er ging zwei Stunden lang dort auf und ab. Er sah mehre Male Leute auf sich zukommen, die er für die auf der Lauer stehenden Mörder hielt. Er gab das verabredete Zeichen und erwartete den Stoß. Niemand führte denselben. Chabot hatte aus Mangel an Entschlossenheit oder aus Mangel an Werkzeugen die Ausführung der That verschoben. Das Opfer war bereit, aber der Mörder fehlte.

6.

Mitten unter diesen Wundern des Hasses versuchte ein Mann ein Wunder der Vereinigung der Parteien. Es war Lamourette, früher Großvikar des Bischofs von Arras und damals constitutioneller Bischof von Lyon. Wahrhaft religiös, hatte er der Revolution bei ihrem Eintritt in seine Seele etwas von der Liebe des Christenthums mitgetheilt. Er wurde von der Versammlung wegen derjenigen Tugend, die bei den Meinungskämpfen am seltensten ist, der Mäßigung, verehrt. Die Frucht dieser Achtung erntete er eines Tages. Brissot wollte die Tribüne besteigen, um neue Maßregeln für die Nationalsicherheit vorzuschlagen. Lamourette kommt ihm zuvor und bittet den Präsidenten um das Wort für einen Vorschlag zur Ordnung. Er erhält es. „Unter allen Maßregeln, die man Euch vorschlägt, um den Spaltungen Einhalt zu thun, die

uns zerreißen, vergißt man nur eine, und diese eine würde für sich allein hinreichen, die Ordnung des Reiches und die Sicherheit der Nation wieder herzustellen. Es ist die Vereinigung aller ihrer Kinder in einem und demselben Gedanken, es ist die Vereinigung aller Glieder dieser Versammlung, ein unwiderstehliches Beispiel, welches alle Bürger vereinigen würde! Und was steht dieser Vereinigung im Wege? Es gibt nichts Unversöhnliches, als das Verbrechen und die Tugend. Die Redlichen haben einen gemeinschaftlichen Boden von Patriotismus und Ehre, wo sie immer zusammentreffen können. Was ist es, was uns auseinander hält? Vorurtheile und Argwohn der Einen gegen die Andern. Ersticken wir dieselben in einer patriotischen Umarmung und in einem einmüthigen Eide. Schleudern wir einen gemeinsamen Fluch gegen die Republik und das Zweikammerwesen!..."

Bei diesen Worten erhebt sich die ganze Versammlung, der Eid tritt über alle Lippen, Rufe der Begeisterung wiederhallen im Saale und verkündigen nach außen, daß das Wort eines Biedermannes die Spaltungen gehoben, die Parteien ausgesöhnt, die Menschen vereinigt hat. Die Mitglieder der entgegengesetztesten Parteien verlassen ihren Platz und umarmen ihre Feinde. Die Linke und die Rechte bestehen nicht mehr. Ramond, Vergniaud, Chabot, Vaublanc, Gensonné, Basire, Condorcet und Pastoret, Jakobiner und Girondisten, Constitutionelle und Republikaner, Alles vermengt, Alles verbindet, Alles verwischt sich in eine brüderliche Einheit. Der Spaltungen müde, ruhen diese Herzen einen Augenblick von ihrem Hasse aus. Man schickt eine Botschaft an den König, er möchte sich der Eintracht seines Volkes freuen. Der König fliegt herbei. Er wird mit Rufen der Begeisterung umhüllt. Seine Seele athmet einen Augenblick in langen Zügen bessere Hoffnungen ein. Die Rührung entreißt seiner natürlichen Schüchternheit einige ergreifende Worte, welche die Wonne der Ver-

sammlung verdoppeln. „Ich bilde nur ein Ganzes mit Euch," sagt er mit einer Stimme, durch welche Thränen fließen. „Unsere Einigung wird Frankreich retten." Er entfernt sich und wird von den Segnungen der Menge bis in seinen Palast begleitet. Er glaubt das Herz der Franzosen gewonnen zu haben. Er umarmt die Königin, seine Schwester, seine Kinder; er möchte sein ganzes Volk umarmen. Er läßt zum Beweise des Vertrauens den Garten der Tuilerien, der seit den Attentaten des 20. Juni geschlossen ist, wieder öffnen. Die Menge strömt hinein und belagert mit ihren Liebesrufen dieselben Fenster, die sie am Tage zuvor mit Schmähungen belagert hat. Die königliche Familie glaubte an ein paar schöne Tage. Ach! der erste, dessen sie sich seit so vielen Jahren erfreute, dauerte nicht länger als bis zum Abend.

Der Beschluß des Departements, welcher Pétion von seinem Amte suspendirte, weckte bei seiner Verkündigung in der Abendsitzung die Spaltungen aus ihrem trügerischen Schlummer. Das sanfteste Gefühl gewinnt die Oberhand über die Verhältnisse nicht. Der Haß hatte sich einen Augenblick abgespannt, aber er lag mehr in den Zuständen, als in den Herzen; er regte sich von Neuem mit größerer Stärke.

Das Volk begleitete das Direktorium des Departements, das von der Versammlung gerufen worden war, mit Mordgeschrei. „Gebt uns Pétion zurück! La Rochefoucauld nach Orleans!" Diese furchtbaren Rufe drangen bis in das Herz des Königs und würgten die vorübergehende Freude, die es durchbebt hatte. Die Sitzung der Jakobiner war stürmischer als am vorhergehenden Abende. „Man umarmt sich in der Nationalversammlung," sagte Billaud-Varennes; „dies ist der Kuß des Judas, dies ist der Kuß Karl's IX., als er Coligny die Hand reichte. So umarmte man sich in dem Augenblicke, in welchem der König seine Flucht auf den 6. Oktober ansetzte. So umarmte man sich vor dem Blutbade des Marsfeldes.

Man umarmt sich; aber hören darum die Verschwörungen des Hofes auf? Rücken darum unsere Feinde weniger gegen unsere Grenzen vor? Und ist darum Lafayette weniger ein Verräther?..."

7.

Unter solchen Auspicien nahte der Tag der Föderation. Die Königin sah ihm mit Schrecken entgegen. Alles deutete finstere Pläne für diesen Jahrestag an. Mit den Föderirten von Brest und Marseille hatte das revolutionäre Frankreich alle seine Männer der Faust nach Paris geschickt. Die königliche Familie zitterte in Todesangst vor dem Meuchelmorde. Ihre ganze Hoffnung beruhte auf den Truppen des Auslandes, welche sie in einem Monat zu befreien versprachen. Man berechnete im Schlosse Marsch für Marsch die Ankunft des Herzogs von Braunschweig in Paris. Der Tag der Befreiung war von der Königin auf ihrem Wandkalender zum Voraus angestrichen. Es handelte sich nur um Fristung des Lebens bis zu diesem Zeitpunkte. Aber die Königin fürchtete für den König das Gift, den Dolch und die Kugel des Meuchelmörders gleich sehr.

Im Innersten der verborgensten Gemächer von den Schildwachen der Nationalgarde umlauert, welche alle Thüren mehr als Kerkerknechte, denn als Vertheidiger bewachten, berührte die königliche Familie die Speisen, welche auf die Tafel der Tuilerien kamen, nur zum Scheine und ließ sich ihre Nahrung heimlich durch sichere und vertraute Hände bringen. Die Königin ließ den König eine aus fünfzehn Blatt starker Seide bestehende Brustdecke tragen, welche dolch- und kugelfest war. Der König ging nur aus Gefälligkeit gegen die besorgte Liebe der Königin auf diese Vorkehrungen gegen das Verhängniß ein. Die Revolutionen geben sich nicht mit Meuchelmord ab, sie schlachten ihre Opfer am Tage. Der unglückliche Fürst wußte

es. „Sie werden mich nicht durch die Hand eines Missethäters niederschlagen," sagte er leise zu der Kammerfrau der Königin, welche ihm das gefütterte Leibchen anprobirte. „Sie haben ihren Plan geändert. Sie werden mich am hellen Tage und als König sterben lassen." Er nährte seine Ahnungen durch das Lesen derjenigen Blätter der Geschichte, welche die tragischen Schicksale der Könige schildern, die ihm das seinige voraussagten. Das Bildniß Karl's I. von Van Dyck hing in seinem Kabinette vor seinem Angesicht; die Geschichte dieses Fürsten lag immer offen auf seinem Tische; er studirte sie und fragte sie um Rath, als hätten diese Blätter das Geheimniß eines Verhängnisses enthalten, das er zu begreifen suchte, um ihm aus dem Wege zu gehen. Aber schon schmeichelte er sich selbst nicht mehr. Die Zukunft hatte ihm ihr Losungswort gegeben. Rettung der Königin, seiner Kinder, seiner Schwester war das einzige Ziel seiner Hoffnungen und die einzige Triebfeder seiner Bemühungen. Das Opfer seiner selbst war gebracht. Täglich erneuerte er es bei den Andachtsübungen, die ihn in seiner Ergebung aufrichteten und trösteten. „Ich bin nicht glücklich," antwortete er einem seiner Vertrauten, der ihm den Rath gab, heldenmüthig mit seinem Schicksale zu ringen. „Ohne Zweifel könnte ich noch einmal kühne Maßregeln versuchen, aber sie sind mit den größten Gefahren verknüpft; wenn ich sie für mich übernehmen kann, so darf ich ihnen meine Familie nicht aussetzen. Das Schicksal hat mich daran gewöhnt, ihm nicht mehr zu vertrauen. Ich will nicht zum zweiten Male fliehen, die erste Flucht ist mir zu übel bekommen. Ich will lieber sterben; der Tod hat nichts Furchtbares für mich; ich bin auf ihn gefaßt, ich mache mich täglich mit ihm vertraut. Sie werden sich mit meinem Leben begnügen, sie werden meine Frau und meine Kinder verschonen."

8.

Die Königin hegte dieselben Gedanken. Eine trübe Schwermuth, die nur bisweilen durch die Schwungkraft eines männlichen Stolzes unterbrochen wurde, hatte den lebenslustigen Frohsinn ihrer glücklichen Tage aus ihren Zügen und Worten verdrängt. „Ich sehe allmählig ein, daß sie den König durch den Spruch des Richters verurtheilen werden," sagte sie zu ihrer Freundin, der Fürstin von Lamballe. „Ich für meine Person bin eine Fremde... Mich werden sie ermorden! Was wird aus unsern armen Kindern werden?" Oft überraschten sie ihre Kammerfrauen in Thränen. Eine derselben wollte ihr in einem dieser Schmerzanfälle einen beruhigenden Trank reichen. Sie antwortete: „Verschonen Sie mich mit diesen Mitteln, die nichts gegen die Leiden der Seele vermögen; sie können mir nicht helfen. Magenbeschwerden und Krämpfe sind Krankheiten der glücklichen Frauen. Seitdem ich unglücklich bin, fühle ich meinen Körper nicht mehr, ich fühle nur mein Schicksal; aber sagt dem Könige nichts davon."

9.

Bisweilen gewann jedoch die Hoffnung die Oberhand über die Niedergeschlagenheit dieser Seele. Die Spannkraft der Jugend und des Charakters richtete sie von ihren Ahnungen auf. Durch die Furcht vor den Zusammenrottungen der Vorstädte und den nächtlichen Ueberfällen gezwungen, ihr Gemach zu ebener Erde zu verlassen, hatte Marie Antoinette ihr Bett in das erste Stockwerk, zwischen das Zimmer des Königs und das Schlafgemach ihrer Kinder bringen lassen. Stets lange vor Tag wach, ließ sie die Läden und Vorhänge ihrer Fenster nie schließen, um die ersten Strahlen des Lichtes zu bewillkommnen, welche die Länge ihrer schlaflosen Nächte verkürzten. In einer dieser Juliusnächte, wo der Mond ihr Gemach

beleuchtete, betrachtete sie den Himmel lange mit innerer Freudigkeit. „Sie sehen diesen Mond," sagte sie zu der Person, die am Fuße ihres Bettes wachte, „wenn er in einem Monate wieder scheinen wird, findet er mich frei und glücklich und unsere Ketten gebrochen." Sie entwickelte nun ihre Hoffnungen, ihre Besorgnisse, ihre Angst, die Marschroute der Prinzen und des Königs von Preußen, und den nahen Einzug derselben in Paris, ihre Unruhe über den Ausbruch der Hauptstadt bei der Annäherung der fremden Heere, ihre Betrübniß über den Mangel an Thatkraft, den der König in der Krisis zeige. „Er ist nicht feig," sagte sie, „im Gegentheile, er ist unempfindlich gegen die Gefahr; aber sein Muth liegt in seinem Herzen und tritt nicht daraus hervor, seine Schüchternheit hält ihn darin gefangen. Ludwig XV. hat seine Kindheit bis zum einundzwanzigsten Jahre ausgedehnt. Sein Leben läßt es ihn büßen. Er wagt nichts. Seine eigene Stimme erschreckt ihn. Ein kräftiges Wort aus seinem Munde in diesem Augenblicke an die Nationalgarde würde Paris fortreißen. Er wird es nicht sprechen. Ich für meine Person könnte wohl handeln und zu Pferde steigen, wenn es sein müßte, aber dies hieße das Volk gegen ihn bewaffnen. Man würde schreien: die Oesterreicherin! Eine Königin, die nicht Herrscherin ist und sich in meiner Lage befindet, muß schweigen und sich zum Tode bereiten."

10.

Madame Elisabeth empfing die Herzensergüsse beider Gatten und die Liebkosungen der Kinder. In der Treue unterwürfiger als die Königin und zärter als der König, machte sie ihr Leben zu einem ununterbrochenen Brandopfer. Sie fand, wie ihr Bruder, nirgends Trost als zu den Füßen der Altäre. Alle Morgen legte sie ihre Ergebung daselbst nieder. Die Kapelle des Schlosses war die Zufluchtstätte, wo die königliche Familie vor so vielen Qualen Schutz fand. Aber auch dort verfolgte

sie noch der Haß ihrer Feinde. An einem der letzten Sonntage des Juli riefen Soldaten der Nationalgarde, welche den Gang erfüllten, durch den der König sich in die Messe begab: „Keinen König mehr; nieder mit dem Veto!“ Der an Beschimpfungen gewöhnte König hörte diese Rufe, sah diese Geberden ohne Erstaunen. Aber kaum war die königliche Familie in ihrem Stuhle niedergekniet, als die Musiker der Kapelle die revolutionären Weisen der Marseillaise und des Ça ira erschallen ließen. Die Sänger selbst wählten in den Psalmen die drohenden Verse aus, die der Zorn Gottes an den Stolz der Könige richtet, und sangen sie mit besonderem Nachdruck mehre Male, als wäre die Drohung und der Schrecken aus demselben Heiligthume ausgegangen, in welchem die verfolgte Familie Trost und Stärkung suchte.

Der König war für diese Schmähungen empfindlicher als für alle andern. „Es war ihm,“ sagte er beim Hinausgehen, „als wendete sich Gott selbst gegen ihn.“ Die Fürstinnen hielten ihre Bücher vor die Augen, um ihre Thränen zu verbergen. Die Königin und ihre Kinder konnten nicht mehr freie Luft schöpfen. So oft man die Fenster öffnete, hörte man auf der Terrasse des Feuillants rufen: Das Leben Marie Antoinette's. Colporteurs kramten schändliche Bilder aus, welche die Königin als Messaline und den König als Vitellius darstellten. Der Pöbel antwortete mit Gelächter auf die unflätigen Worte, welche diese Leute unter Geberdenspiel gegen die Fenster des Schlosses richteten. Selbst das Innere der Zimmer war nicht sicher vor dem Hohne und der Gefahr. Eines Nachts rang der Kammerdiener, welcher in einem Gang an der Thüre der Königin wachte, mit einem Meuchelmörder, welcher im Schatten dahin schlich. Marie Antoinette sprang bei dem Lärm von ihrem Bette auf und rief: „Welche Lage! Bei Tag Schimpf, bei Nacht Mord.“

11.

Jeden Augenblick erwartete man neue Angriffe von den Vorstädten aus. Eine Nacht, in welcher man einen Einbruch befürchtete, brachten der König und Madame Elisabeth wachend und außer dem Bette zu. Die Königin zu wecken, hatten sie verboten. „Gönnen Sie ihr einige Stunden Ruhe," sagte der König zu Frau Campan, „sie hat Qualen genug zu erdulden; eilen wir diesen nicht voraus." Bei ihrem Erwachen beschwerte sich die Königin bitter darüber, daß man sie während der allgemeinen Bestürzung im Schlosse hätte schlafen lassen. „Meine Schwester Elisabeth war beim Könige, und ich schlief!" rief sie. „Ich bin seine Frau, ich will ihn nicht einer Gefahr ausgesetzt sehen, die ich nicht theile."

In diesen Tagen der Unruhe sammelte und verbarg der König die Papiere, die man nachher im eisernen Schranke fand. Man weiß, daß dieser Fürst, mehr Mensch als König, sich von den Sorgen des Thrones durch Handarbeiten erholte, und daß er sich im Schlosserhandwerk auszeichnete. Um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, hatte er seit zehn Jahren einen Schlosser Namens Gamain bei sich. Der König und der Handwerker waren Freunde, wie Menschen, welche Stunden lang beisammen sind und eine Menge Gedanken im Vertrauen austauschen. Ludwig XVI. glaubte seinen Arbeitsgenossen treu. Er vertraute ihm den Auftrag an, in der Dicke der Mauer eines dunkeln Ganges, welcher an seine Wohnung stieß, eine von einer eisernen Thüre verdeckte und durch Täfelwerk künstlich maskirte Oeffnung anzubringen. Dorthin flüchtete der König politische Papiere von Bedeutung und die geheimen Briefe, die er mit Mirabeau, Barnave und den Girondisten gewechselt hatte. Er glaubte, die Brust Gamain's sei so sicher und stumm als die Mauer, welcher er seine Geheimnisse anvertraute. Gamain war ein Verräther und schuldigte mehr als seinen König, er schuldigte seinen Gefährten und Freund an.

12.

Am Tage der Föderation begab sich dieser Fürst mit der Königin und seinen Kindern auf das Marsfeld. Unentschiedene Truppen gaben ihnen das Geleite. Eine ungeheure Volksmenge umringte den Altar des Vaterlandes. Die Rufe: Es lebe Pétion! beleidigten den König auf seinem Wege. Die Königin zitterte für das Leben ihres Gemahls. Der König ging zur Linken des Präsidenten der Nationalversammlung durch die Menge hindurch gegen den Altar hin. Die Königin folgte ihm besorgt mit den Augen; sie glaubte ihn in jedem Augenblicke durch Tausende von Bajonetten und Piken opfern zu sehen, unter denen ihn sein Weg vorüberführte. Diese Minuten waren Jahrhunderte voll Angst für sie. Am Fuße des Altars des Vaterlandes entstand durch die Ebbe und Flut des Menschenmeeres eine Verwirrung, in welcher der König verschwand. Die Königin glaubte ihn erschlagen und stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Der König tauchte wieder empor. Er leistete den Bürgereid. Die Abgeordneten, welche ihn umgaben, forderten ihn auf, mit eigener Hand ein Siegeszeichen der Sühne, welches alle Symbole der Feudalherrschaft darstellte, in Brand zu stecken und es in Asche zu verwandeln. Die Würde des Königs empörte sich gegen die Rolle, welche man ihm aufzwingen wollte. Er lehnte sie mit den Worten ab: die Feudalherrschaft sei in Frankreich so ganz durch die Constitution vernichtet, daß es des Feuers nicht mehr bedürfe. Die Abgeordneten Gensonné, Jean Debry, Garreau und Antonelle zündeten allein den Scheiterhaufen unter dem Jubelgeschrei des Volkes an. Der König traf wieder mit der Königin zusammen und kehrte mit ihr durch ein schweigsames Volk in seinen Palast zurück. Die Gefahren dieses Tages verschwanden, aber sie zeigten ihm aus der Ferne größere Schrecken. Er hatte nur einen Tag gewonnen.

13.

Am folgenden Tage begegnete einer der Hauptaufwiegler von 89, der zuerst die Generalstaaten hervorgerufen hatte, Duval d'Eprémesnil, welcher den Haß der Nation auf sich geladen, weil er die Revolution nur zu Gunsten der Parlamente durchgeführt wissen wollte und, nachdem einmal diese angegriffen waren, auf die Seite des Hofes trat, auf der Terrasse des Feuillants Menschengruppen, welche ihn beschimpften und der Wuth der Marseiller preisgaben. Von mehren Säbelhieben getroffen, unter die Füße der Mörder niedergeschlagen, ganz blutig an den Haaren in der Gosse der Straße St. Honoré nach einem Abflusse hin geschleppt, in welchen man ihn eben werfen wollte, wurde er von einigen Nationalgardisten sterbend den Händen der Mörder entrissen und auf den Posten des Palais-Royal gebracht. Die nach Blut lechzende Menge belagerte die Thüren der Wache. Pétion eilte, von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, herbei, brach sich Bahn, drang in die Wachtstube, betrachtete d'Eprémesnil lange schweigend mit über der Brust gekreuzten Armen und fiel beim Anblicke dieser unheildrohenden Umkehr der öffentlichen Meinung vor Schrecken in Ohnmacht. Als der Maire von Paris wieder zu sich gekommen war, richtete sich der unglückliche d'Eprémesnil mühsam von dem Feldbette auf, worauf er lag. „Auch ich, mein Herr," sagte er zu Pétion, „bin der Abgott des Volkes gewesen, und Sie sehen, was es mit mir gemacht hat! Möchte es Ihnen ein anderes Loos vorbehalten!" Pétion antwortete nicht; Thränen stürzten aus seinen Augen; er ahnte von diesem Tage an den Wankelmuth und Undank des Volkes.

Andere Mordthaten, so rasch als die Hand der Menge, verriethen ein dumpfes Fieber, dessen Anfälle sich alsbald in magischeren und allgemeineren Handlungen aussprechen sollten. Ein Priester, welcher seinen constitutionellen Eid geleistet und

später zurückgenommen hatte, wurde auf dem Platze Ludwig's XV. an einen Laternenstock gehängt. Ein Leibgardist, der durch den Garten der Tuilerien ging und mit Rührung den nun zum Kerker gewordenen Palast seiner ehemaligen Gebieter betrachtete, wurde, durch seine Thränen verrathen, von einem Haufen Weiber und Kinder von fünfzehn bis sechzehn Jahren ergriffen, über den Sand weggeschleppt und mit ausgesuchter Grausamkeit in dem Teiche unter den Fenstern des Königs ertränkt.

Die Nationalgarde leistete diesen Mordanfällen einen schwachen Widerstand; sie fühlte ihre moralische Kraft bei der Annäherung der Marseiller entschlüpfen. Zwischen die Ausschweifungen des Volkes und die dem Könige unterlegten Verräthereien gestellt, fürchtete sie, durch Verfolgung der einen, sich den Anschein der Vertheidigung der andern zu geben. Sie befand sich in derselben falschen Lage, wie der König, welcher selbst zwischen die Nation und das Ausland gestellt war. Der Hof fühlte seine Verlassenheit und warb insgeheim Vertheidiger für die Krisis, der er ohne zu großen Schrecken entgegensah. Die Schweizer, eine gedungene, aber treue Schaar; die constitutionelle Garde, die zwar kurz zuvor aufgelöst worden war, aber deren Offiziere und Unteroffiziere noch heimlich ihren Sold erhielten und in Paris zurückgehalten wurden, um sich bei vorkommender Gelegenheit zu sammeln; fünf- bis sechshundert Edelleute, die durch ihre ritterliche Hingebung an die Monarchie aus ihren Provinzen herbeigerufen, in den verschiedenen Gasthöfen des Tuilerienviertels wohnten, verborgene Waffen unter ihren Kleidern trugen und Jeder ein Losungswort und eine Eintrittskarte hatten, welche ihnen an den Versammlungstagen das Schloß öffneten; Compagnien von Männern aus dem Volke und alten Kriegern im Solde der Civilliste und unter den Befehlen des Herrn d'Augremont, fünf- bis sechshundert Mann an der Zahl; überdies die zahl-

lose Dienerschaft des Schlosses; die Nationalgarde der dem Könige ergebenen Viertel, wie der Butte-des-Moulins und der Filles-Saint-Thomas; eine Abtheilung reitender Gendarmerie, bestehend aus auserlesenen Soldaten, die man unter den Reiterregimentern ausgewählt hatte; endlich zehn- bis zwölftausend Mann Linientruppen der Besatzung von Paris; alle diese Streitkräfte, an einem Tage des Kampfes im Namen der Constitution um die Tuilerien versammelt, boten dem Hofe eine feste Stütze und stellten ihm einen Sieg in Aussicht, den der König zur Wiederherstellung seiner Autorität benützen konnte.

Diese Macht war eine wirkliche und, wenn sie gut geleitet wurde, mehr als hinreichende, um es mit den zahlreichen, aber regellosen Streitkräften der Vorstädte aufzunehmen. Der König setzte Vertrauen in sie; das Schloß hatte wieder Muth gefaßt. Weit entfernt, einen neuen Aufruhr zu befürchten, wünschte man denselben in den geheimen Zusammenkünften der Tuilerien. Die Gewißheit, die Leute des 20. Juni niederzuschmettern und zu vernichten, beruhigte alle Herzen. Das Königthum war bei jenem Punkte des Verfalls angekommen, wo es sich nur durch einen Sieg wieder erheben konnte. Es erwartete die Schlacht und glaubte sich darauf vorbereitet.

14.

Ihrerseits bereiteten sich die vereinigten Girondisten und Jakobiner voll Bestürzung über den Umschwung der öffentlichen Meinung, welchen der verfehlte Angriff vom 20. Juni in Paris und in den Provinzen hervorgerufen hatte, auf den letzten Sturm vor. Obgleich sie sich noch nicht über die Natur der Regierung geeinigt hatten, welche sie nach dem Triumphe des Volkes Frankreich geben wollten, bedurften sie dieses Triumphes und verschwuren sich mit einander zur Entthronung des gemeinsamen Feindes. Die Ankunft der Marseiller in Paris sollte für diese beiden Parteien das Signal und das Mittel

der Handlung sein. Diese thatkräftigen, wilden, durch den langen Marsch in der Glut des Sommers erhitzten Männer, die sich unterwegs mit dem ganzen Feuerbrande der Meinungen entzündet hatten, welcher Städte und Dörfer verzehrte, brachten die Flammen desselben nach Paris. Vertrauter mit den Unternehmungen der Verzweiflung, als das brüllende, aber am Kamin verschrumpfte Volk von Paris, sollten die Marseiller den Kern der großen Insurrektion bilden. Es war eine Bande von fünfzehnhundert Mann, ein lebendiger Anfall der demagogischen Wuth, die von den äußersten Enden des Reiches nach dem Herzen desselben strömte, um diesem Kraft zu geben. Sie rückten unter dem Befehle untergeordneter Führer heran; ihre beiden Hauptführer waren ihnen nach Paris vorausgeeilt: es waren zwei junge Marseiller, Barbarour und Rebecqui.

Rebecqui war einer der ersten Aufwiegler seiner Vaterstadt im Jahr 89 gewesen, als die Wahl Mirabeau's in die constituirende Versammlung die Städte Air und Marseille in Aufruhr setzte. Wegen seiner Theilnahme an diesem Aufruhre zur Rechenschaft gezogen, war er von seinen beredten Mitschuldigen vor der Nationalversammlung vertheidigt worden. Zu einem sehr bedeutenden Einfluß bei den Jakobinern von Marseille gelangt, hatte er sich an die Spitze der Banner der Nationalgarde gestellt, welche gegen die Stadt Arles rückten und die Mörder von Avignon der Rache der Gesetze entrissen. Wegen dieser That vor den Gerichtshof von Orleans gestellt, wurde er durch die Amnestie befreit, womit die Girondisten die Verbrechen des Südens bedeckt hatten. Entschlossen, die Revolution bis zu ihrem Ziele zu drängen, und sollte dieses sogar übersprungen werden, war Rebecqui, der sich gleich anfangs mit den Girondisten vereinigt hatte, nach Marseille zurückgekehrt und hatte dort im Einverständnisse mit Barbarour jene bewegliche Schaar von Marseillern gesammelt, der die Verschwörer von Paris bedurften, um Frankreich zu elek-

triſiren und ihre Pläne durchzuſetzen. Die Berufung dieſer Volksmacht nach Paris war ein Gedanke von Frau Roland; und dieſe zwei jungen Seïde waren es, die ihn ausführten. Während die Redner und Tribunen der Nationalverſammlung bei den Jakobinern, bei den Cordeliers und in der Reitſchule die Maſſe vergeblich durch ihre Deklamationen aufreizten, ohne ihnen den beſtimmten Impuls zu geben, übernahmen eine Frau und zwei junge Männer die Verantwortung der Ereigniſſe und machten ihre Zurüſtungen zum letzten Tage der Monarchie.

Barbaroux und Rebecqui trafen Roland wenige Tage vor der Ankunft der Marſeiller in den elyſäiſchen Feldern. Der Greis und die Jünglinge umarmten ſich mit jenem Gefühle feierlicher Wehmuth, welches im Herzen der entſchloſſenen Männer der Ausführung der äußerſten Entwürfe vorausgeht. Nachdem ſie mit leiſer Stimme über das Unglück des Vaterlandes und die Pläne, mit denen ſie beſchäftigt waren, geſprochen hatten, verabredeten ſie, um dem Auge der Späher des Hofes zu entgehen, auf den folgenden Tag eine letzte Unterredung bei Frau Roland.

Die beiden Marſeiller begaben ſich in der Nacht in die kleine Wohnung der Straße St. Jacques, welche der entlaſſene Miniſter ſeit ſeinem Rücktritte inne hatte. Frau Roland, die Seele ihres Gatten und die Inſpiration ſeiner Freunde, wohnte der Unterredung bei und erhob ſie zur Höhe und Entſchloſſenheit ihrer Gedanken. „Die Freiheit iſt verloren, wenn wir dem Hofe Zeit laſſen,“ ſagte Roland. „Lafayette hat Paris durch ſeine diktatoriſche Anweſenheit das Geheimniß des Verrathes entdeckt, welchen er mit der Nordarmee vor hat. Die Mittelarmee hat keinen Ausſchuß, keine Ergebenheit, keinen Führer. In ſechs Wochen werden die Oeſterreicher in Paris ſein.“

Man entrollte Landkarten, man verfolgte die Oertlichkeiten, die Straßen der Flüſſe, die Abſchüſſigkeiten der Gebirge, die Engpäſſe, welche dem Einfalle der fremden Heere die unüber=

steiglichsten Hindernisse in den Weg legen konnten. Man zeichnete Reservelager, welche die Bestimmung hatten, nach einander die hintern Linien zu decken, wenn die vordern erstürmt wären. Endlich beschloß man die Ankunft der Banner von Marseille zu beschleunigen, um den Beschluß zur Aufstellung eines Lagers unter den Mauern von Paris zum Vollzug zu bringen und durch eine entscheidende Insurrektion der Wirkung der Umtriebe des Hofes zuvorzukommen. Es ward verabredet, daß Pétion, der für die beabsichtigte Bewegung nothwendig war, um den Einfluß seines Namens geltend zu machen, und für die Mairie nothwendig war, um jeden Widerstand der Municipalität und der Nationalgarde gegen die Verschwörung zu lähmen, jene Rolle gesetzlicher und heuchlerischer Neutralität beobachten sollte, die den Entwürfen der Aufwiegler so günstig ist. Barbaroux sagte einige Tage darnach an der Tafel dieses Maire's von Paris ganz laut zu demselben, er werde bald Gefangener in seinem Hause sein. Pétion verstand ihn und lächelte. Seine Frau gab sich den Schein, als erschrecke sie. „Beruhigen Sie sich, Madame," versetzte Barbaroux; „wenn wir Pétion fesseln, so geschieht es bei Ihnen, und seine Fesseln sind dreifarbige Bänder."

Carra benachrichtigte Pétion ebenfalls, daß man ihn mit seinen amtlichen Pflichten als Maire ins Vernehmen setzen werde, indem man ihm eine Sicherheitswache gebe, die ihm scheinbar Gewalt anthun und seinen Arm im Augenblicke der Insurrektion binden werde. Pétion ging so bereitwillig auf seine Rolle in dieser Loyalitätskomödie ein, daß er sich nach dem Ereignisse über die Vergeßlichkeit der Verschworenen beklagte, die ihn nicht verhaftet hätten, und daß er selbst mehre Gesandte abschickte, um die Ankunft der Aufrührerschaaren zu beschleunigen, welche seine Scheinverhaftung vornehmen sollten. Madame Roland war die Seele, Pétion das Mittel, Barbaroux, Danton, Santerre die Führer der Bewegung.

Die Verschwörer suchten einige Tage lang einen General, welcher fähig wäre, diesen undisciplinirten Schaaren eine militärische Richtung zu geben und die Armee des Volkes zu schaffen, welche der Armee des Hofes gegenübertreten sollte. Sie warfen die Augen auf Montesquiou, General der Alpenarmee, der sich in diesem Augenblicke in Paris befand, wo er um Verstärkung ansuchte. Gierig nach Ruhm, Würden und Reichthum, durch seine Geburt der Partei des Hofes, durch seine Grundsätze und die Aussichten, welche ihm die Revolution bot, der Partei des Volkes zugethan, erschien Montesquiou in den Augen Danton's als einer von denjenigen Menschen, welche sich eben so leicht durch einen der Freiheit, als durch einen dem Throne zu leistenden großen Dienst verführen lassen können. Roland und seine Freunde glaubten nicht an seine Meinungen, aber sie glaubten an seinen Ehrgeiz. Sie hielten bei Barbaroux eine Unterredung mit diesem General. Sie enthüllten ihm einen Theil ihrer Pläne. Montesquiou hörte sie ohne Erstaunen und ohne Widerstreben an; aber er gab keine entscheidende Antwort. Sie glaubten, der Hof sei ihnen zuvorgekommen, und Montesquiou wolle im Zweifel für diesen letzten Kampf zwischen Volk und König unentschieden bleiben, wie der Zufall, und frei, wie das Ereigniß. Sie verließen ihn, ohne mit ihm zu brechen, und beschlossen, dem Volke keine andere Taktik zu geben, als seine Wuth, und keinen andern Führer, als das Schicksal.

15.

Am folgenden Tage, den 29. Juli, kamen die Marseiller in Charenton an. Barbaroux, Bourdon de l'Oise, Merlin, Santerre gingen ihnen entgegen. Einige Männer der That aus der Mitte der Jakobiner und den Vorstädten begleiteten sie. Ein Verbrüderungsessen vereinigte die Häupter der Marseiller und die Verschworenen von Paris. Die Herzen

begriffen sich, die Stimmen vereinigten sich, die Hände drückten sich. Die Führer hatten ihre Armee, die Armee hatte ihre Führer gefunden. Die That konnte nicht mehr zögern. Nach dem Schmause, wo die Begeisterung, welche die Herzen durchglühte, in die Weise des Gesanges von Rouget de Lisle ausbrach, verließen die Verschworenen die Marseiller, welche bei den ersten Patrioten von Charenton untergebracht waren, auf einige Stunden. Sie begaben sich unter dem Schutze der Nacht in ein isolirt, in den Gärten stehendes Haus des Dorfes, welches seit mehren Monaten ihren Zusammenkünften zum geheimnißvollen Asyl diente. Santerre, Danton, Fabre d'Eglantine, Panis, Huguenin, Gonchon, Marat, Alexandre, Camille Desmoulins, Varlet, Lenfant, Barbaroux und einige andere Männer der Ausführung fanden sich daselbst ein. In diesem Hause hatten alle Haupttage der Revolution ihren Vorabend gehabt. Man bestimmte daselbst die Stunde, man gab daselbst das Losungswort. Geheime, aber oft stürmische Berathungen gingen diesen Entschlüssen voraus. Verlassene Gäßchen und große von den Kohlbauern der Vorstädte angepflanzte Felder trennten das Haus von den übrigen Wohnungen, damit die Verschwörer unbemerkt zusammenströmen könnten und das Geschrei sich im Raume verlöre. Die fortwährend geschlossenen Thüren und Läden gaben diesem Gebäude das Ansehen eines unbewohnten Landhauses. Der Pförtner öffnete nur bei Nacht und auf die verabredeten Erkennungszeichen.

Es war Mitternacht vorüber, als sich die Führer, den Kopf noch von den patriotischen Gesängen und den Dämpfen des Weins erhitzt, auf verschiedenen Pfaden dahin verfügten. Vermöge eines jener seltsamen Zufälle des Zusammentreffens, welche bisweilen den Aufruhr der Natur zu dem Aufruhre der Völker gesellen, brach in diesem Augenblicke ein Gewittersturm über Paris herein. Eine dumpfe, drückende Schwüle hatte den ganzen Tag lang auf den Menschen gelastet. Dichte, gegen

Abend mit unheildrohenden Schattirungen marmorirte Wolken hatten die Sonne gleichsam in einem schwebenden Ozean verschlungen. Gegen zehn Uhr entlud sich die Elektrizität durch Tausende von Blitzen, welche flammenden Zuckungen des Himmels glichen. Die Winde, welche hinter diesem Wolkenvorhange eingeschlossen waren, brachen mit dem Gebrülle der Wogen durch und beugten die Ernten, spalteten die Bäume, rissen die Dächer fort. Der Regen und Hagel erdröhnte auf dem Boden, als wäre die Erde von oben herab gesteinigt worden. Die Häuser schlossen, die Straßen leerten sich im Augenblicke. Der Blitz, welcher acht Stunden lang ununterbrochen flammte und einschlug, tödtete eine Menge jener Männer und Weiber, welche Nachts ihre Mundvorräthe nach Paris tragen. Wachen wurden in der Asche ihrer Schilderhäuschen erschlagen gefunden. Eisengitter wurden vom Wind oder Blitze gekrümmt, aus den Mauern herausgerissen, in welche sie mit ihren Angeln eingekittet waren, und auf unglaubliche Entfernungen fortgeschleudert. Die beiden Dome der Natur, welche sich über den Horizont der Landschaft von Paris erheben, der Montmartre und der Mont-Valerien, sogen den Inhalt der Wolken, von denen sie umhüllt waren, in größter Masse in sich. Der Blitzstrahl, welcher sich vorzugsweise an alle vereinzelten und mit Eisen gekrönten Monumente heftete, schlug alle Kreuze nieder, welche sich im Gefilde an den Kreuzwegen erhoben, von der Ebene von Issy und den Gehölzen von Saint-Germain und Versailles bis zum Kreuz auf der Brücke von Charenton. Am andern Tage war der Boden überall mit den Stämmen und Aesten dieser Kreuze besäet, als hätte eine unsichtbare Armee auf ihrem Zuge alle Zeichen des christlichen Cultus aus Haß zertrümmert.

16.

Bei dem Donner dieses Gewitters beriethen sich die Verschworenen von Charenton über die Umstürzung des Thrones. Danton, Huguenin, Alexandre, Gonchon, Camille Desmoulins, die mit den Vierteln von Paris in näherem Verkehr standen, übernahmen die Anordnungen der Insurrektion des Volkes.

Santerre versprach, am folgenden Tage den Marseillern, gleichsam zur Verbrüderung mit diesen phokäischen Föderirten, vierzigtausend Mann aus den Vorstädten entgegenzuschicken. Man beschloß, die Marseiller in die Mitte dieser furchtbaren Kolonne zu stellen und dieselbe aus den Vorstädten über die Quais rücken zu lassen. Der Maßregeln des mitschuldigen Pétion versichert, sollte ein schwach bewachter Geschützzug den Marseillern auf den Weg gestellt werden, so daß er leicht von ihnen genommen werden konnte. Tausend Aufständische sollten von der Hauptkolonne auf ihrem Wege nach dem Louvre abgehen, das Stadthaus umringen, Pétion die Hände binden und die Ankunft neuer Commissäre verschiedener Sektionen begünstigen, welche den Gemeinderath absetzen, einen neuen aufstellen und so der Bewegung das Gepräge der Gesetzlichkeit aufdrücken sollten. Vierhundert Mann sollten das Direktorium des Departements festnehmen. Das Zeughaus, die Getreidehalle, das Invalidenhaus, die Ministerialgebäude, die Brücken über die Seine sollten von zahlreichen Posten besetzt werden. Die Armee des Volkes sollte in drei Abtheilungen gegen die Tuilerien vorrücken, im Carrousel und im Garten mit Geschütz, Lebensmitteln und Zelten campiren, sich durch Gräben, Barrikaden, Feldschanzen decken und auf diese Art alle Communikation zwischen dem Schloß und den etwaigen Vertheidigern von außen abschneiden. Die schwache Schweizergarde der Tuilerien, glaubte man, würden nicht gegen eine zahllose, mit

Geschütz versehene Armee kämpfen. Die übrigen Schweizerregimenter in ihren Kasernen wollte man nicht angreifen; man wollte sie bloß einschließen und ihnen sagen, daß sie ohne Bewegung die Kundgebung des Nationalwillens erwarten sollten. Man wollte nicht mit Gewalt in das Schloß dringen, man wollte das Königthum bloß in seinem letzten Asyle belagern, und wie das römische Volk, als es sich auf den aventinischen Berg zurückzog, wollte man einen Volksbeschluß an die Nationalversammlung schicken und ihr zu wissen thun, daß das um die Tuilerien gelagerte Volk die Waffen nicht eher niederlegen würde, als bis sie die geeigneten Maßregeln gegen die Gefahren des Vaterlandes ergriffen und die Freiheit gesichert hätte. Keine Zügellosigkeit, keine Gewaltthat, keine Plünderung sollte ungestraft bleiben, kein Blut sollte fließen. Die Entthronung sollte durch die imposante Entfaltung der Volksmacht zu Stande gebracht werden, welche jeden Widerstand entmuthigte und dadurch jeder Ausschweifung Vorwand und Gelegenheit entzöge. Sie sollte eine That des Volkswillens sein, groß, rein, unwiderstehlich, wie dieser.

Dies war der Plan der Girondisten; Barbaroux hatte die Federzeichnung dazu gemacht, der Amerikaner Fournier, einer von den Führern der Marseiller, hatte ihn kopirt, Danton und Santerre hatten ihn genehmigt.

17.

Die Verschworenen machten sich durch einen Eid verbindlich, ihn am folgenden Tage auszuführen, und um sich wechselseitig vor Entdeckung durch einen Verräther zu sichern, wenn sich ein solcher unter ihnen befinden konnte, beschlossen sie, einander selbst zu überwachen. Jeder der Marseiller Führer stellte einen der Pariser Führer an seine Seite, jeder Pariser Offizier nahm einen Marseiller Befehlshaber zu sich: Héron verband sich mit Rebecqui, Barbaroux mit Bourdon und so die

Uebrigen, damit der Verrath, von welcher Seite er kommen möchte, im Augenblicke seinen Rächer in Demjenigen fände, den er zu seinem Mitschuldigen ausersehen würde. Ueber den Beschluß, den die Nationalversammlung fassen würde, enthielt man sich, etwas zum Voraus zu bestimmen, aus Furcht, in dem Augenblicke Spaltungen hervorzurufen, in welchem die Einmüthigkeit so nothwendig war. Das Ziel der Parteien muß schwebend und unbestimmt sein, wie die Leidenschaften und Chimären eines jeden von Denjenigen, aus denen sie bestehen. Man verkleinert Alles, was man genau umgrenzt. Nichts bestimmen und Alles hoffen, ist das Zauberwort der Revolutionen.

Nur die Absetzung des Königs war das allgemeine Geschrei der Patrioten; man verlangte sie schon ganz laut in den Klubs, in den Sektionen, in den Petitionen, in der Nationalversammlung. Das Volk sollte sie, um das Schloß gelagert, welches man ihm als den Herd des Verrathes schilderte, von seinen Vertretern als unabweisbare Forderung verlangen. Aber nach der Entthronung des Königs, sollte man wieder einen Thron aufrichten? Und wen sollte man auf denselben setzen? Ein Kind unter der Vormundschaft des Volkes? Den Herzog von Orleans? Der Herzog von Orleans hatte viel Vertraute, wenig Anhänger. Wenn seine angebliche Mitschuld an den Feindseligkeiten gegen den Hof einige Leute in Versuchung führte, die an Ehre und Vermögen Schiffbruch gelitten hatten, so war sein übel berüchtigter Name den redlichen Freunden der Freiheit zuwider. Geburt, Vermögen, Gleichheit der Interessen, Popularität, Solidarität der Meinung, Hingebung an die Sache des Volks — der Herzog von Orleans besaß alle Eigenschaften, vom Volke gekrönt zu werden und seinen Triumph zu theilen; es mangelte ihm nur e i n e: die öffentliche Achtung. Er konnte seinem Vaterlande Dienste leisten und Retter werden; er konnte der

Revolution keinen Glanz verleihen. Dies war sein Fehler. Robespierre und die Jakobiner schämten sich, seinen Namen anzunehmen. Die Girondisten verachteten ihn wegen seiner Umgebung. Sie strichen ihn übereinstimmend aus dem Programme, welches sie vorschlugen.

Roland, Vergniaud, Gensonné, Guadet, Barbaroux selbst zogen die Republik, obgleich sie sich noch nicht für sie entschieden hatten, mit all ihren Aussichten auf Anarchie der Herrschaft eines Fürsten vor, der statt der Schwäche die Unentschiedenheit auf den Thron bringen und eine junge und gesunde Constitution allen Leiden der Gebrechlichkeit preisgeben würde. Wechsel der Dynastie, Regentschaft, Diktatur oder Republik, Alles blieb noch in völliger Verschwiegenheit unter den Führern. Man ließ es auf den Gang der Ereignisse ankommen und begnügte sich mit der Vorbereitung der Katastrophe, ohne der Zukunft zum Voraus ihr Geheimniß abzufordern. Die Girondisten befolgten immer den Grundsatz, vorwärts zu treiben, ohne zu wissen, wohin. Dieses Zufälligkeitssystem war es, was diese Männer zu den Werkzeugen der Revolution machte und ihnen nie gestattete, die Herren derselben zu werden. Ihr Charakter verlieh ihnen die Bestimmung, ihr den Anstoß, nie die Richtung zu geben. Darum wurden sie auch alle nach einem andern und entfernteren Punkte von ihr fortgerissen, als sie beabsichtigt hatten.

18.

Dieser Plan scheiterte an der Unmöglichkeit, während des übrigen Theiles der Nacht die Anordnungen zu treffen, welche für eine Zusammenziehung von Insurgenten nothwendig waren. Barbaroux legte diese Verzögerung Santerre zur Last, welcher lieber seine Vorstadt in Aufruhr gebracht, als die Regierung gestürzt sehen wollte. Pétion selbst war nicht bereit. Mittelpunkt aller gesetzlichen oder aufständischen Bewegungen der

Nationalgarde, Vertrauter Derjenigen, welche die Constitution vertheidigen, und zugleich Derjenigen, welche sie angreifen wollten, führte er gegen Jeden eine andere Sprache und ertheilte widersprechende Befehle. Daraus entstand eine Verwirrung in den Anordnungen, Beschlüssen und Maßregeln, welche Jedermann in Ungewißheit über die wahren Absichten des Maire von Paris ließ und Alles aufschob ... Weder Paris, noch die Vorstädte rührten sich. Die Marseiller setzten sich ohne alles andere Geleite in Bewegung, als die Führer, welche sich am Tage zuvor mit ihnen verbrüdert hatten. Nur zweihundert Mann Nationalgarde und ein halb Hundert mit Piken und Messern bewaffneter Föderirten ohne Uniformen wohnten ihrem Einzuge in Paris bei. Der Abschaum der Vorstädte und des Palais Royal, Weiber, Kinder, Müßiggänger, bildeten Spalier auf dem Bastilleplatz und in den Straßen, welche sie durchzogen, um sich nach der Mairie zu begeben. Pétion hielt eine Anrede an diese Kolonnen. Man wies ihnen ihre Kaserne in der Chaussée d'Antin an. Sie verfügten sich in dieselbe.

Santerre und einige Nationalgardisten der Vorstadt St. Antoine hatten ihnen in einem öffentlichen Garten auf den elysäischen Feldern ein Gastmahl bereiten lassen.

Nicht weit davon versammelten gedeckte Tafeln in einem andern Garten, sei es aus Absicht oder aus Zufall, eine gewisse Anzahl von Nationalgardeoffizieren aus den dem Könige ergebenen Bannern, einige Glieder der aufgelösten Leibwache und junge Schriftsteller von der königlich gesinnten Partei. Dieses Zusammentreffen mußte nothwendig Streitigkeiten hervorrufen. Man glaubt, die Royalisten haben sie gewünscht, um Paris gegen die fremde Schaar zu begeistern und die Verlegung der Marseiller in das Lager von Soissons zu verlangen. In der Wärme des Weins stießen sie den Ruf aus: Es lebe der König! und schienen damit die Feinde des Thrones her-

auszufordern. Die Marseiller antworteten mit dem Rufe: Es lebe die Nation! Geberden riefen Geberden hervor. Die Volkshaufen, welche den Festmahlen von ferne anwohnten, bewarfen die königlichgesinnten Grenadiere mit Koth. Diese zogen ihre Säbel. Das Volk rief die Marseiller zu Hülfe. Die Gräben und Umzäunungen, welche die beiden Wirthschaftsgärten trennten, wurden im Augenblicke übersprungen. Die Schwerter kreuzten sich, die ausgerissenen Zaunpfähle dienten den Kämpfenden als Waffen. Das Blut floß. Viele Nationalgardisten wurden verwundet. Einer von ihnen, der Wechselagent Duhamel, feuerte zwei Pistolenschüsse auf die Angreifenden ab. Er fiel unter dem Bajonet eines Marseillers todt nieder. Der Oberbefehlshaber der Schloßwache ließ den Generalmarsch schlagen und Artillerie im Garten vertheilen, als hätte er einen Einfall befürchtet. Das Banner der Filles-Saint-Thomas ergriff aus freien Stücken die Waffen, um den Grenadieren zu Hülfe zu fliegen. Andere Banner folgten ihrem Beispiel, stellten sich auf den Boulevards auf und wollten sich in die Kaserne der Marseiller verfügen, um Rache zu nehmen. Pétion eilte in die Kaserne, befreite einige Gefangene, hielt die Nationalgarde in Schranken und stellte die Ordnung wieder her.

Während dieses Getümmels retteten sich die flüchtigen Royalisten über die Drehbrücke in den Garten der Tuilerien, und die Verwundeten wurden auf die Schloßwache gebracht. Der König, die Königin, die Hofdamen, die Edelleute, welche das Gerücht von der Gefahr um sie versammelt hatte, begaben sich in die Wachzimmer, verbanden die Wunden ihrer Vertheidiger mit eigenen Händen und sprachen voll Theilnahme von der Nationalgarde, voll Entrüstung von den Marseillern. Regnault de Saint-Jean d'Angély war unter den Verwundeten. Am Abende war die öffentliche Meinung unter der Bourgeoisie allgemein gegen die Marseiller empört. Am folgenden Tage liefen bei der Nationalversammlung zahlreiche

Petitionen ein, welche ihre Entfernung forderten. Die Galerien empfingen die Petitionäre mit Hohngeschrei. Merlin verlangte die Tagesordnung. Montaut klagte die Ritter vom Dolche an. Gaston sah eine Herausforderung des Hofes zum Bürgerkriege in der Sache. Grangeneuve beschuldigte die Nationalgarde überdachter Rachepläne. Die übrigen girondistischen Abgeordneten schoben das Verlangen, die Marseiller zu entfernen, mit Verachtung auf die Seite und lächelten bei diesen Vorspielen der Gewaltthat.

Der Hof suchte sich, durch diese Symptome eingeschüchtert, der Führer dieser Schaar durch Bestechung zu versichern, wie er Danton dadurch an sich gefesselt zu haben glaubte. Aber wenn es leicht ist, die Intrigue zu bestechen, so läßt sich die Schwärmerei nicht bestechen. Es gab Blutmenschen unter den Marseillern, es gab keine Verräther unter ihnen. Man verzichtete auf diesen Verführungsplan.

Marat richtete seinerseits einen Brandbrief an Barbaroux, um ihn drucken und unter seine Soldaten vertheilen zu lassen. Er forderte in diesen Blättern zur Ermordung des gesetzgebenden Körpers auf, aber er wollte den König und die königliche Familie geschont wissen. Sein dumpfer und flüchtiger Verkehr mit den geheimen Agenten des Hofes machte diese Menschlichkeit einer Feder, die sonst immer von Blut trief, verdächtig. Marat glaubte damals noch nicht an den Sieg des Volkes bei der bevorstehenden Krisis. Er fürchtete für sich selbst; er bat Barbaroux am 9. August um eine geheime Unterredung und beschwur denselben, ihn als Köhler verkleidet mit sich nach Marseille zu nehmen, um ihn den Streichen seiner Feinde zu entziehen.

19.

Ein anderer Schritt geschah im Namen, aber ohne Wissen Robespierre's, um die Marseiller für seine Sache zu gewinnen. Zwei Vertraute Robespierre's, Panis und Fréron, seine Amts-

brüder in der Municipalität, ließen Rebecqui und Barbaroux auf das Stadthaus rufen, unter dem Vorwande, den Marseiller Bannern eine dem Mittelpunkte der Bewegungen der Revolution näher gelegene Kaserne bei den Cordeliers zu geben. Dieses Anerbieten wurde angenommen. Panis, Fréron, Sergent hüllten ihren Gedanken in Wolken. „Das Volk bedarf eines Oberhauptes! Brissot trachtet nach der Diktatur. Pétion besitzt sie, ohne sie auszuüben. Er ist ein zu kleiner Geist. Er liebt ohne Zweifel die Revolution, aber er verlangt das Unmögliche: eine Revolution auf dem Wege des Gesetzes. Wenn man seiner Schwäche nicht Gewalt anthäte, käme man nie zu einem Resultate.“

Am folgenden Tage ließ sich Barbaroux zu einem Besuche bei Robespierre überreden. Der feurige Jüngling des Südens erstaunte, als er vor den strengen und kalten Philosophen trat. Robespierre's Persönlichkeit athmete selbst in den einfachsten Verzierungen seines bescheidenen Gemaches, als wollte sie sich selbst ihre Huldigung darbringen. Namentlich sah man überall sein eigenes Bild, mit dem Bleistift, mit dem Pinsel oder mit dem Meißel dargestellt. Robespierre beschränkte sich auf allgemeine Reflexionen über den Gang der Revolution, über die Beschleunigung, welche die Jakobiner und er ihren Bewegungen gegeben, über die Nähe einer bevorstehenden Krisis und über die Nothwendigkeit, dieser Krisis einen Mittelpunkt, eine Seele, ein Haupt zu geben, indem man einen Mann mit der Allmacht des Volkes bekleidete. — „Wir wollen eben so wenig einen Diktator, als einen König,“ antwortete Rebecqui barsch. Man trennte sich. Panis begleitete die jungen Marseiller und sagte mit einem Händedruck zu Rebecqui: „Sie haben es falsch verstanden, es handelt sich nur um eine augenblickliche und aufständische Autorität zur Leitung und Rettung des Volkes, und keineswegs um eine Diktatur. Robespierre ist wohl dieser Mann des Volks.“

Abgesehen von dieser Unterredung, welche von den Freunden Robespierre's ohne sein Wissen hervorgerufen und von den Marseiller Führern angenommen wurde, deutet Nichts von Robespierre auf ein frühzeitiges Streben nach der Diktatur, oder irgend eine direkte Theilnahme an der Bewegung des 10. August. Die Republik lag für ihn in unabsehbarer Ferne, die an's Ideale streifte; die Regentschaft weissagte ihm eine Regierung voll Schwäche und bürgerlicher Unruhen; den Herzog von Orleans verabscheute er als eine gekrönte Intrigue; die Constitution von 1791 hätte ihm, gesetzlich vollzogen, genügt, wenn der Verrath aus dem Spiele blieb, den er dem Hofe unterlegte. Die Diktatur, nach welcher er für seine Person trachtete, war die Diktatur der öffentlichen Meinung, die Allmacht seines Wortes. Nach einer andern Herrschaft strebte er nicht, und jede krampfhafte Bewegung des Volkes konnte dieser schaden.

Zwanzigstes Buch.

Gährung — Die Marseiller und die Gemeinde Paris verlangen die Entthronung — Der Hof bereitet sich zum Widerstand — Der Vorschlag, Lafayette in Anklagestand zu versetzen, verworfen — Die constitutionellen Abgeordneten werden beschimpft — Rüstungen der Aufständischen — Nacht vom 9. auf den 10. August — Häusliche Scenen bei den Verschworenen — Angst der Königin und der Madame Elisabeth — Beschreibung der Tuilerien — Zählung der Truppen — Geist, welcher sie beseelt — Möglichkeit, die Aufständischen zurückzuwerfen.

1.

Indessen nahm die Gährung stündlich zu. Man hörte überall jenes dumpfe Gemurmel, welches die Katastrophen der Staaten, wie die Katastrophen der Natur ankündigt. Lafayette war, wie man sagte, im Begriff, gegen Paris zu rücken. Der alte Luckner hatte diesen Plan Guadet an der Tafel des Bischofs von Paris bekannt. Von der Gefahr dieses Bekenntnisses unterrichtet, nahm es Luckner jetzt zurück. Die in Paris angehäuften Föderirten weigerten sich, dasselbe zu verlassen, indem sie den offenen Verrath der aristokratischen Generale vorschützten, unter welchen man sie nicht zum Siege, sondern zum Tode schicken würde. Dumouriez hatte den arglistigen Befehl erhalten, sein Lager abzuschlagen und dadurch den Oesterreichern den Weg in die Hauptstadt freizugeben. Er hatte ihm patriotischer Weise den Gehorsam verweigert. Rüstungen zum Angriffe und zur Vertheidigung wurden heimlich im Schlosse gemacht. Die innern Gemächer des Königs wurden mit Edelleuten und zurückgekehrten Emigranten angefüllt. Der Generalstab der Nationalgarde conspirirte mit dem Hof. Das Carrousel

und der Garten der Tuilerien waren ein Lager, das Schloß eine Festung, welche bereit waren, Kartätschen und Flammen gegen Paris zu schleudern. Selbst der Boden des Gartens der Tuilierien wurde vom Volke als verfluchtes Land behandelt, den der gute Bürger nicht betreten durfte. Zwischen dem Platze der Feuillants und diesem Garten hatte man als Schlagbaum ein dreifarbiges Band mit der drohenden Inschrift ausgespannt: „Unser Grimm hängt an einem Bande, Tyrann, Deine Krone an einem Faden."

Die Sektionen von Paris, diese gesetzlichen Klubs, diese unzusammenhängenden Bruchstücke von Municipalitäten, stehende Mittelpunkte anarchischer Berathungen, suchten zu einer gewissen Einheit zu gelangen, um der Nationalversammlung und dem Hofe mehr Achtung und Furcht einzuflößen. Pétion organisirte im Stadthaus eine allgemeine Korrespondenz zwischen den Sektionen. Dort entwarf man in ihrem Namen eine Adresse an die Armee, welche nichts Anderes war, als eine Aufforderung zur Ermordung der Generale. „Nicht gegen die Oesterreicher," sagten sie zu den Truppen, „möchte Euch Lafayette führen, sondern gegen uns! Mit dem Blute der besten Bürger möchte er das Pflaster des königlichen Schlosses tränken, um die Augen dieses unersättlichen und verderbten Hofes zu ergötzen. Aber wir bewachen ihn, und wir sind stark. In dem Augenblicke, in welchem die Verräther unsere Städte dem Feinde überliefern wollen, werden die Verräther verschwunden sein und wir uns unter der Asche unserer Städte begraben haben!"

Reden, welche dieser Adresse glichen, regten die Gemüther des Volks in den Sektionen auf. Die Presse verbreitete eine dieser Reden, welche in der Sektion des Luxembourg gehalten wurde und durch ihre Kürze an Nachdruck gewann, im ganzen Reiche. „Franzosen! Ihr habt eine Revolution durchgeführt. Gegen Wen? — Gegen den König, den Hof, den Adel und ihre Anhänger. — Wem habt Ihr das Schicksal dieser Revo-

lution anvertraut, nachdem sie durchgeführt war? — Dem Könige, dem Hofe, dem Adel und ihren Anhängern! — Gegen wen führet Ihr Krieg im Auslande? — Gegen die Könige, die Höfe, den Adel und ihre Anhänger! — Wen habt Ihr an die Spitze Eurer Armeen gestellt? — Den König, den Adel, den Hof und ihre Mitschuldigen! Wohlan! ziehet den Schluß: Der König, der Adel und die Intriguanten, die an der Spitze Eurer Angelegenheiten und Eurer Armeen stehen, sind entweder alle Brutusse, welche ihre Väter, Brüder, Söhne dem Wohle des Vaterlandes opfern, oder sie verrathen Euch." Die Folgerung, die sich leicht aus dieser Rede ziehen ließ, war die Lehre, daß man eine Revolution nie Denjenigen anvertrauen dürfe, gegen welche sie gerichtet worden, mit andern Worten, daß alle Halbrevolutionen Chimären seien, und daß allein die Republik einen aufrichtigen Krieg gegen die Monarchie führen könne. „Stehet auf, Bürger!" sagte die Sektion Mauconseil. „Ein verächtlicher Tyrann spielt mit unsern Geschicken. Er falle! Die öffentliche Meinung allein bildet die Macht der Könige; wohlan! die öffentliche Meinung entthrone ihn. Erklären wir, daß wir Ludwig XVI. nicht mehr als König der Franzosen anerkennen!"

Danton trat in der Sektion des Theâtre-Français jene aristokratische Unterscheidung zwischen den aktiven und den passiven Bürgern mit Füßen und forderte Alle, Besitzende und Nichtbesitzende, auf, die Waffen zur Rettung des gemeinsamen Vaterlandes zu ergreifen.

2.

Folgerichtiger, als Lafayette, errichtete Danton nicht die Schranke des Reichthums statt der Schranke der Geburt zwischen den Bürgern; er hob alle Schranken auf. Dieser Aufruf an das Recht und die Zahl sollte die Bajonette der Nationalgarde unter dem Pikenwalde der Föderirten ersticken. Die Werbungen

der Freiwilligen für die Grenze wurden mit größerer Thätigkeit betrieben; sie fanden in feierlicher Weise auf dem Stadthausplatze statt. Diese Werbungen hatten einen alterthümlichen Charakter in ihrer Form. Vier Tribünen, die in den vier Ecken des Platzes standen, waren von Commissären besetzt, welche die Namen unter dem Klange der Instrumente und dem Jubelgeschrei der Menge einschrieben. Glühende Ansprachen entflammten den Geist der Freiwilligen. „Bürger, wir sind im Begriff, abzugehen," sagten die Redner der Sektion der Quinze-Vingt (Dreihundert): „Ihr seid in der Nähe des Steuerruders, überwachet den Lotsen; es wäre besser, ihn ins Meer zu werfen, als die Mannschaft zu überwachen. Das neunzehnte Jahrhundert nahet heran; möchten im Jahre 1800 alle Bewohner der Erde, aus der Finsterniß und Knechtschaft befreit, Gott einen Lobgesang des Dankes und der Freiheit darbringen! Fraget Ludwig XVI. noch einmal, ob er an diesem allgemeinen Feste Theil nehmen wolle, wir behalten ihm noch den ersten Platz an der Tafel vor. Wenn er sich weigert, so lebe er wohl! Unsere Anstalten zur Plünderung sind getroffen; unsere Adresse ist der Strahl, der dem Donnerschlage vorausgeht!"

Diese äußern Erschütterungen pflanzten ihre Stöße bis zu den Jakobinern, den Cordeliers und sogar bis zu der Nationalversammlung fort. Die Sitzungen verflossen unter dem Durchzuge der Deputationen und der Anhörung der Adressen. Die Marseiller erschienen fünfhundert Mann stark mit der Erklärung, die sie durch den Mund ihres Sprechers abgaben, daß sie durch den Namen Ludwig's XVI. nur an Verrath erinnert werden und die Versetzung der Minister in Anklagestand, sowie die Entthronung des Königs verlangen. „Das Volk ist aufgestanden," rief der Sprecher der Föderirten; „es verlangt eine kategorische Antwort von Euch; könnt Ihr uns retten oder nicht?"

Isnard schleuderte in einer Rede, die so glühend und unzusammenhängend war, wie das Gebrüll des Zorns, Beschimpfung, Anklage, Schmach und Tod gegen den König. Pétion, der die kalte Ueberlegung an seinen Haß knüpfte, verlas an der Schranke mit der Amtsmiene seiner Stelle die Adresse der Gemeinde Paris, die eine fortlaufende Anklage gegen den König war. „Wir wollen Euch," sagte der Maire von Paris, „nicht das ganze Verfahren Ludwigs XVI. seit dem Beginne der Revolution, seine blutigen Entwürfe gegen die Stadt Paris, seine Vorliebe für den Adel und die Priesterschaft, seinen Widerwillen gegen das Volk, vermöge dessen die constituirende Versammlung durch die Hofbedienten beschimpft, durch Bewaffnete belagert wurde und in einer Königsstadt obdachlos umherirrte, nirgends eine Freistätte findend als in einem Ballhaus — wir wollen Euch, sagen wir, das Alles nicht ins Gedächtniß rufen. Wie viele Gründe hatten wir nicht, ihn in dem Augenblicke vom Throne zu entfernen, in welchem die Nation die Macht erlangte, darüber zu verfügen! Wir thaten es nicht! Wir gesellten zu dieser Großmuth Alles, was einen Thron erhöhen, befestigen, verschönern kann! Er hat alle diese Wohlthaten gegen die Nation gekehrt; er hat sich mit unsern Feinden umgeben; er hat die Bürgerminister, die unser Vertrauen besaßen, fortgejagt; er hat sich mit jenen Ausgewanderten verbunden, welche uns den auswärtigen Krieg bereiten, mit jenen Priestern, welche im Innern auf den Bürgerkrieg hinarbeiten; er hat unsere Armeen auf der Schwelle von Belgien zurückgehalten; er ist der erste Ring in der Kette der Contrerevolution; er versetzt Pillnitz mitten nach Paris; sein Name kämpft gegen den Namen der Nation; er hat seine Interessen von den Interessen des Volkes getrennt, trennen wir uns von ihm. Wir verlangen seine Absetzung von Euch."

In der Sitzung des 5. August verlas Guadet Adressen der Departemente, welche gleich der Adresse Pétion's die Ab-

setzung des Königs forderten. Vaublanc erhob sich muthig gegen diese verfassungswidrigen Adressen und gegen die Unterdrückung der Freiheit der Vertreter der Nation durch die Beschimpfungen und Drohungen der Tribüne und der Petitionäre. Condorcet rechtfertigte die Ausdrücke der Adresse der Gemeinde Paris über die Absetzung; er legte wie Danton beim Volke Appellation gegen die Reichen ein. Die Föderirten meldeten, daß sie den Beschluß gefaßt hätten, das Schloß der Tuilerien so lange zu belagern, bis die Nationalversammlung die Absetzung ausgesprochen haben würde.

3.

Der Hof wachte indessen. Die Minister brachten die Nächte beim Könige mit einigen Municipalbeamten in der Schärpe zu, um dem Widerstande den Charakter der Gesetzlichkeit zu verleihen. Gerüchte von einer Flucht des Königs waren unter dem Volke im Umlauf. Der Minister des Innern strafte diese Gerüchte durch ein offizielles Schreiben Lügen. „Man verbreitet eifrig eine Note in Paris des Inhalts: Diese Nacht um zwei Uhr verließ der König als Bauer verkleidet das Schloß; er wendete sich gegen die Drehbrücke, die große Allee der Tuilerien entlang. Die Statur des Monarchen ließ ihn nicht wohl verkennen. Die Wache erkannte ihn auf der Stelle. Sie rief zu den Waffen. Der flüchtige Fürst rannte eiligst nach dem Schlosse zurück; er schrieb im Augenblicke an den Maire, der sich zu ihm verfügte. Der König erzählte ihm den Vorfall auf seine Weise. Ihm zufolge hätte er einen bloßen Spaziergang versucht. Man sagt, Herr v. La Rochefoucauld sei bei ihm im Schlosse, um ihn an einen sichern Ort zu bringen.“ Der Minister bezeugte, der König sei während der Nacht nicht aus dem Schlosse gekommen, und seine Gegenwart sei durch die Municipalbeamten beurkundet, welche die Warnung vor einem nächtlichen Ueberfall bei dem Könige gerade im Augenblicke seiner angeblichen Flucht zurückgehalten hätte.

Am 6ten erfüllte die Nachricht von der Ermordung der vier Administratoren von Toulon die Nationalversammlung aufs Neue mit Bestürzung. Man besprach hierauf die Versetzung Lafayette's in Anklagestand. Die außerordentliche Commission, welche zur Erforschung dieser Angelegenheit niedergesetzt wurde, trug auf die Anklage an. Vaublanc rechtfertigte den General. „Wenn er ehrgeizige oder verbrecherische Pläne gehabt hätte, so würde er wie Sulla, Cäsar oder Cromwell vor Allem darauf gedacht haben, seine Macht auf Siege zu gründen. Cromwell schritt auf die Alleinherrschaft zu, indem er sich an die herrschende Partei anlehnte, Lafayette bekämpft sie; Cromwell gründete einen Aufwieglerklub, Lafayette verabscheut und verfolgt die Aufwiegler; Cromwell führte seinen König zum Untergang, Lafayette vertheidigt das constitutionelle Königthum."

Brissot, der so oft bei den Jakobinern der Mitschuld mit Lafayette angeklagt wurde, wollte mit Robespierre und seinen Freunden um die Popularität kämpfen, indem er Lafayette dem Argwohn opferte. „Ich klage ihn an," rief er, „ich, der ich sein Freund war, klage ihn an, unsere Armeen geführt zu haben, als wäre er mit dem Hause Oesterreich einverstanden! Ich klage ihn an, nicht gesiegt zu haben. Ich klage ihn an, die Zeit mit Petitionen vergeudet zu haben, die er seine Truppen entwerfen und unterzeichnen ließ. Ich klage ihn an, nach der Ehre getrachtet zu haben, Frankreich zu mäßigen. Ich klage ihn an, seine Armee im Angesichte des Feindes verlassen zu haben." Das Anklagedekret wurde mit bedeutender Stimmenmehrheit verworfen.

Beim Austritte aus dem Ständehaus wurde Vaublanc vom Volke beschimpft, verfolgt, geschlagen. Er suchte Zuflucht auf einem Wachtposten der Nationalgarde. Schon wollte das Volk nicht mehr Gesetzgeber, sondern Schmeichler. Girardin und Dumolard erfuhren dieselben Beschimpfungen. Ein Föde-

rirter drang mit Dumolard bis in die Wachstube, schlug wie ein Wahnsinniger auf den Tisch und erklärte dem muthigen Repräsentanten, ihm mit dem Säbel den Kopf zu spalten, wenn er in die Versammlung zurückkehre. Diese Thatsachen, welche der Versammlung am andern Tage gemeldet wurden, erregten bei den Constitutionellen Entrüstung, bei den Girondisten Lächeln, auf den Galerien Hohngeschrei. Girardin sagte, er sei beim Austritte aus dem Sitzungshause am vorhergehenden Tage geschlagen worden. „Auf welche Stelle?" fragte man ihn mit spöttischem Kichern. „Man fragt mich, auf welche Stelle ich geschlagen worden sei!" versetzte Girardin mit Entrüstung und Geistesgegenwart; „auf den Rücken. Die Meuchelmörder schlagen nie anders." Dieses Wort gewann ihm die Achtung wieder. Der Muth ist die erste Beredsamkeit, denn er ist die Beredsamkeit des Charakters. Girardin besaß sie im höchsten Grade. Ein Zögling Rousseau's in Ermenonville, hatte er den schlagenden Witz Voltaire's. Niemand bot den rohen Leidenschaften der Menge in diesen Zeiten der Wuth so viel Trotz, und Niemand erkaufte sich Nachsicht für mehr Kühnheit durch mehr Geist.

An demselben Tage erschienen zwölf Bewaffnete vor der Wohnung Vaublanc's, sprengten seine Thüre, suchten ihn vergebens im Hause und erklärten bei ihrem Rückzuge, diesen Redner, wenn er noch einmal die Tribüne besteige, beim Herabsteigen von derselben zu ermorden. Vaublanc bestieg die Tribüne an demselben Abend, um diese Abschreckungsversuche zur Kenntniß der Versammlung zu bringen. Ein Mann von redlicher Denkungsart, von gewandter und wohlklingender Sprache, von der Unerschrockenheit des Alterthums, besaß er, wenn ihm auch die Beredsamkeit eines Redners erster Größe abging, die aufopfernde Gesinnung eines Bürgers. Er kämpfte allein und stets ohne Erfolg gegen die Girondisten. „Ich fordere jede Gewaltthätigkeit heraus," sagte er, „uns dem Eide

untreu zu machen, welchen wir der Verfassung geschworen haben. Ich fordere die grausamste Einbildungskraft heraus, sich die unwürdigen Behandlungen vorzustellen, deren Opfer gestern einige unserer Kollegen gewesen sind. Wohlan!" fügte er hinzu, „wenn nun einer Eurer Gesandten an einem auswärtigen Hofe beschimpft würde, zöget Ihr das Schwert, um das in ihm beleidigte Frankreich zu rächen, und Ihr duldet es, wenn die Vertreter des souveränen und freien Frankreichs auf dem Boden des Vaterlandes behandelt werden, wie sie bei den Oesterreichern und Preußen nicht behandelt würden."

Grangeneuve und Isnard rechtfertigten Pétion durch seine Unmacht und beschuldigten die Aristokraten der Anstiftung dieser Ausschweifungen. Guadet machte den höhnischen Vorschlag, den König zu fragen, ob er die Mittel besäße, die öffentliche Ordnung zu retten und das Reich zu schützen. Das Lachen und Beifallklatschen der Linken verrieth Guadet, daß er verstanden worden war. Roederer, Procureur-syndic des Departements, verhehlte, an die Schranke gerufen, die öffentlichen Gefahren nicht. Er meldete, daß in der Nacht in den beiden aufständischen Vierteln die Sturmglocke erschallen solle. Er sprach von den Maßregeln, welche man getroffen, und erklärte die Streitkräfte für unzureichend zur Unterdrückung des Aufstandes. Auch Pétion wurde berufen. Er sprach nach Roederer; er rechtfertigte die Mairie, klagte das Departement an, deutete darauf hin, daß die Uneinigkeit zwischen den Bürgern selbst bestehe, welche zur Vertheidigung der Ordnung berufen seien, und hüllte seine Theilnahme an der Schuld der Girondisten in jene Art von zweideutigen Worten, welche je nach dem Ohre, an das sie gerichtet werden, einen verschiedenen Sinn haben. Die Girondisten faßten diese Worte als Aufmunterung zu ihrem Unternehmen, die Constitutionellen als Geständniß der Unmacht auf. Pétion zog sich in seine Popularität zurück. Die Versammlung beschloß nichts.

4.

Während dieser berechneten Unentschiedenheit der Municipalität und der Girondisten handelte im Stillen ein geheimes Direktorium, welches Pétion bekannt war und nach seinem eigenen Geständniß den Plan zum Aufstande des 10. August lange Zeit voraus verabredete.

Die Föderirten hatten zu Paris einen Centralausschuß, welcher aus dreiundvierzig Häuptern der Föderirten von Paris und den Departementen bestand, die sich unter den Auspicien und im Sitzungslokale der Jakobiner versammelten, um die Leitung der Bewegungen unter sich zu verabreden. Er bildete das Hauptquartier des Revolutionslagers. Zu zahlreich, um seinen Versammlungen die Verborgenheit und Einigkeit geben zu können, deren die Verschwörungen bedürfen, wählte dieser Ausschuß aus seiner Mitte ein geheimes vollziehendes Direktorium, aus fünf Mitgliedern von anerkannter Entschlossenheit und Fähigkeit bestehend. Er übergab ihnen die Leitung der Beschlüsse und Vorbereitungen. Diese fünf Mitglieder waren: Vaugeois, Großvikar des Bischofs von Blois; Debessé, Föderirter von der Drôme; Guillaume, Professor zu Caen; Simon, Journalist zu Straßburg, und Gallisot von Langres. Sie gaben sich sogleich die Führer von Paris, welche zum Voraus die Fäden der Bewegungen in den verschiedenen Vierteln der Hauptstadt in der Hand hatten, und die Hauptdemagogen der Vorstädte als Kollegen bei. Es waren der girondistische Journalist Carra, der Amerikaner Fournier, Westermann, der Elsäßer Kieulin, Santerre, Alexandre, der Pole Lazuski, den sein republikanischer Fanatismus nationalisirt hatte; Antoine von Metz, früher Mitglied der constituirenden Versammlung; Lagrey und Garin, Wähler von 1789.

5.

Die erste Sitzung dieses Direktoriums wurde in einer kleinen Schenke der Straße St. Antoine, in der goldenen Sonne, unweit der Bastille, und zwar in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag, den 26. Juli, gehalten. Gorsas, Redakteur des Boten von Versailles und einer der Führer des Volkshaufens, welcher am 6. Oktober den König nach Paris zurückgeholt hatte, später mit den Girondisten vereinigt, um die Bewegung anzuhalten, die er beschleunigt hatte, erschien um zwei Uhr Morgens in dieser Schenke, um den Verschworenen den Eid abzunehmen, daß sie entweder sterben oder die Freiheit erobern wollen. Der Amerikaner Fournier brachte eine Fahne dahin mit der Inschrift: Kriegsgesetz des souveränen Volks! Carra ging von dort aus zu Santerre, um fünfhundert Exemplare eines Maueranschlags zu holen, worauf nichts als die Worte standen: Tod Denjenigen, welche auf die Kolonnen des Volkes schießen!

Die zweite Sitzung fand am 4. August im blauen Zifferblatt auf dem Boulevard der Bastille statt. Camille Desmoulins, der Agent und die Feder Dantons, wohnte ihr bei. Um acht Uhr des Abends verfügten sich die Verschworenen, weil kein Beschluß zu Stande gekommen war, um nähere Erkundigungen einzuziehen, in das Zimmer Antoine's, eines ehemaligen Mitgliedes der constituirenden Versammlung, in der Straße St. Honoré, gegenüber der Himmelfahrtskirche, in demselben Hause, welches Robespierre bewohnte. Madame Duplay, eine leidenschaftliche Anhängerin der Ideen Robespierre's, glaubte das Leben ihres Miethsmannes durch einen Verein bloßgestellt, welcher ihr Haus zu einem Herde des Aufruhrs stempeln würde, stieg voll Angst um Mitternacht zu Antoine hinauf und fragte ihn zornig, ob er den Robespierre erwürgen lassen wolle. „Es handelt sich wohl um Robespierre," antwortete Antoine der

Madame Duplay. „Er verstecke sich, wenn er Furcht hat! Wenn Jemand erwürgt werden soll, so sind es wir.“

Carra schrieb eigenhändig bei Antoine den letzten Plan des Aufstandes, des Zuges der Kolonnen, des Angriffes auf das Schloß. Simon von Straßburg kopirte diesen Plan und schickte Abschriften davon um Mitternacht an Santerre und Alexandre, die beiden Führer der Vorstädte. Der Aufstand, der noch nicht ganz vorbereitet war, wurde auf den 10ten verschoben. Endlich theilten sich in der Nacht vom 9ten auf den 10ten die Mitglieder des Direktoriums in drei Centralpunkte des Aufstandes und trafen an drei verschiedenen Stellen zu derselben Stunde zusammen — der Amerikaner Fournier mit Alexandre in der Vorstadt St. Marceau; Westermann, Santerre und zwei Andere in der Vorstadt St. Antoine; Carra und Garin in der Kaserne der Marseiller und im Zimmer ihres Befehlshabers selbst, wo sie sich unter den Augen seiner Schaar beriethen. In derselben Nacht versammelten sich einige Schritte von diesen Zusammenkünften Royalisten, um die Rettung des Königs zu verabreden. Ein Abgesandter einer dieser contrerevolutionären Versammlungen, welcher wichtige Papiere bei sich trug, verfehlte die Thüre und trat in das Haus, wo sich die Republikaner beriethen. Man erkannte den Irrthum bei Eröffnung der Briefschaften. Carra machte den Vorschlag, den Boten zu tödten, um das Geheimniß der republikanischen Verschwörung zu bewahren, das ihm so eben der Zufall entdeckt hatte. Aber ein vereinzeltes Verbrechen war in dem Augenblicke nutzlos, in welchem die Sturmglocke im Begriff stand, die Verschwörung eines ganzen Volkes zu verrathen.

Wirklich erscholl die Sturmglocke auf einigen Kirchthürmen der entlegenen Viertel von Paris. Eine vertrauliche Mittheilung aus dem geheimen Erinnerungsbuche der jungen Frau Camille Demoulins', Lucile Duplessis, die sich auf einem Blättchen fand, welches mit dem Blute dieses schönen Schlacht-

opfers bespritzt war, hat der Geschichte die abwechselnd naiven und unheimlichen Eindrücke aufbewahrt, welche diese ersten Klänge der Sturmglocke auf die Verschwörer vom 10. August machten. Während sie ihre Arme zum Kampf oder Tod bewaffnen und ihr Gesicht in die gehörigen Falten legen, schimmerten ihre Regungen hinter ihrer Rolle hindurch. Am 8. August kam Lucile Duplessis vom Lande nach Paris zurück, um noch am Vorabende der Gefahr in der Nähe Camille Desmoulins' zu sein. Sie betete ihren Gatten an. Am 9. August gaben sie Fréron, Rebecqui, Barbaroux, den vornehmsten Häuptern der Marseiller, ein Familienmahl. Sie waren fröhlich, wie die sorglose Jugend. Die Anwesenheit dieser schönen Frau, die Freundschaft, der Wein, die Blumen, die glückliche Liebe, die Witzfunken Camille's, die Hoffnung der nahen Freiheit verschleierten den Tod, welchen die Nacht in sich bergen konnte. Man trennte sich, und Jedes ging seinem Schicksale entgegen.

Lucile, Madame Duplessis, ihre Mutter, und Camille Desmoulins begaben sich zu Danton. Sie fanden Danton's Frau in Thränen. Ihr Kind betrachtete seine Mutter und weinte, ohne zu begreifen, als ahnte es die plötzliche Erscheinung von Verbrechen und das Beil des Henkers, dem sein Vater durch diese verhängnißvolle Nacht verfallen sollte. Danton war heiter, entschlossen, beinahe lustig, bei einem Hintergedanken von Ernst; glücklich über die Nähe einer großen Bewegung und unbekümmert um das Resultat, wenn nur sein schaffender Geist dadurch in Thätigkeit gesetzt wurde. Man war noch nicht ganz sicher, ob sich das Volk in hinreichender Menge erheben würde und die Bewegung in dieser Nacht statt haben könnte. Madame Desmoulins sagte lachend, sie habe statt und werde triumphiren. Sie fand diese Vorzeichen in ihrer Munterkeit und bekräftigte sie mit Lachen. „Kann man in einer so unruhigen Stunde auch so toll lachen?" sagte Madame Danton mehre Male zu ihr. „Ach!" antwortete die

junge Republikanerin, welche, dadurch ergriffen, Züge und Ton änderte, „diese unsinnige Lustigkeit weissagt mir vielleicht, daß ich in dieser Nacht viele Thränen vergießen werde.“

6.

Der Himmel war heiter, die Frauen stiegen die Treppe hinab, um frische Luft zu schöpfen, und gingen einige Schritte weit auf die Straße. Es war ziemlich rührig. Mehre Sansculottes gingen unter dem Rufe vorüber: Es lebe die Nation! Dann kamen einige Schaaren zu Pferd und endlich eine ungeheure Volksmenge. Lucile begann ängstlich zu werden. — „Laßt uns gehen,“ sagte sie zu ihren Gefährtinnen. Madame Danton, die an das Getümmel gewöhnt war, in dessen Schoße ihr Gatte lebte, spottete über die Furcht Lucile's. Als sie aber fortwährend von ihr hörte, daß sie zittere, zitterte sie selbst. „Horch, die Sturmglocke!“ sagten die Frauen und traten in Danton's Haus zurück. Die Männer bewaffneten sich; Camille Desmoulins erschien mit einer Flinte. Seine Frau floh in den Alkoven, barg ihr Gesicht in ihre beiden Hände und fing an zu weinen. Da sie jedoch ihre Schwäche nicht öffentlich an den Tag geben und ihrem Gatten nicht laut von der Theilnahme am Kampfe abrathen wollte, erlauerte sie den Augenblick, ihn insgeheim zu sprechen, und theilte ihm leise ihre Angst mit. Camille Desmoulins beruhigte seine Frau durch die Versicherung, daß er Danton nicht von der Seite gehen wolle. Der junge Fréron, Camille's Freund, welcher Lucile anbetete, gab durch seine Miene zu erkennen, daß er entschlossen war zu sterben. „Ich bin des Lebens müde,“ sagte er, „ich suche den Tod.“ Die Fußtritte einer jeden Streifwache in der Straße brachten Madame Desmoulins auf den Glauben, sie sehe ihren Gatten und seine Freunde zum letzten Male. Sie ging in den anstoßenden Saal, welcher nicht erleuchtet war, und verbarg sich daselbst, um die Männer nicht weggehen zu sehen. Als

sie sich entfernt hatten, kehrte sie zurück und setzte sich in einen Stuhl neben einem Bette, legte den Kopf auf ihren Arm und ließ sich durch ihre Thränen einschläfern.

Nach einer Abwesenheit von einigen Stunden kam Danton zurück und legte sich zur Ruhe. Er verrieth keine große Ungeduld, am Kampfe Theil zu nehmen. Um Mitternacht kam Bote um Bote, ihn zu holen. Er ging auf das Gemeindehaus. Die Sturmglocke der Cordeliers erklang. Es war Danton, der sie läuten ließ, während sein Wort, wie eine zweite Sturmglocke, die Marseiller in ihrer Kaserne weckte. Die Glocken klangen lange. Allein, in Thränen gebadet, vor dem Fenster auf den Knieen liegend, das Haupt in ihr Kleid gehüllt, hörte Madame Danton das schauerliche und fieberhafte Geläute dieser Glocke. Danton kehrte von Neuem zurück. Von Minute zu Minute erschienen Vertraute und meldeten ihm den Fortgang der Empörung. Um ein Uhr kam auch Camille Desmoulins wieder, umarmte seine Frau und schlief ein. Er ging vor Tag wieder. Am Morgen hörte man das grobe Geschütz. Bei diesem Laute erblaßt Madame Danton, gleitet auf den Fußboden nieder und wird ohnmächtig. Die Frauen erschrecken, brechen in Vorwürfe aus und rufen, Camille Desmoulins mit seiner Feder und seinen Ideen sei an Allem Schuld. Man hört auf der Straße weinen, schreien, stöhnen. Man glaubte ganz Paris mit Blut überschwemmt. Camille Desmoulins kehrte zurück und sagte zu Lucile, der erste Kopf, den er habe fallen sehen, sei der Kopf Suleau's gewesen. Suleau war Schriftsteller, wie Camille; seine Ansichten und sein Talent waren seine Verbrechen. Lucile erblaßte und weinte.

7.

In derselben Nacht, um dieselben Stunden, in geringer Entfernung vom Hause Danton's trugen dieselben Klänge der Sturmglocke Schrecken und Tod an das Ohr anderer Frauen,

welche ebenfalls bei den Gefahren ihres Gatten, ihres Bruders, ihrer Kinder wachten, beteten, weinten.

Die Königin und Madame Elisabeth hörten auf der Höhe der Balkone der Tuilerien den wachsenden oder abnehmenden Lärm in den Straßen von Paris. Ihr Herz verengerte oder erweiterte sich, je nachdem ihnen dieses Symptom der Aufregung der Hauptstadt Hoffnung oder Bestürzung aus der Ferne brachte. Um Mitternacht begannen die Glocken das Zeichen zu den Versammlungen zu geben. Die Schweizer stellten sich in Reih und Glied, wie Mauern. Als der Lärm der Glocken nachließ und die Kundschafter meldeten, die Versammlungen vermöchten kaum sich zu bilden und die Sturmglocke zöge nicht, legten sich die Königin und Madame Elisabeth angekleidet auf ein Ruhebett in einem Kabinet der Halbgeschosse, dessen Fenster gegen den Schloßhof gingen. Der König antwortete auf die dringende Bitte seiner Gemahlin, die gefütterte Weste anzulegen, die sie ihm hatte machen lassen, hochherzig: „Dies ist gut, um mich bei einer öffentlichen Feier vor dem Dolch oder der Kugel eines Meuchelmörders zu schützen; aber bei einem Kampfe, wo meine ganze Partei ihr Leben für den Thron und mich bloßstellt, wäre es Feigheit von mir, mich nicht eben so sehr bloßzustellen, als unsere Freunde."

Der König kehrte in sein Zimmer zurück und schloß sich mit seinem Beichtvater, dem Abbé Hébert, ein, um seine Seele zu reinigen und sein Blut zum Opfer darzubringen. Die Fürstinnen blieben allein mit ihren Frauen. Madame Elisabeth löste, ihr Halstuch von den Schultern nehmend, bevor sie sich auf das Ruhebett legte, eine Agraffe von Carneol von der Brust, worauf die fromme Prinzessin die Worte hatte stechen lassen: Vergessenheit den Beleidigungen, Verzeihung den Beschimpfungen. „Ich fürchte sehr," sagte sie mit trübem Lächeln, „dieser Grundsatz möchte nur für uns eine Wahrheit sein. Aber er ist nichtsdestoweniger ein gött-

liches Gebot, er muß uns nichtsdestoweniger heilig sein.“ Die Königin hieß diejenige ihrer Frauen zu ihren Füßen sitzen, welche am meisten von ihr geliebt war. Die beiden Fürstinnen konnten nicht schlafen. Sie sprachen traurig mit leiser Stimme von den Schrecken ihrer Lage und von ihren Besorgnissen für das Leben des Königs. Alle Augenblicke stand eine von ihnen auf, trat ans Fenster, sah hinaus und horchte auf die Bewegungen, den dumpfen Lärm, selbst das verrätherische Schweigen der Stadt. Ein Schuß fiel in einem der Höfe. Sie sprangen empor und eilten zum Könige hinauf, um ihn nicht mehr zu verlassen. Es war ein blinder Lärm. Eine kurze Nacht noch trennte die königliche Familie von dem letzten Tage, der für sie aufgehen sollte. Diese Nacht wurde zu kriegerischen Rüstungen gegen den Angriff angewendet, welchen man für den folgenden Tag erwartete.

8.

Das Schloß der Tuilerien, mehr ein Pracht- und Paradebau des Königthums, als ein wahrhafter geeigneter Aufenthalt für dasselbe, hatte keine jener Schutzwehren, mit denen die souveränen Feldhauptleute und Lehensherrn früher ihre Wohnungen befestigt hatten. Für die Feste und nicht für den Krieg bestimmt, hatte es der Meißel Philibert Delorme's zur Lust der Augen entworfen und nicht zum Schrecken des Volkes. Seine leichten Flügel vom Quai der Seine, zwischen Höfen und einem Garten, zu den geräuschvollsten Straßen von Paris hinstreckend, zur Seite von hohen, auf Säulen ruhenden Terrassen begleitet, von anmuthigen Säulengängen umgeben, zu denen bloß zwei oder drei Stufen führten, welche sie vom Boden des Gartens trennten, in der Mitte von einem ungeheuern Thorwege durchbrochen, der es von einer Seite bis zur andern durchzog und unter welchem die Stufen der großen Treppe ausliefen, endlich auf allen Seiten durch hohe und breite

Fenster geöffnet, welche die Blicke des Volks bis in das Innere der Gemächer dringen ließen, stellte dieser durchbrochene Palast mit seinen Galerien, seinen lang gestreckten Sälen, seinem Theater, seiner Kapelle, seinen Statuen, seinen Gemälden, seinen Museen mehr den Salon Frankreichs, als die Veste des Königthums vor. Es war der Palast der Künste in einer Stadt der Freiheit und des Friedens.

Schwerfällige, bürgerliche, geschmacklose Gebäude hatten sich später unter dem Einflusse des schlechten Geschmacks Ludwig's XVI. an beiden Enden dieses Palastes der Medicis erhoben. Diese Gebäude stachen durch ihre plumpe Masse, durch ihre auf einander gethürmten Stockwerke und durch die aller Verhältnisse spottenden Dächer von zermalmender Schwere auffallend gegen die gelehrte und logische Architektur Italiens ab, welche die Linien, wie der Musiker die Töne, mit einander in Zusammenklang setzt und aus diesen Monumenten die Musik der Augen bildet. Diese beiden Baumassen, welche durch zwei gedrückte Gewölbe mit dem mittleren Palaste verbunden waren, hießen die eine der Pavillon de Flore, die andere der Pavillon Marsan. Der Pavillon de Flore berührte die Seine und das Ende der Königsbrücke. Der Pavillon Marsan grenzte an die engen und krummen Straßen, welche das Palais Royal mit den Tuilerien in Verbindung setzen.

Ein ungeheurer Garten, regelrecht mit hundertjährigen Bäumen bepflanzt, von Springbrunnen erfrischt, von Rasenplätzen, wo sich Marmorstatuen auf ihren Piedestalen erhoben, und von Blumenbeeten und Gehölzen durchschnitten, streckten sich in der Breite von den Ufern der Seine bis zum Pavillon Marsan die ganze Vorderseite des Schlosses entlang, und in der Länge vom Schlosse bis zum Platze Ludwig's XV., der ihn von den elysäischen Feldern trennte. Die Alleen dieses Gartens, lang und breit wie königliche Gedanken, schienen nicht für die Spaziergänge einer Familie oder eines Hofes,

sondern für die Kolonnen eines ganzes Volkes angelegt worden zu sein. Eine ganze Armee konnte allein in dem Raume lagern, der sich zwischen dem Schloß und den Bäumen dehnte. Zwei lange Terrassen besäumten diesen Garten in seiner Länge: Die eine, am Rande des Flusses, behielt die königliche Familie sich allein vor. Ludwig XVI. hatte dort einen ländlichen Pavillon errichten und ein Gärtchen zur Uebung und Belehrung des Dauphin anlegen lassen. Die andere Terrasse, Terrasse des Feuillants genannt, verlief an der entgegengesetzten Grenze des Gartens, vom Pavillon Marsan bis zur Terrasse de l'Orangerie, welche einen Halbkreis am Ende des Gartens beschrieb und mittelst eines Walls nach der Drehbrücke hinablief.

9.

Die Drehbrücke bildete den Eingang des Gartens der Tuilerien von der Seite der elysäischen Felder. Sie drehte sich in der That über einen tiefen Graben und war durch einen Posten vertheidigt. Die Terrasse des Feuillants war in einiger Entfernung vom Pavillon Marsan von zwei Treppen durchschnitten. Eine dieser Treppen führte zu einem Kaffeehaus, gegen welches der Garten sonst offen, seit den Unruhen aber geschlossen war. Es führte den Namen Café Hottot und war der Sammelplatz der Volksredner für die Menge, welche durch die Nähe der Nationalversammlung hieher gezogen wurde, seitdem diese in Paris tagte. Die andere Treppe führte vom Garten ins Ständehaus, das mit dem Garten durch einen schmalen, dunkeln und verpesteten Gang in Verbindung stand, welchen der König jedesmal zu Fuße zurücklegen mußte, wenn er sich in feierlicher Weise in die Mitte der Gesetzgeber verfügte.

Von der Carrouselseite war das Schloß durch vier Höfe geschlossen, welche durch niedere und abgesonderte Wirthschaftsgebäude und durch Mauern, an die sich Wachthäuschen lehnten,

von einander und vom Carrousel getrennt waren. Diese Höfe standen durch Thore mit einander in Verbindung. Der erste derselben auf der Stromseite bildete den Zugang zum Pavillon de Marsan und wurde Cour des Princes (Prinzenhof) genannt; der zweite war die Cour Royale (der Königshof). Er lag dem Mittelbau des Schlosses gegenüber und führte nach der großen Treppe. Der dritte war die Cour des Suisses (der Schweizerhof); die Schweizer hatten ihre Kaserne darin. Der vierte endlich entsprach dem Pavillon de Marsan und führte seinen Namen. Der Pavillon de Flore verband mittelst einer Thüre im ersten Stocke die Tuilerien mit der langen Galerie des Louvre, welche von diesem Pavillon am Quai der Seine hinauf bis zum Säulengang verlief. Diese Galerie hatte die Bestimmung, das Museum Frankreichs zu bilden und die alten oder neuen Meisterwerke der Bildhauerei und Malerei aufzunehmen, welche die Jahrhunderte einander als Zeugen ihrer Gesittung und als Erbtheil ihres Geistes hinterlassen. Im Vorgefühl eines Einfalles von Seiten des Volks, welches den Louvre erklettern konnte, hatte man den innern Fußboden dieser Galerie sechszig Schritte weit von den Tuilerien ausgehoben. Diese Unterbrechung der Communikation machte den Angriff vom ersten Stockwerke aus unmöglich. Ein Posten von dreißig Schweizern wachte Tag und Nacht in dem zwischen dieser Unterbrechung und dem Pavillon de Flore liegenden Raume.

So war die Oertlichkeit beschaffen, in welcher der König die Schlacht des Volkes erwarten mußte. In diesen Palast eingeschlossen, hatte er weder Zeughaus, noch Wälle, noch Freiheit der Bewegungen, noch Zuflucht. In den Tuilerien konnte man nur herrschen oder sterben.

10.

Daß der Angriff bevorstand, war von allen Parteien anerkannt. Pétion begab sich seit einigen Tagen oft in das Schloß,

um, sich mit den Ministern und dem Könige selbst über die Mittel zur Vertheidigung des Palastes und der Constitution daselbst zu besprechen. Kam er in der Absicht, die Pflichten redlich zu erfüllen, welche ihm sein Amt auferlegte? Kam er in der Absicht, seine Blicke zum Voraus an der Angst der königlichen Familie und der Unmacht ihrer Vertheidiger zu weiden? Sein geheimes Einverständniß mit den Verschworenen, sein persönlicher Haß gegen den König und seine Verbindungen mit Roland lassen die Muthmaßungen eben so unentschieden, als den Charakter dieses Mannes.

11.

Am Abende des 9ten begab sich Pétion in die Nationalversammlung und meldete ihr, daß die Sturmglocke in der Nacht erschallen würde. Er gab Herrn von Mandat persönlich die Weisung, die Wachen zu verdoppeln und Gewalt mit Gewalt zurückzuschlagen.

Herr von Mandat, einer der Divisionschefs, welche die Nationalgarde abwechslungsweise befehligten, hatte vermöge dieser Eigenschaft den Oberbefehl in den Tuilerien. Er war ein Edelmann aus der Umgegend von Paris, vor der Revolution Hauptmann in der französischen Garde, nachher Bataillonschef der Nationalgarde unter Lafayette, dessen Ansichten er theilte. Im Geiste der Constitution, im Herzen dem Könige ergeben, glaubte er seine Pflichten als Mann von Ueberzeugung mit seinen Pflichten als Soldat zu verschmelzen, wenn er in Ludwig XVI. den König seiner Voreltern und das gesetzliche Oberhaupt der Nation vertheidigte. Unerschrocken, aber ohne Hülfsquellen im Geiste, war er mehr dazu geeignet, mit Ruhm zu sterben, als mit Ruhm zu befehligen. Der König baute nichtsdestoweniger mit Recht auf seine Treue. Donnerstag, den 9ten, gab Mandat sechszehn aus der Nationalgarde gewählten Bannern den Befehl, sich marschfertig zu machen. Um

sechs Uhr des Abends wurden alle Wachtposten im Schlosse verdoppelt. Zwei Tage zuvor war das ganze vollzählige Regiment der Schweizergarde, aus neunhundert Mann bestehend, angekommen. Nur eine Abtheilung von hundert Mann war in der Kaserne von Courbevoie geblieben. Herr von Maillardoz befehligte die Schweizer. Man hatte sie in das Hotel de Brionne und in die Ställe des Marsanhofes eingelagert. Um elf Uhr standen sie unter den Waffen. Man stellte sie als Vorposten an die Mündung aller Ausgänge.

12.

Dreißig Mann Nationalgarde standen mit den Schweizern im Königshofe, am Fuße der großen Treppe. Sie hatten von Mandat die Weisung erhalten, welche Pétion selbst dem Oberbefehlshaber ertheilt hatte, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Paris war von Linientruppen entblößt. Die Generale, Wittenkoff und Boissieu, welche die siebzehnte Militärdivision befehligten, zu der Paris gehörte, hatten nur die Gendarmerie zu Fuß und die Gendarmerie zu Pferd unter ihren Befehlen. Die Gendarmerie zu Fuß war in den Kasernen consignirt; neunhundertundfünfzig Mann standen am Hotel de Toulouse, um im Nothfalle den königlichen Schatz zu schützen. Dreißig Mann von der Gendarmerie zu Fuß, welche dem Weichbilde von Paris angehörten, standen am Fuße der Königstreppe im Prinzenhofe. Die Gendarmerie zu Pferd zählte sechshundert Mann. Sie wurden von den Herren de Rulhière und de Verdière befehligt. Um elf Uhr des Abends stellte sich diese Reiterei im Hofe des Louvre in Schlachtlinie auf. Eine schwache Schwadron reitender Gendarmerie aus dem Departement kam in der Nacht an und stellte sich am Carrousel in Reihe und Glied. Drei Geschütze waren im Königshofe, vor dem Hauptthore, eines im Schweizer-, zwei im Prinzen-, eines im Marsanhofe, zwei auf der Drehbrücke, eines am Eingange der Königs-

brücke, eines am Thore der Reitschule aufgestellt. Im Ganzen zwölf Geschütze. Die Kanoniere waren Freiwillige aus der Nationalgarde, stolz auf ihre überlegene Waffe und nicht sehr geneigt zum Gehorsam.

Die sechzehn Banner Nationalgarde kamen Abtheilungsweise von Stunde zu Stunde an. Mit Mühe zusammengebracht, bildeten sie im Ganzen nur zweitausend Kämpfende. Die Schweizeroffiziere verbrüderten sich mit den Offizieren dieser Abtheilungen, sobald sie ankamen. Sie erklärten ihnen, daß ihre Soldaten voll Achtung vor der Nation dem Beispiele der Nationalgarde folgen und *nicht mehr und nicht weniger thun würden, als die Bürger von Paris*. Die Schweizer hatten ihren Sammelplatz in der Vorhalle. Ihre Fahne war dort. Mit ihren Flinten im Arm, auf den Bänken dieser Halle und auf den Stufen der Treppe sitzend, brachten sie die ersten Stunden der Nacht in einem tiefen und kriegerischen Schweigen zu. Der Wiederschein der Fackeln auf ihren Waffen, das Geräusch der Flintenkolben, das von Zeit zu Zeit auf den Marmorplatten ertönte, das dumpfe Qui vive der Schildwachen gaben dem Palaste das Ansehen eines Feldlagers vor dem Feinde. Die rothen Uniformen dieser achthundert Schweizer, die auf den Absätzen, den Stufen, dem Geländer der Prinzentreppe saßen, verliehen derselben zum Voraus einige Aehnlichkeit mit einem Blutstrome. Gleichgültig gegen jede politische Partei, Republikaner, im Begriffe gegen die Republik zu kämpfen, hatten diese Menschen keinen andern Geist, als die Disciplin, keine andere Meinung, als die Ehre. Sie gingen für ihr Wort und nicht für ihre Idee oder für ihr Vaterland in den Tod. Aber die Treue ist für sich eine Tugend; diese Gleichgültigkeit der Schweizer gegen die Sache des Königs oder des Volkes machte ihr Heldenthum nicht heiliger, aber militärischer. Sie hatten nicht die Aufopferung des Patrioten, sie hatten die Aufopferung des Soldaten.

13.

Abgesehen von diesen Schweizern, an deren Spitze die unerschrockenen Offiziere Maillardoz, Bachmann, v. Erlach standen, waren die übrigen Truppen, welche in den Gärten und Höfen zerstreut waren, Gendarmerie, Kanoniere, Nationalgardisten, weder zahlreich, noch einig, noch treu. Der freiwillige Soldat kannte seine Offiziere nicht, der Offizier rechnete nicht auf seine Soldaten. Keiner traute dem Andern. Der Muth war individuell, wie die Meinungen. Der Corpsgeist, diese Seele der Truppen, fehlte. Der Parteigeist hatte ihn verdrängt.

Aber die Meinungen sind nicht die Stärke, sie sind die Auflösung der Armeen. Jeder hatte seine Meinung und suchte sie in Wortwechseln geltend zu machen, welche oft zu Thätlichkeiten ausbrachen. Die Einen wollten, man solle vor das Stadthaus und die Hauptmündungen des Volksstromes rücken, um die Massen auseinander zu sprengen, ehe sie sich verdichtet hätten; die Andern forderten, man solle die Marseiller, so lange sie noch nicht auf den Beinen seien, in ihrer Kaserne bei den Cordeliers belagern, durch grobes Geschütz entwaffnen und auf diese Art den Brand in seinem vornehmsten Herde ersticken; die Mehrzahl fürchtete die Verantwortlichkeit des folgenden Tages, wenn sie die ersten Streiche führte, und schlossen sich in die strengste Gesetzlichkeit, wie in eine Festung, ein; sie verlangte deßhalb, man solle unthätig den Angriff des Volkes abwarten und sich nach dem Buchstaben der Constitution darauf beschränken, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Puritaner der Gesetzlichkeit, glaubten sie, die Constitution werde sich von selbst vertheidigen.

Einige ergossen sich in dumpfe Verwünschungen gegen den König, dessen von Verrath umsponnene Schwachheiten das Vaterland in diese äußerste Noth nach Außen, die Bürger in

diese Krisis im Innern gebracht hätten. Sie machten Geberden gegen die Fenster des Palastes und fluchten einem verrätherischen Hofe, der einen guten, aber kraftlosen König umstrickte und diese Drangsale über das Vaterland brächte. Die Kanoniere sagten ganz laut, sie würden ihre Geschütze lieber gegen das Schloß richten, als auf das Volk schießen. Verwirrung herrschte in den Höfen, in den Gärten, auf den Wachtposten. Die unvollzähligen Banner stellten sich bald da, bald dort auf, wie es der Zufall gab. Die Befehle der Führer kreuzten sich und hoben einander auf. Kein militärischer Gesammtgedanke leitete diese regellosen Bewegungen. Man postirte sich hier und dort, je nach der Laune der Banner oder dem Ehrgeize eines Offiziers. Man veränderte die Stellung mit derselben Unvorsichtigkeit. Ganze Compagnien lösten sich plötzlich von den Bannern ab und rückten mit umgekehrten Waffen nach dem Carrousel oder den Quais, um sich dort aufzustellen, bis zum letzten Augenblicke unentschieden, ob sie auf die Seite der Vertheidiger oder auf die Seite der Angreifer treten sollten.

Mit jedem neuen Banner, welches ankam, änderte sich der Geist der Nationalgarde. Die Banner der mittlern Stadtviertel, welche zuerst kamen und aus der reichen Bürgerschaft von Paris bestanden, waren vom Geiste Lafayette's beseelt, dessen Prätorianer sie drei Jahre lang gewesen waren. Sieger auf dem Marsfelde, zu Vincennes und in zwanzig Emeuten, verachteten sie das Volk und wollten die Constitution und den König für die Beschimpfungen des 20. Juni rächen. Die Banner des Faubourg Saint-Germain, welcher durch die Emigration ihren Adel verloren hatte und dem Proletariat allein überlassen blieb; die Banner der Vorstädte, die, aus Männern der Handarbeit bestehend, mehr Piken als Bajonette in ihren Reihen zählten und mit Argwohn gegen den König, mit Verleumdungen gegen die Königin gesättigt wurden, begriffen eine Constitution nicht, die ihnen befahl, den Palast eines Hofes

zu vertheidigen, vor welchem man ihm täglich Abscheu einflößte. Durch den Rappell mechanisch um die Fahne versammelt, traten sie mit den Rufen: Es lebe Pétion! und: Es lebe die Nation! in die Tuilerien. Die treuen Banner und die Fenster des Schlosses antworteten mit dem Rufe: Es lebe der König. Drohende Blicke, herausfordernde Geberden, beleidigende Worte wurden zwischen diesen Truppenabtheilungen gewechselt, welche einen Augenblick nachher für eine und dieselbe Sache kämpfen sollten. Die Kanoniere drückten den Pikenmännern die Hand und versprachen ihnen Unthätigkeit oder Beistand, wenn das Volk anrückte. Besorgt ob dieser Stimmung der Kanoniere, schickte das Banner der Filles-Saint-Thomas vierzig auserlesene Grenadiere aus seiner Mitte diesen Kanonieren an die Seite, um sie ohne ihr Wissen zu überwachen und an der Fortführung ihrer Geschütze zu hindern.

14.

Dies war im Aeußern die Stärke, die Haltung, die Stimmung der Vertheidiger des Schlosses: vier- bis fünftausend Mann, Etliche treu, Viele gleichgültig, die Meisten feindselig, wurden sie vom Eindrucke des Augenblicks geleitet, und sahen ihre Anzahl mit jeder Stunde wechseln, je nachdem Treue oder Abfall die Reihen schwellte oder lichtete. Außerhalb der Höfe, in den benachbarten Straßen und am Carrousel verstopfte die neugierige oder gereizte Menge die Zugänge des Schlosses. Die Männer des 20. Juni, die müßigen und in Paris herumschwärmenden Föderirten, die Marseiller, welche die Stimme Danton's noch nicht bei den Cordeliers versammelt hatte, belagerten alle Thüren und Thore am Garten, an der Königsbrücke, an den Höfen. Sie empfingen die Pikenbanner mit Jubelgeschrei: „Wir sind Eure Brüder, und dort ist der Feind!" sagten sie, nach den Fenstern des Königs deutend: „Bringt uns seinen Kopf und die Köpfe seiner Frau und seiner Kinder

als Fahne auf den Spitzen Eurer Piken!" Zeichen des Einverständnisses und Gelächter antworteten auf diese Verwünschungen.

Die Thore, welche den Königshof von den Tuilerien trennten, waren nicht verschlossen. Die Flut des Volkes drohte ohne Unterlaß die Schwelle zu übersteigen. Zwei Schweizer wurden als Schildwache an die beiden Seiten dieses Thores gestellt, um den Eingang zu verwehren. Ein Marseiller trat mit bloßem Säbel aus der Menge hervor und sagte, seine Waffe gegen die Schweizer erhebend: „Bedenket, Elende, daß dies die letzte Wache ist, die Ihr beziehet! noch einige Stunden, und wir werden Euch ausrotten." Männer, Weiber, Kinder stiegen einander auf die Schultern und schwangen sich auf die Dächer und Mauern, welche sich zwischen dem Carrousel und den Schloßhöfen ausdehnten. Von dort aus beschimpften sie die Nationalgardisten und die Schweizer. Man hörte in den Gemächern des Königs die Wogen der Menge den Palast mit stündlich wachsendem Lärm umbrausen.

15.

Im Innern des Schlosses waren die Streitkräfte gleichartiger, nicht imposanter. Es waltete daselbst mehr Entschlossenheit, aber nicht mehr Einheit. Die Bannerführer der Nationalgarde der Filles-Saint-Thomas und der Butte-des-Moulins hatten die Leute dort aufgestellt, deren sie sich am meisten sicher glaubten. Freiwillige, welche aus den übrigen Bannern ausgetreten waren, hatten sich von selbst dort eingefunden. Sie hüteten in etwas bunter Verwirrung die Hauptposten, die Galerien, die Vorzimmer des Königs, der Königin, der Madame Elisabeth, sieben- bis achthundert Mann stark. Diese Gelasse zwischen der Prinzentreppe im Pavillon de Flore und der großen Treppe im Pavillon de l'Horloge, dem Mittelpunkte des Palastes, nahmen einen ungeheuern Raum ein. Madame

Elisabeth bewohnte den Pavillon de Flore, wo sie sich für ihr Stillleben zwischen ihren Vögeln, ihren Blumen, ihren Handarbeiten und ihren Andachtsübungen eingerichtet hatte. Die Königin hatte die Zimmer des Erdgeschosses in diesem massiven Theile des Palastes inne, welcher sich von der Prinzentreppe bis zur großen Treppe erstreckte. In diesen Gemächern, welche beinahe in gleicher Höhe mit dem Hof und den Gärten lagen, und in diesen Halbgeschossen, aus denen sie besondere Kabinette gemacht hatte, empfing die Königin die geheimen Rathgeber der Monarchie. Diese Zimmer standen durch Nebentreppen mit den Gemächern des Königs in Verbindung. Der König wohnte neben seinen Kindern in den Hauptgemächern des ersten Stockwerks in demselben Theil des Palastes. Diese Gemächer verliefen hinter der Galerie des Carraches, die nach dem Namen der Maler, welche sie ausgeschmückt hatten, also benannt waren. Sie gingen mit ihren Fenstern auf den Garten hinaus und stießen an dunkle und gewundene Gänge, welche in sie ausliefen.

Der König, ein Freund der einfachen und arbeitsamen Lebensweise des Volkes, hatte in seinen großen Zimmern besondere Verschläge anbringen lassen, wohin er sich gern zurückzog, um sich entweder dem Studium hinzugeben oder sich mit Schlosserarbeiten zu beschäftigen. So gern andere Geister in die Höhe streben, so gern stieg er in die Tiefe nieder. In diesen schmalen Zimmerchen, von wo aus seine Augen nichts sahen, als die Gipfel der Bäume der Tuilerien und der elysäischen Felder, umringt von seinen Geschichtswerken und Reisebeschreibungen, seinen Landkarten oder seinem Handwerkszeuge, vergaß er seine Lage. Er erinnerte sich nicht mehr, daß er König war; er träumte sich nach der gewöhnlichen Weise glücklich als einen von seiner Frau, seinen Kindern und seinem täglichen Handwerkszeug umgebenen Familienvater. Er entwendete diese Stunden der Dunkelheit und des Friedens den

Sorgen des Throns. Er legte auf einen Augenblick den höchsten Rang ab. Er glaubte, das Schicksal vergesse ihn, weil er das Schicksal vergaß.

16.

Dieser ganze Theil des Palastes, sowie die Galerie des Carraches, der Rathssaal, das Bettzimmer, die Wachsäle, das Theater, die Kapelle, waren zu einem Waffenplatze geworden und mit Flintenpyramiden, Wachposten und Gruppen Bewaffneter angefüllt. Die Einen saßen schweigend auf den Bänken und schliefen, ihre Flinten zwischen den Beinen, ein; die Andern lagen, in ihre Mäntel gehüllt, ausgestreckt auf dem Fußboden der Säle; die Meisten standen gruppenweise in den Vertiefungen der Fenster und auf den großen, vom Mond beleuchteten Balkonen des Schlosses beisammen und unterhielten sich leise über die Zurüstungen zum Angriff und die Gefahren der Nacht. Von Minute zu Minute machte der Oberbefehlshaber Mandat und seine Adjutanten die Runde und gingen von den Gärten und den Höfen in die Zimmer des Königs, und von den Zimmern des Königs zu den Wachposten. Die Minister, die Generale, Herr v. Boissieu, Herr v. Lachesnaye, zweiter Befehlshaber der Nationalgarde unter Herrn v. Mandat; d'Ermigny, Commandant der Gendarmerie; Carl und Guinguerlo, seine Lieutenants; Roederer; die Mitglieder des Departements von Paris; zwei Municipalbeamte, Leroux und Borie; Pétion selbst liefen ohne Unterlaß in den Gemächern umher; ihre Züge trugen, je nach den Nachrichten, die sie dem Könige brachten, ein trüberes oder helleres Gepräge, und verbreiteten Zuversicht oder Unruhe in den Sälen. Halbe Worte, welche diese Führer im Vorübergehen den Wachcommandanten zuwarfen, machten ihren Kreislauf. Die Stunden waren lang, wie die Ungewißheit, und unruhig, wie die Erwartung.

17.

Während sich diese regelmäßigen Truppen auf den Ruf des Gesetzes um das constitutionelle Oberhaupt des Reiches schaarten, drängten sich andere freiwillige Vertheidiger, durch die Gefahren des Tages aus dem Dunkel ihrer Provinz oder ihrer Wohnungen gerufen, um den König, ihn mit ihren Leibern zu decken. Ohne einen andern Anspruch auf Zutritt im Schlosse, wo ihre Anwesenheit der Nationalgarde verdächtig war, als ihren Muth, schlüpften sie, Einer nach dem Andern, ohne Uniform, die Waffen verborgen und gesenkten Hauptes hinein, als schämten sie sich, ihr Blut und Leben zum Opfer zu bringen.

Es waren vor Allem die Offiziere der vor Kurzem durch das Dekret der Nationalversammlung aufgelösten constitutionellen Garde, die immer noch ihre Waffen in der Hand, ihren Eid im Herzen behielten. Es waren sodann einige junge Royalisten von Paris, die in dem Alter, in welchem die Hochherzigkeit die Meinung bildet, von den Thränen der Königin, den Tugenden ihrer Schwägerin, der Unschuld der Kinder, den Martern des Königthums gerührt waren und es rühmlich fanden, sich auf die Seite der Schwächern zu schlagen. André Chénier, Champcenetz, Suleau, Richer-Serizy, alle royalistischen und constitutionellen Schriftsteller vertauschten abwechslungsweise die Feder mit dem Schwert, das Schwert mit der Feder. Sie waren hier. Es waren ferner einige treue Mitglieder der Dienerschaft des Schlosses, die, vom Vater auf den Sohn an den Hof geknüpft, im Herde des Königs gleichsam ihren eigenen Herd erblickten; Greise, die auf die Nachricht von den Gefahren ihres Gebieters von Versailles, von Fontainebleau, von Compiègne gekommen waren. Einige hatten ihre unter den Edelknaben erzogenen Kinder bei sich, welche kaum die Kraft hatten, eine Waffe zu tragen. Aber diese, durch

Wohlthaten in das Königthum verwachsenen Familien boten sich ihrem Gebieter ganz und ohne Ausnahme an; bereit, dem Throne, von dem sie Alles hatten, auch Alles zurückzugeben, behielten sie weder die Greise, noch die Kinder für sich. Endlich waren es noch ungefähr zweihundert Edelleute von Paris oder den Provinzen, größtentheils tapfere Offiziere, die sich in der neuesten Zeit von ihrem Regimente zurückgezogen hatten und weder ihre Kaste durch den Zug gegen ihre ausgewanderten Brüder, noch die Nation durch die Auswanderung verrathen wollten. Aus ihren Provinzen herbeigeeilt, um ihre Arme dem Könige anzubieten, repräsentirten sie für sich allein Alles, was von jenem militärischen Adel, der sein Lager ins Ausland verlegt hatte, noch in Frankreich übrig war. Zwischen ihr Gewissen, welches ihnen den Kampf gegen das Vaterland verbot, das Volk, welches sie beargwohnte, und den Hof, welcher ihnen ihre Anhänglichkeit an den Boden vorwarf, in die Mitte gestellt, thaten diese Edelleute ihre Pflicht, ohne Hoffnung und ohne Selbsttäuschung; sie wußten, daß der Hof undankbar war, wenn das Königthum triumphirte, sie wußten, daß sie sterben mußten, wenn das Volk Sieger war. Ein hartes Opfer, das seinen Lohn nur in sich selbst fand; ein undankbarer und verkannter Tod, die einzige Rolle, welche der Jammer der Zeiten diesem Adel übrig ließ, welcher treu wie die Ritter und zugleich national wie die Bürger bleiben wollte! Der hochbetagte und unerschrockene Marschall de Mailly, ein Greis von achtzig Jahren, aber ein Jüngling an Aufopferung für seinen unglücklichen Gebieter, dem er zugleich Freund war, brachte die Nacht unter den Waffen an der Spitze dieser Edelleute zu. Die Herren d'Hervilly, de Pont-Labbé, de Vioménil, de Casteja, de Villers, de Lamartine, de Virieu, du Vigier, de Clermont-d'Amboise, de Bouves, d'Autichamp, d'Allonville, de Maillé, de Chastenay, de Damas, de Puységur, sämmtlich Offiziere von verschiedenen Graden und

Waffen, befehligten unter dem Marschall de Mailly einzelne Abtheilungen dieser Kerntruppe.

18.

Man theilte dieses Reservecorps in zwei Compagnien, die eine unter den Befehlen des Herrn de Puységur, Generallieutenant, und des Herrn de Pont-Labbé, Generallieutenant; die andere unter dem Generallieutenant de Vioménil, als Hauptmann, und dem ehemaligen Befehlshaber der nun aufgelösten constitutionellen Garde d'Hervilly, als Lieutenant. Diese Offiziere hatten Kampfwaffen im Schlosse zu finden gehofft. Man hatte diese Vorsichtsmaßregel versäumt. Die Meisten hatten keine andern Waffen, als ihren Degen und Pistolen in ihrem Gürtel. Einige bürgerliche Beamte des königlichen Haushaltes, welche sich an diese Truppe angeschlossen, hatten sich in der Eile mit Feuerböcken und Schürhaken bewaffnet, die sie in den Gemächern von den Herden genommen hatten. Diese Waffen wurden durch den verzweifelten Muth der Diener geadelt, welche sie ergriffen, um den Herd ihres Souveräns zu vertheidigen.

Herr d'Hervilly stellte diese beiden Compagnien spalierartig in den Sälen auf, um sich von dem König und der Königin mustern zu lassen. Mehr gerührt über die Anhänglichkeit dieses Adels, als erschrocken über die geringe Anzahl, richtete die königliche Familie Worte der Dankbarkeit an diese loyalen Offiziere. Einige kräftige Worte von Marie Antoinette, die Würde ihrer Haltung, die Zuversicht ihres Blickes elektrisirten dieses Häuflein Tapferer dermaßen, daß sie ihren Degen zogen und in einem plötzlichen Anfluge kriegerischer Begeisterung aus freien Stücken, wie auf Commando, ihre Waffen luden. Diese Geberde war ein Eid. Sieg sprach aus ihrer Haltung. Einige Grenadiere der Nationalgarde mischten sich unter ihre Reihen, um das wechselseitige Vertrauen und die Einheit der Treue zu zeigen, wovon alle Freunde des Königs beseelt waren.

Die Masse der Nationalgarde, welche in den Gemächern und in den Höfen stand, murrte über diese royalistische Kundgebung und wollte eine Verschwörung in dieser Treue erblicken. Man forderte die Entfernung jener Edelleute. Die Königin stellte sich an die Thüre des Rathszimmers zwischen sie und die Nationalgarde und widersetzte sich mit Heftigkeit diesem Begehren, die letzten und treuesten Freunde des Königs fortzujagen. „Sehen Sie, meine Herren," sagte sie zur Nationalgarde, auf die Kolonne der Royalisten deutend, „dies sind unsere Freunde und die Ihrigen! Sie kommen, Ihre Gefahren zu theilen, sie verlangen nichts als die Ehre, an Ihrer Seite zu kämpfen. Weisen Sie ihnen ihre Stelle an, wo Sie wollen, sie werden Ihnen gehorchen, sie werden Ihrem Beispiele folgen, sie werden den Vertheidigern der Monarchie überall zeigen, wie man für seinen König stirbt." Diese Worte besänftigten Diejenigen, welche sie in der Nähe hörten; aber von Denjenigen, welche entfernter standen, falsch nachgesprochen und falsch ausgelegt, warfen sie Gefühle der Eifersucht und Rache unter die Banner.

Einer dieser Edelleute ging an einer Abtheilung Nationalgarde vorüber, welche in Schlachtordnung im Königshofe stand, und hatte die Unvorsichtigkeit, sich den sie befehligenden Offizieren zu nähern und zu ihnen zu sagen: „Nun, meine Herren von der Nationalgarde, nun ist der Augenblick da, Muth zu zeigen!" Dieses Wort verletzte die Empfindlichkeit der Bürger. — „Muth! Seid unbekümmert!" antwortete einer der Hauptleute dieses Banners, „wir werden es nicht daran fehlen lassen; aber nicht auf Eurer Seite werden wir ihn zeigen." Dann trat er aus den Reihen und den Höfen und stellte sich am Carrousel auf die Seite des Volkes. Die Hälfte des Banners folgte ihm.

Alles deutete auf den Abfall, Nichts flößte Begeisterung ein. Man erwartete das Loos, man traf keine Vorkehrungen dagegen. Der König betete, statt zu handeln.

19.

Mehr Christ, als König, lange Stunden mit seinem Beichtvater Hébert eingeschlossen, wandte er die letzten Augenblicke, welche die verzweifeltste Katastrophe den großen Charakteren noch zur Wiedereroberung ihres Glückes übrig läßt, zur Ergebung in sein Schicksal an. Vier- bis fünftausend streitbare Männer, in einer befestigten Stellung, bei welcher der Palast der Könige das Schlachtfeld bildete, mit disciplinirten Bajonetten, Kanonen, zwei Reitereiabtheilungen, einem König an ihrer Spitze, einer unerschrockenen Königin und unschuldigen Kindern in ihrer Mitte, einer unentschiedenen Ständeversammlung an ihrer Pforte, dem Gesetz und der Constitution an ihrer Seite und einer öffentlichen Meinung, welche wenigstens getheilt war, konnten vielleicht jene verworrenen und regellosen Massen, welche die Insurrektion langsam gegen das Schloß führte, zurückschlagen, jene Kolonnen des Volkes, welche sich nur durch Unzuverlässige vergrößern, die von ihnen fortgerissen werden, durchbrechen, jene Marseiller, welche den Parisern verhaßt waren, zusammenschmettern, die Vorstädte fegen, die schwankenden Banner der Bürgerwehr durch den Zauber des Sieges sammeln, der Nationalversammlung, deren Mehrheit noch am vorhergehenden Abend schwankend gewesen, Ehrfurcht einflößen, die Herrschaft des Gesetzes und der Macht auf einen Augenblick wieder erlangen, Lafayette und Luckner rufen, die Vereinigung mit den Truppen zu Compiègne bewerkstelligen, den König in die Mitte der Armee, zwischen das Ausland und das Volk stellen, und Coalition und Revolution zugleich einige Tage lang zurückwälzen. Aber dazu bedurfte es eines Helden; die Monarchie hatte nur ein Opfer.

Einundzwanzigstes Buch.

Muth und Haltung der Königin — Eine aufständische Gemeinde als Municipalität eingesetzt — Pétion in Scheinverhaft genommen — Mandat's Ermordung — Santerre an seiner Statt zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde ernannt — Das Innere des Schlosses — Die Frauen der Königin — Die Herzogin de Maillé — Roederer — Die Masse der Angreifenden nimmt immer zu — Der König mustert die Truppen — Zweideutiger Geist der Nationalgarde — Danton redet die Marseiller an — Er kehrt nach Hause zurück, um den Gang der Ereignisse abzuwarten.

1.

Während der langen Stunden dieser Nacht und der ersten Stunden des Morgens gingen die Königin und Madame Elisabeth abwechslungsweise aus dem Zimmer des Königs in das Gemach, wo ihre Kinder schliefen, und von dort in den Rathssaal, wo die Minister permanente Sitzung hielten. Sie gingen, ihre Thränen verbergend, durch die mit ihren Vertheidigern angefüllten Säle und flößten durch ihre anscheinende Heiterkeit, durch ihr Lächeln und ihre Worte das Vertrauen ein, das sie noch nicht verloren hatten. Die Gegenwart dieser beiden Fürstinnen, wie sie in der Nacht in diesem Palast, mitten unter den Waffen, umherirrten: die Eine Königin und Mutter, zitternd für ihren Gemahl und ihre Kinder; die Andere, aufopfernde Schwester, zitternd für ihren Bruder; beide unempfindlich gegen ihre eigenen Gefahren, bildeten die beredteste Ansprache an die Theilnahme, den Edelsinn, den Muth der Vertheidiger des Schlosses.

Marie Antoinette, die in den Schmähschriften ihrer Feinde in dieser letzten Nacht als eine gekrönte Furie darge-

stellt wurde, welche die Begeisterung bis zum Wahnsinn, die Muthlosigkeit bis zu den Thränen steigerte und bald sich an die Mauern ihres Palastes nageln zu lassen erklärte, bald dem Könige Pistolen darreichte, um ihm zum Selbstmord zu rathen, zeigte sich weder so überspannt, noch so schwach. Sie war bei eben so viel Würde als Natur ohne erkünstelten Heldensinn, wie ohne scheue Muthlosigkeit, was sie vermöge ihres Geschlechtes, ihres Ranges, ihrer Eigenschaft als Gattin, als Mutter, als Königin in einem Augenblicke sein sollte, in welchem alle Gefühle, welche durch diese verschiedenen Stellungen in ihr rege gemacht werden mußten, in ihre Haltung übergingen. Auf der Höhe ihrer ganzen Zärtlichkeit, ihrer ganzen Größe, ihres ganzen Schicksals waren ihre Gefühle, ihre Züge, ihre Worte, ihre Handlungen der treue Spiegel aller Uebergänge vom Throne bis zur Gefangenschaft, welche sie in diesen langen Stunden zu durchlaufen hatte. Sie war Weib, Mutter, Gattin, Königin, in all ihren Gefühlen bedroht oder angegriffen. Sie fürchtete, sie hoffte, sie verzweifelte, sie beruhigte sich abwechslungsweise. Aber sie hoffte ohne Trunkenheit, sie verlor den Muth ohne Erniedrigung. Die Kraft und Liebe ihres Gemüths hielt den Schlägen des Schicksals das Gleichgewicht. Sie weinte nicht aus Schwäche, sondern aus Liebe; sie zerfloß in Thränen, aber über ihre Kinder; sie verschleierte ihre Angst und ihren Schmerz mit der Achtung, die sie sich selbst, dem Königthum, dem Blute ihrer Mutter, Maria Theresia, dem seine Augen auf sie heftenden Volke schuldig war. Nachdem sie an den Wiegen ihres Sohnes und ihrer Tochter, zu den Knien des Königs, in den Armen ihrer Schwägerin und Freundin geweint hatte, wischte sie die Spuren der Thränen von ihren Wangen und entfernte die Röthe ihrer Augen. Sie erschien ernst, aber ruhig, ergriffen, aber fest, mit einem Herz ohne Zweifel, aber mit der Herrschaft über dasselbe wieder vor der Menge.

So zeigte sich Marie Antoinette während dieser vierundzwanzigstündigen Krisis, welche eine so lange Reihe von Krisen schloß, die ihren Muth zu erschöpfen im Stande gewesen wären. Eine Frau, wie alle Frauen, mehr von der Natur geleitet, als von der Politik, mehr zur heldenmüthigen Dulderin geschaffen, als zur Leiterin der extremen Verhältnisse, mehr in der That zu Hause, als im Rath.

2.

Der König hatte Röderer, den Procureur-syndic des Departements von Paris, rufen lassen. Pétion war noch nicht im Schlosse. Er kommt, gibt dem Könige Rechenschaft von dem Zustande von Paris, verweigert die Abgabe von Pulver dem Oberbefehlshaber Mandat, der sich bei ihm beklagt, daß er nur drei Patronen für den Mann habe. Unter dem Vorwande der größten Hitze, die ihn im Kabinette des Königs belästige, entfernt sich Pétion und zieht Röderer mit sich fort; sie gehen mit einander in den Garten hinab. Pétion wird von ergebenen Municipalbeamten und jungen Nationalgardisten umringt, welche ihn singend und scherzend umschwärmen. Diese Gruppe von Magistratspersonen und Nationalgardisten geht ruhig im Mondscheine auf der Terrasse des Stromufers unter Gesprächen über leichtfertige Dinge wie an einem Festabende spazieren. Am Ende der Terrasse hören sie den Rappell im Schlosse schlagen. Sie kehren um. Der Himmel war klar, die Luft vollkommen still. Man hörte deutlich die Sturmglocke der Vorstädte. Pétion, welcher eine stoische Unempfindlichkeit an den Tag legte und die Gefahr verhehlte, ließ Röderer allein zum Könige zurückkehren. Er blieb außen auf der Terrasse in der Nähe der großen Treppe. Er fürchtete für sein Leben.

Wenn auch die Nacht nicht dunkel war, warf doch das Schloß seinen Schatten weithin über den Garten. Man hatte Lampen angezündet, welche auf die Steinplatten gestellt worden

waren, die den Rand der Terrasse bildeten. Einige Grenadiere der Filles-Saint-Thomas, deren Banner auf dieser Terrasse seinen Posten hatte, und die in Pétion den geheimen Anstifter des Aufstandes verabscheuten, löschten die Lampen mit dem Fuße aus und drängten sich um den Maire, als wollten sie ihn als Geisel behalten. Pétion verstand die Bewegung. Er hörte Worte, er bemerkte Geberden von unheimlicher Natur. „Sein Kopf soll für die Ereignisse der Nacht bürgen," sagte ein Grenadier zu seinen Kameraden. Pétion hüllte seine Besorgnisse in eine zuversichtliche Haltung und setzte sich in einiger Entfernung von den Grenadieren auf dem Rand der Terrasse unter einige Municipalbeamte. Er plauderte während eines Theiles der Nacht ruhig mit seiner Umgebung. Man murmelte ganz laut im Schlosse und in den Reihen der Vertheidiger des Thrones, man müsse Pétion, weil er die Kühnheit gehabt habe, der Rache der Royalisten die Stirne zu bieten, zurückhalten und selbst den Streichen preisgeben, die er der Monarchie bereite. Ein Municipalbeamter, Namens Mouchet, welcher Pétion in dieser Falle sah und einen Wink des Einverständnisses von dem Maire erhielt, eilte in die Nationalversammlung und sprach mit mehren Mitgliedern. „Wenn Sie den Maire von Paris," sagte er zu ihnen, „nicht auf der Stelle vor Ihre Schranke rufen, so wird er ermordet werden!"

Ludwig XVI., der, vor Gott auf den Knien liegend, mehr Verzeihung als Rache im Herzen trug, dachte an keinen Mord. Die Nationalversammlung gab sich den Schein, als glaube sie an einen verbrecherischen Gedanken des Hofes. Sie ließ den Maire rufen. Zwei Diener, denen Wachen und Fackeln vorausgingen, erschienen mit feierlichem Gepränge und zeigten das Dekret vor, welches Pétion in Freiheit setzte. In demselben Augenblicke ließ ihn der Justizminister zum Könige bitten. „Wenn ich hinaufgehe," sagte er, „komme ich nicht mehr herab." Pétion begab sich in die Nationalversammlung und

von da auf das Stadthaus. Dort wurde er von seinen Mitschuldigen von Charenton festgehalten und erschien nicht wieder im Schlosse.

3.

Es war Mitternacht vorüber. Alle Fenster der Tuilerien waren geöffnet. Man drängte sich in Menge zu denselben, um die Sturmglocken zu hören. Jeder behorchte den Schall und nannte nach einander das Stadtviertel, die Kirche, den Thurm, woher der Aufruf zur Revolution kam.

In der Stadt gingen die Bürger auf dieses Lärmzeichen aus ihren Wohnungen und stellten sich unter die Hausthüre, um dem Strome zu folgen, wohin er sie reißen würde. Die Sektionen, die schon seit zehn Uhr aufständischerweise zusammengerufen worden waren, hatten sich gleichsam bei verschlossenen Thüren berathen und jede ihre Commissäre in das Stadthaus geschickt, um den Gemeinderath durch eine Aufstandsbehörde zu ersetzen. Der einstimmige und verabredete Befehl dieser Commissäre war, alle Maßregeln zu ergreifen, welche zur Rettung des Vaterlandes und zur Erkämpfung der Freiheit nothwendig seien. Diese ohne Widerspruch im Rathhause versammelten Commissäre, ihrer hundertundzweiundneunzig an der Zahl, warfen sich diktatorisch zur Municipalität auf, hielten Pétion, Danton, Manuel in ihrer Mitte zurück und ernannten Huguenin aus der Vorstadt Saint-Antoine, den Redner der Petition vom 20. Juni, zu ihrem provisorischen Präsidenten. Tallien, ein junger Patriot von fünfundzwanzig Jahren, Redakteur eines Blattes, das den Namen: der Bürgerfreund führte, wurde zum Sekretär der Gemeinde erwählt. Diese Municipalität gestaltete sich schon Nachts elf Uhr zum leitenden Ausschuß für die Bewegungen des Volkes und zur Regierung des Aufstandes. Pétion, den man scheinbar verhaftet hatte, um das Schamgefühl des Gesetzes in ihm zu retten, nahm keinen Theil mehr an den Vorgängen der Nacht.

4.

Der Oberbefehlshaber Mandat, ein argloser Mann, der immer beim Volke für den König und beim Könige für das Volk gutsprach, traf seine letzten Anordnungen in gutem Glauben an die Weisungen, welche ihm Pétion als Maire von Paris ertheilt hatte. Er schickte fünfhundert Mann mit grobem Geschütz an das Stadthaus, um die Arkade Saint-Jean zu bewachen, durch welche die Kolonne der Vorstadt Saint-Antoine rücken sollte. Deßgleichen stellte er ein Banner mit zwei Geschützen an den Pont-Neuf, um den Marseillern den Uebergang über diese Brücke streitig zu machen, sie in die Vorstadt Saint-Germain zurückzuschlagen und gegen die Königsbrücke zu werfen, wo sie von dem Geschütze des Pavillon de Flore empfangen und niedergeschmettert würden. Diesen an sich selbst guten Anordnungen fehlte es nur an verläßlichen Truppen zu ihrer Ausführung. Kaum hatte Mandat diese Befehle erlassen, als ihn eine Vorladung der Municipalität auf das Stadthaus rief, um Rechenschaft von dem Zustande des Schlosses und den Maßregeln zu geben, die er zur Erhaltung der Sicherheit von Paris getroffen hätte.

Bei Empfang dieser Vorladung schwankt Mandat zwischen seinen Ahnungen und seiner Gesetzespflicht. Dem Gesetze nach hatte die Municipalität die Nationalgarde unter sich und konnte ihren Befehlshaber vorladen. Zudem wußte Mandat nicht, daß diese Municipalität, durch die Sektionen mit Gewalt geändert, nur noch ein aufständischer Ausschuß war. Er zieht Röderer zu Rathe, welcher, ebenfalls unbekannt mit der auf dem Stadthause vorgegangenen Veränderung, ihn auffordert, der Vorladung Folge zu leisten. Durch eine innere Ahnung gewarnt, sucht Mandat Vorwände, ersinnt Entschuldigungen, will die Sache aufschieben. Endlich entschließt er sich, hinzugehen. Sein Sohn, ein Kind von zwölf Jahren, beharrt darauf, ihn zu

begleiten. Mandat steigt zu Pferde und begibt sich in Begleitung seines Sohnes und eines einzigen Adjutanten über die Quais nach dem Stadthause. Er steigt die Stufen der Treppe hinan. Sein Herz erzittert beim Anblicke der strengen und unbekannten Gesichter. Er begreift, daß er sich vor den Verschwörern über Maßregeln zu verantworten habe, die er gegen den Erfolg der Verschwörung getroffen. — „Auf wessen Befehl," fragt ihn Huguenin, „hast Du die Schloßwache verdoppelt?" — „Auf den Befehl Pétions," antwortet der unglückliche Mandat, stammelnd. — „Weise diesen Befehl vor." — „Ich habe ihn in den Tuilerien gelassen." — „Seit wann ist dieser Befehl gegeben?" — Seit drei Tagen; ich will ihn holen." — „Warum hast Du die Geschütze ausrücken lassen?" — „Wenn das Banner ausrückt, folgen ihm die Geschütze." — „Behält die Nationalgarde nicht Pétion mit Gewalt im Schlosse zurück?" — „Dies ist falsch; die Nationalgardisten haben alle Ehrfurcht vor dem Maire von Paris. Ich habe ihn selbst salutirt, als ich wegging." Während dieses Verhörs legt man ein Schreiben Mandat's an den Befehlshaber der im Stadthause aufgestellten Wache auf den Rathstisch. Man verlangt seine Verlesung. Mandat ertheilte dem Banner des Stadthauses die Weisung, die Volksmasse auf ihrem Wege nach dem Schlosse durch einen Angriff von der Seite und dem Rücken auseinanderzusprengen. Dieses Schreiben ist Mandat's Todesurtheil. Der Rath gibt Befehl, ihn nach der Abtei zu bringen. Der Präsident macht bei Ertheilung dieses Befehles eine wagrechte Bewegung mit der Hand, welche den Sinn desselben erläutert. Ein Pistolenschuß streckt den unglücklichen Befehlshaber auf den Stufen des Stadthauses nieder. Piken und Säbel vollenden die That. Sein Sohn, der ihn auf der Freitreppe erwartete, wirft sich auf seinen Körper und macht den Mördern den Leichnam seines Vaters streitig. In die Seine geworfen, nimmt dieser Leichnam Pétions Weisung mit sich ins Grab.

Man hat Denjenigen des Verbrechens angeklagt, in dessen Interesse es begangen wurde. Streng gegen die Zweideutigkeit Pétion's, fand die Geschichte seine Hand niemals im Blute. Er förderte die Revolution durch Schwachheiten und moralische Mitschuld; durch Verbrechen niemals. Der Befehl, auf das Volk zu schießen, wenn man ihn vorgefunden hätte, klagte die ganze Municipalität an; Mandat's Tod vernichtete das einzige Zeugniß. Dieser Tod, durch unbekannte Hände, klagte Niemand an, und die Wellen der Seine begruben die Verantwortlichkeit der Municipalität. Der Rath ernannte sogleich Santerre an der Stelle Mandat's zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde. Pétion, der nun nach Hause zurückkehrte, fand sechshundert Mann an seiner Thüre, welche von Santerre abgeschickt waren, um ihn in seiner Wohnung zu bewachen und sein Leben gegen die Nachstellungen des Hofes sicherzustellen.

5.

Die Nachricht von dem Tode Mandat's, welche sein Adjutant in die Tuilerien brachte, erfüllte den König und die Königin mit Bestürzung und machte die Nationalgarde schwankend. Der Bataillonschef Lachesnaye übernahm den Oberbefehl. Aber das Stadthaus befand sich in den Händen der Sektionen, eine revolutionäre Municipalität hatte sich constituirt, und die höchste Befehlshaberstelle war Santerre'n übertragen — dies zerbrach seine moralische Kraft in seinen Händen. Mandat's Loos weissagte ihm das seinige. Die beiden Vorposten des Stadthauses und des Pont-Neuf waren gesprengt. Die Vorstadt Saint-Antoine ergoß sich, fünfzehntausend Mann an der Zahl, durch die Arkade Saint-Jean. Die Marseiller und die Vorstadt Saint-Marceau überschritten, sechstausend Mann stark, den Pont-Neuf. Eine ungeheure Menge Neugieriger schwellte diese Armee des Volkes zusehends an und verstärkte sie dem Scheine nach auf mehr als hunderttausend Seelen. Diese beiden Heersäulen waren im Begriff,

sich auf dem Quai des Louvre zu vereinigen und ohne Hinderniß nach dem Carrousel vorzurücken. Die Gendarmerie zu Pferd, welche im Hofe des Louvre in Schlachtlinie aufgestellt war, sah sich an allen Pförtchen abgesperrt und in die Unmöglichkeit versetzt, in dem engen Raume, in den sie eingeschlossen war, gegen die Mauern anzulaufen; sie murrte gegen ihre Führer und trennte sich in zwei Abtheilungen; die eine blieb nutzlos im Hofe des Louvre stehen, die andere rückte auf den Platz des Palais Royal, um sich dort in Schlachtlinie aufzustellen. In den elysäischen Feldern, auf dem Vendômeplatze und in der Straße Saint-Honoré hatte kein Hinderniß den Andrang der Menge aufgehalten. Ungeheure Volksmassen belagerten den Garten.

Der Procureur des Departements, Röderer, berief auf die Nachricht von dem Tode Mandat's und der Einsetzung eines Aufstandsrathes die Departementsbehörde in das Schloß, um Maßregeln gegen den neuen Gemeinderath zu ergreifen oder seine Befehle zu bestätigen. Das Departement, welches keine andere Gewalt über das Volk hatte, als das in seinen Händen zerbrochene Gesetz, schickte Commissäre zum König, um sich mit Röderer zu verständigen. Es waren die Herren Levieillard und de Fauconpre, Lefebvre d'Ormesson und Beaumes (von Aix). Röderer und die Departementsräthe begaben sich mit einander in ein kleines, nach dem Garten zu gelegenes Gemach neben dem Zimmer des Königs. Röderer bat den König um Unterzeichnung eines Befehles an die Departementsbehörde, der ihr die Vollmacht ertheilte, ihre Sitzungen in einem andern Lokal zu halten, als dem gewöhnlichen. „Meine Minister sind nicht da," antwortete der König, „ich werde den Befehl erlassen, wenn sie zurückgekehrt sind."

Es war noch nicht Tag in den Zimmern. Einen Augenblick darauf hörte man einen Wagen im Hofe rollen. Man lüftete die Läden im Gemache des Königs, um nach der Ursache

dieses Geräusches zu sehen. Es war der Wagen Pétion's, welcher in Eile wegfuhr. Der Morgen begann heraufzudämmern.

Madame Elisabeth trat ans Fenster und betrachtete den Himmel. Er war roth, wie der Wiederstrahl einer Feuersbrunst. „Liebe Schwester," sagte sie zu der Königin, „kommen Sie doch und sehen Sie die Morgenröthe heraufsteigen!" Die Königin erhob sich, betrachtete den Himmel und seufzte. Es war der letzte Tag, an welchem sie den Himmel durch ein Fenster ohne Gitter sah. Alle Etikette war verschwunden. Die Bewegung hatte alle Rangstufen geebnet. Bei jeder Nachricht die man dem Könige oder der Königin brachte, drängte sich eine Menge von Dienern, Freunden, Kriegern vertraulich um sie und sprach ihre Gedanken und Rathschläge aus. Der König mußte seinen Ort öfters wechseln und die entfernteren Gemächer aufsuchen, um seine Minister anzuhören, welche heimlich mit ihm zu sprechen hatten.

Gegen drei Uhr kehrte er auf sein Zimmer zurück und ließ die Königin, Madame Elisabeth, die Minister und Röderer allein im Rathssaale. Von den Mühen und Aufregungen des Tages und der Nacht erschöpft, und vielleicht durch die Ansichten, die er so eben vernommen hatte, beruhigt, suchte er einige Augenblicke Schlaf, um die Kräfte zu sammeln, die er beim Anbruche des Tages bedürfen würde. Die Königin und seine Schwester hatten die Fürstin v. Lamballe, die Fürstin v. Tarante, die Damen v. Laroche-Aymon und v. Ginestous, die Frau v. Tourzel, Erzieherin der Kinder des Königs; und die Untergouvernanten v. Makau, v. Bouzy und v. Villefort um sich: Frauen, welche durch die Gefahren und Unglücksfälle ihrer Gebieterin in dieser Nacht mit einem Male zur völligen Selbstvergessenheit, diesem natürlichen Heldensinne ihres Geschlechts, erhoben wurden! Die Herzogin de Maillé, Palastdame, die am Abende zuvor noch nicht im Schlosse war und sich durch ihre volksthümlichen Meinungen dem Hofe in den

ersten Tagen der Revolution verdächtig gemacht hatte, ging auf die Nachricht von dem bevorstehenden Angriffe auf das Schloß und den Gefahren der königlichen Familie in der Nacht zu Fuß von Hause weg, warf sich, ohne ihren Namen und ihre Anhänglichkeit an die Königin zu verläugnen, allein mitten unter die Wogen des Volks, welche die Zugänge der Tuilerien verstopften, und suchte sich Bahn durch das Gedränge zu brechen. Die Menge schob sie als eine Wahnsinnige bei Seite. „Laßt mich gehen," rief sie, „wohin mich Freundschaft und Pflicht rufen. Die Frauen haben auch ihre Ehre, es ist ihr Herz! Das meine gehört der Königin! Ihr habt den Patriotismus, sie zu hassen, ich, zu ihren Füßen zu sterben!"

6.

Gerührt von dieser bis zum Wahnsinn gesteigerten Treue, welche dem Tode Trotz bot, stießen die Weiber des Volks ohne Beschimpfung die Herzogin von Maillé zurück und führten sie mit Gewalt wieder in ihre Wohnung. Die Königin, Madame Elisabeth, alle jene Frauen, alle jene Beamten, alle jene Krieger setzten sich, wie es der Zufall gab, auf die Bänke oder Stühle des Rathszimmers. Die Fürstinnen unterhielten sich häufig mit Röderer. Röderer zeigte in dieser ganzen Nacht, wie am 20. Juni, den Charakter eines großen Bürgers. Obgleich der Constitutionspartei ergeben, flößte er der königlichen Familie Vertrauen ein. Seine Haltung war der Ausdruck des Gesetzes. Unerschrocken als Beamter, traurig als Bürger, ehrfurchtsvoll als Mensch, entging seine Theilnahme für die Geängstigten, welche in diesem Palaste weilten, weder der Königin, noch ihrer Schwägerin, noch dem Könige. Madame Elisabeth trat oft zu ihm hin, um ihn mit ihrem trüben Lächeln zu befragen. Die Königin fühlte einen strengen, aber gesetzestreuen Rathgeber, der König einen letzten Freund in ihm.

Gegen vier Uhr verließ der König sein Schlafgemach und erschien wieder im Rathszimmer. Man sah an seiner zerknitterten Kleidung und seinem in Unordnung gekommenen Haarputz, daß er sich einen Augenblick auf das Bett geworfen hatte. Auf der einen Seite gepudert und aufgerollt, waren seine Haare auf der andern plattgedrückt und ohne Puder. Seine blassen Züge, seine aufgequollenen Augen, seine abgespannten und unwillkürlich zuckenden Mundmuskeln waren Zeuge, daß er insgeheim geweint hatte. Aber eine und dieselbe Heiterkeit thronte auf seiner Stirne und ein und dasselbe freundliche Lächeln auf seinen Lippen. Es lag nicht in der Gewalt menschlicher Dinge, dem Gemüthe oder den Zügen dieses Fürsten ein Gefühl der Rache aufzuprägen. Seine Freunde haben nie etwas Anderes an ihm geliebt, seine Feinde nie etwas Anderes an ihm verachtet, als seine Herzensgüte: sie war sein Fehler und seine Tugend. Die Königin und Madame Elisabeth warfen sich mit glücklichem Lächeln in seine Arme; sie zogen ihn in eine Fenstervertiefung und sprachen einige Minuten lang leise mit ihm. Ihre Geberden drückten die zärtlichste Vertraulichkeit aus; jede der beiden Fürstinnen hielt eine der Hände des Königs in den ihrigen. Er betrachtete sie abwechslungsweise mit trauriger Miene und schien ihnen die Qualen abzubitten, die sie um seinetwillen erduldeten. Alles hatte sich ehrfurchtsvoll zurückgezogen.

Die königliche Familie trat hierauf an die dem Hofe zugekehrte Seite, um ohne Zweifel Zahl und Haltung der unter dem Palaste gelagerten Truppen zu beurtheilen. Kurz darnach ließ die Königin Röderer rufen. Er fand diese Fürstin im Zimmer Thierri's, eines Kammerdieners des Königs. Dieses Zimmer stand mit der kleinen Schlosserwerkstätte Ludwig's XVI. in Verbindung. Die Königin war allein; sie saß, den Rücken gegen das Fenster gekehrt, neben dem Kamin. Der Marineminister Duboichage trat ein und blieb in einiger Entfernung

stehen, wie ein Mensch, welcher den Aufseher macht und zugleich eines Befehles gewärtig ist. Sichtlich betroffen über das, was sie in den Höfen gesehen hatte, über die kleine Anzahl von Vertheidigern, über die Nachrichten von der immer wachsenden Masse der Angreifer, fiel die Königin von der Höhe ihrer ersten Hoffnungen allmählig wieder in die Tiefe der Muthlosigkeit zurück. Es war einer von jenen Augenblicken, wo die Wirklichkeit, die man nicht sehen will, zum ersten Male verworren ans Licht tritt, und man sie nicht so bald erkennt, als man sich auch schon gegen sie auflehnt.

Marie Antoinette fragte Röderer, was man unter den Umständen zu thun hätte, die sich seit dem Anbruche des Tages enthüllten. Röderer verhehlte der Königin nicht, was ihr Herz zerreißen konnte, um ihre Vernunft aufzuklären. Er sprach zum ersten Male den Gedanken gegen sie aus, den König und seine Familie unter den Schutz der Nation zu stellen, indem er sie in die Mitte der Nationalversammlung führen und dadurch so unverletzlich und heilig machen würde, als die Constitution selbst. „Wenn der König fallen soll, Madame,“ sagte Röderer, „muß er durch denselben Streich fallen, durch den die Constitution fällt. Aber das Volk wird vor seinem eigenen Bilde stehen bleiben, das in der Versammlung seiner Vertreter zur Person wird. Diese Versammlung wird sich selbst nicht enthalten können, einen König zu schützen, der seine Existenz mit der ihrigen in Eines verbindet. Die Insurrektion, ein Verbrechen vor der Wohnung des Königs, wird zum Vatermord vor dem Heiligthume der Nation werden.“ Dies waren die Rathschläge Röderer's; Marie Antoinette hörte sie mit Erröthen an; man sah, daß ihr Stolz als Königin mit ihrer Liebe als Gattin und Mutter in ihrem Herzen kämpfte. Dubouchage, ein loyaler Edelmann und unerschrockener Seefahrer, kam der Verlegenheit der Fürstin zu Hülfe. — „Also schlagen Sie vor, mein Herr,“ sagte er zu Röderer, „den König zu

seinem Feinde zu führen!" — „Die Nationalversammlung ist nicht so feindselig gegen ihn gesinnt, als Sie glauben," antwortete der Departementsrath, „da bei der letzten monarchischen Abstimmung vierhundert ihrer Mitglieder für und nur zweihundert gegen Lafayette gestimmt haben. Uebrigens unter Gefahren wähle ich die geringste, und ich rathe zu dem einzigen Ausweg, den das Geschick zur Rettung des Königs frei läßt."

7.

Die Königin erwiderte ihm mit einem Tone gereizter Entschlossenheit, als suchte sie sich durch den Klang ihrer eigenen Stimme zu ermuthigen: „Mein Herr, es sind Streitkräfte da, es ist Zeit, sich darnach zu erkundigen, wer endlich den Sieg davon tragen wird, der König oder die Parteiungen." Röderer schlug vor, den Oberbefehlshaber zu hören, der an die Stelle des unglücklichen Mandat getreten war: es war Lachesnaye. Man ließ ihn rufen; er kam. Man fragte ihn, ob die äußern Anstalten zur Vertheidigung das Schloß zu halten vermögen, und ob er Maßregeln zur Bekämpfung der Kolonnen getroffen habe, welche gegen die Wohnung des Königs anrücken. Lachesnaye antwortete bejahend und fügte hinzu, daß das Carrousel bewacht sei; dann sagte er, das Wort mit dem Tone der Empfindlichkeit und des Vorwurfes an die Königin richtend: „Madame, ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Zimmer voll von unbekannten Leuten sind, welche den König umringen und die Nationalgarde durch ihre Gegenwart mit Argwohn und Verdruß erfüllen." — „Die Nationalgarde hat Unrecht," antwortete die Königin; „es sind zuverlässige Leute." Die Haltung und Sprache Marie Antoinette's überzeugte Röderer, daß man im Schlosse den festen Entschluß gefaßt hatte, die Schlacht am folgenden Tage anzunehmen, und daß man einen Sieg daselbst begehrte, um der Nationalversammlung Ehrfurcht einzuflößen. Er ertheilte nun wenigstens den Rath, an

den gesetzgebenden Körper zu schreiben und seinen Beistand zu verlangen. Dubouchage bekämpfte auch diesen Gedanken. — „Wenn dieser Rath nicht angenommen wird," erwiderte Röderer, „so mögen sich zwei Minister in die Nationalversammlung begeben und sie ersuchen, Commissäre in das Schloß zu schicken."

Man ging auf diesen Vorschlag ein. Die Herren de Joly und Champion gingen.

Die Versammlung rathschlagte ruhig über die Negerfrage, als die beiden Minister erschienen. Der Justizminister de Joly schilderte die Gefahren der Lage und die Nothwendigkeit der Maßregeln und erklärte den Wunsch von Seiten des Königs, eine Deputation aus der Nationalvertretung um sich zu sehen, die sich zur Aufrechthaltung der Constitution mit ihm verbände und durch ihre Gegenwart seiner Familie Schutz böte. Die Versammlung ging verächtlich zur Tagesordnung über. Sie war schwach besetzt, zerstreut, schläferig und glich in ihrer Haltung den politischen Körpern, welche einen Hauptsturz erwarten und sich von dem Gang der Ereignisse fern halten.

8.

Die Herrn de Joly und Champion entfernten sich muthlos. Röderer und die Minister blieben in dem kleinen Gemache, das an das Zimmer des Königs stieß, in Conferenz. Die Mitglieder des Departements kamen an. Sie theilten den Ministern die Bildung der neuen Municipalität mit. Dieselbe hatte so eben den Marseillern Patronen austheilen lassen. Das Banner der Cordeliers und die Marseiller mußten bereits auf dem Marsche begriffen sein. Das überall entthronte Gesetz hatte nirgends eine Freistätte mehr, als in den Tuilerien. Sie drangen darauf, daß der König von der Nationalversammlung Schutz begehren sollte. „Nein!" antwortete Dubouchage, der so eben am Fenster die Beschimpfungen gehört

hatte, welche die Banner der Pikenmänner gegen den König schleuderten; „es gibt keine Sicherheit mehr für ihn, als hier! hier muß er entweder siegen oder fallen!“

Die Mitglieder des Departements und Röderer an ihrer Spitze, beschlossen nun selbst in die Nationalversammlung zu gehen, sie mit der Lage der Dinge und den Rathschlägen, die sie dem Könige ertheilten, bekannt zu machen und endlich einen Entschluß von der Versammlung zu verlangen, der Alles retten würde. Diese Departementsräthe begegneten den eben herauskommenden beiden Ministern am Eingange des Ständesaales. „Was wollen Sie thun?“ sagte der Minister der Justiz zu ihnen; „wir haben die Versammlung so eben auf's Dringendste gebeten, den König in ihre vier Wände zu rufen; sie hat uns kaum angehört; sie ist nicht zahlreich genug, um einen gültigen Beschluß fassen zu können, kaum sechszig Mitglieder sind anwesend.“ Entmuthigt kehrten die Departementsräthe mit den Ministern in das Schloß zurück. Die Kanoniere, welche mit ihren Geschützen im Vorhof unter der großen Treppe standen, hielten sie an und fragten sie mit einer Angst, die auf ihren Gesichtern zu lesen war: „Werden wir Feuer auf unsere Brüder geben müssen?“ — „Ihr seid nur dazu hier,“ antwortete Röderer, „die Wohnung des Königs zu bewachen und zu verhindern, daß man den Eingang in dieselbe mit Gewalt erzwinge. Wer auf Euch schießen würde, wäre nicht mehr Euer Bruder.“

Diese Worte schienen die Kanoniere zu beruhigen. Man bat Röderer und seine Collegen, sie in den Höfen zu wiederholen, wo die Nationalgardisten von denselben Bedenklichkeiten beunruhigt würden. Röderer und seine Amtsbrüder gingen durch die Vorhalle hindurch und traten in den Königshof. Er bot den Anblick einer furchtbaren Vertheidigung dar. Zur Rechten war ein Banner Grenadiere der Nationalgarde in einer Reihe aufgestellt, welche sich von den Fenstern des Schlosses

bis zur Mauer des Carrousels erstreckte. Zur Linken stand diesem Bürgerwehrbanner gegenüber ein Bataillon Schweizergarde. Wenn diese beiden Banner ihr Feuer kreuzten, vernichteten sie die Kolonnen des Volks, die vom Carrousel in den Hof zu dringen suchten. Zwischen diesen beiden Bajonetlinien standen vor dem Hauptthore der Tuilerien fünf Geschütze, welche gegen das Carrousel gerichtet waren und die Angreifenden von dieser Seite niederschmetterten, während die fünf am Gartenthore aufgestellten Kanonen sie von der andern Seite zusammenschießen mußten. Aehnliche Anordnungen gaben den übrigen Höfen den Anschein der Unangreifbarkeit. Die Abgesandten des Departements schritten geraden Weges auf das Bürgerwehrbanner zu. Röderer stellte sich in die Mitte und hielt eine entschiedene, feste und gemäßigte Ansprache an dasselbe, wie es einem unbestechlichen Organe des Gesetzes zukommt. „Kein Angriff, entschiedene Haltung, entschiedene Vertheidigung!“

9.

Das Banner gab weder Begeisterung, noch Schwanken zu erkennen. Der Procureur-syndic begab sich in die Mitte des Hofes, um dieselbe Ansprache an die Kanoniere zu halten. Die Kanoniere suchten sich aus der Tragweite seiner Stimme zu entfernen, um nicht etwa einen Aufruf zu hören, dem sie keine Folge zu leisten gewillt waren. Einer von ihnen jedoch, ein Mann von wildem Aussehen und entschlossener Physiognomie, näherte sich dem Beamten und sagte: „Aber wenn man auf uns schießt, werden Sie da sein?“ — „Ich werde hier sein,“ antwortete Röderer, „und zwar nicht hinter, sondern vor Euren Geschützen, damit, wenn Einer an diesem Tage fallen soll, wir zuerst in der Vertheidigung des Gesetzes fallen.“ — „Wir werden Alle hier sein,“ riefen die Mitglieder des Departements in Masse. Bei diesen Worten zog der Kanonier mit einer Bewegung, welche mehr ausdrückte, als Worte, die Ladung

aus seinem Geschütze, schüttete sie auf den Boden und löschte die brennende Lunte mit dem Fuße aus. Das Gesetz streckte damit die Waffen vor dem Volke. Von den Mauern des Carrousels herab klatschte die Menge dem Kanonier Beifall.

Während das Departement auf diese Art von den Kanonieren abgewiesen wurde, stellten Municipalbeamte den Schweizern die Weisung zu, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Einige Schritte davon entfernt, redeten Marseiller Emissäre, die in die Höfe gedrungen waren, diese fremden Soldaten an und ermahnten sie, nicht Feuer auf Patrioten zu geben, welche frei und republikanisch sein wollten wie sie. Plötzlich hört man mit verdoppelten Schlägen an das Königsthor pochen. Röderer eilt an das Thor; er läßt ein Pförtchen öffnen. Ein junger, magerer, bleicher, höchst aufgeregter Artillerieoffizier tritt ein. Er sagt, daß sich seine Schaar an das Ständehaus begeben und den gesetzgebenden Körper belagern wolle, bis die Absetzung des Königs dekretirt sei und das Volk zwölf Geschütze im Carrousel habe. „Wir verlangen," fügte er hinzu, „daß man uns den Weg durch das Schloß und den Garten freigebe, um den Wunsch des Volkes dem gesetzgebenden Körper vorzulegen; wir wollen durchaus kein Unheil stiften. Wir sind Alle Bürger wie Ihr. Wir wollen durchaus der Freiheit der Versammlung nicht zu nahe treten, wir wollen ihr im Gegentheile diese durch die Verschwörungen des Hofes unterdrückte Freiheit zurückgeben!" Nach einem stürmischen Zwiegespräch zwischen diesem jungen Manne einer- und den obrigkeitlichen Personen andererseits, unter den wiederholten Schlägen, welche das Thor erschütterten, und dem Gebrülle der Menge, welche immer höher hinter demselben anschwoll, zog sich das Departement zurück, und die Stunde allein übernahm die Entwicklung des Knotens.

10.

Die Königin, welche voraussah, daß diese Entwicklung mit dem Tage kommen, daß sie einen blutigen Charakter annehmen würde, ließ ihre Kinder, damit sie nicht im Bette von der Erstürmung des Schlosses und dem Schwerte der Marseiller überrascht würden, um fünf Uhr Morgens wecken, ankleiden und zu sich führen. Der König und die Königin umarmten sie mit verdoppelter Zärtlichkeit, wie man um so fester an sich drückt, was man sich bald entrissen zu sehen fürchtet. Der Dauphin war sorglos und kindisch wie seine Jahre. Diese ungewohnte Stunde des Aufstehens, dieser kriegerische Anblick der Gemächer, des Gartens, der Höfe belustigte ihn; der Schimmer dieser Waffen verhüllte ihm den Tod. Seine ältere und gereiftere Schwester erkannte das Schicksal in den Augen ihrer Mutter und in den Gebeten ihrer Tante. Die Gegenwart dieser beiden schönen Kinder zwischen diesen beiden Fürstinnen rührte die Nationalgardisten, die in den Gemächern aufgestellt waren, und steigerte die Begeisterung der Freiwilligen, welche in der Galerie des Carraches lagerten, bis zu Thränen. Der Marschall de Mouchy und die Minister forderten den König auf, diese günstige Stimmung durch seine Gegenwart zu befestigen und Musterung über sämmtliche Streitkräfte zu halten, welche die Ergebenheit gegen seine Person oder der Gehorsam gegen das Gesetz um das Schloß versammelte. Die Truppen waren zwar eben so wenig zahlreich, als entschlossen, aber wie oft schon hat der Anblick eines Fürsten, der eine Ansprache an eine Handvoll Vertheidiger hielt, in der äußersten Noth ihre Zahl durch ihre Begeisterung vervielfacht und dem Schicksal eine andere Wendung gegeben!

Aber um diese moralische Elektricität über Massen auszugießen, muß man den Herd derselben in sich selbst tragen. Nur der Held begeistert zum Heldenmuth. Ludwig XVI. trug

nichts in der Sprache, nichts in der Seele, was eine Menge entflammen konnte. Sie suchte einen König in ihm, sie fand nur einen Familienvater in ihm. Schon das Aeußere des Menschen raubte dem Könige jeden Zauber. Hätten die unentschiedenen Banner mit Tagesanbruch einen jungen, stolzen Fürsten zu Pferde aus den Thoren seines Palastes hervorsprengen sehen, einen Fürsten, der, von Begeisterung durchglüht, sein Leben mit dem Glücke auf's Spiel setzte, welches die Jugend begünstigt; hätte ein Greis seine Silberhaare vor seinem Volke entblößt und das Mitleid in Anspruch genommen, diese letzte Beredsamkeit des Unglücks; hätten ein paar Worte aus seinem Herzen, in das Herz der Soldaten geschleudert die Runde von Reihe zu Reihe gemacht und eine jener Strömungen kriegerischer Aufregung hervorgerufen, welche die versammelten Massen so leicht fortreißen; hätte eine Fahne, eine Geberde, ein Schwert, das in dem rechten Augenblicke gezückt wurde, die Augen bezaubert und diesen Wald von Bajonetten unter dem leichtesten Hauch der Begeisterung gebeugt; man würde gekämpft, man würde gesiegt und der Constitution durch einen Sieg, der sie befestigte, einige Monate länger das gebrechliche Leben gefristet haben.

Aber Ludwig XVI. hatte in seiner Person weder die bezaubernde Anmuth der Jugend, noch die rührende Majestät des Alters. Nichts Kriegerisches zeigte in ihm dem Soldaten seinen Führer, dem Volke seinen Vater. Statt in Uniform und zu Pferde zu erscheinen, erschien er zu Fuß in veilchenblauem Gewande, der Trauerfarbe der Könige, ohne Stiefel, ohne Sporen, in der Fußbekleidung des Hofes, mit Schnallenschuhen und weißen seidenen Strümpfen, einem Hute unter dem Arm, und mit Haaren, die noch vom vorhergehenden Abend gekräuselt und gepudert, keine aufmerksame Hand verriethen, welche die Spuren der Zerstörung verwischt hätte, die ein paar Augenblicke hastigen Schlafes und die Bewegungen

der Nacht in diesem Kopfputze angerichtet. Sein schüchterner Blick, dem nicht die Gefahr, sondern die Vorstellung seiner Person diesen Ausdruck gab, war trüb, unentschieden und irre; sein Mund hatte das holde, aber nichtssagende Lächeln aller Stunden seines Hoflebens; sein schwerfälliger und schwankender Gang wiegte seinen Körper von einem Fuße zum andern, wie bei den kalten Empfangsfeierlichkeiten des Hofes. Seine ganze Persönlichkeit ermangelte des Tons; man erwartete Alles, man erhielt nichts. Man mußte denken, um gerührt zu werden. Er hatte bei dieser Musterung keinen andern Zauber, als seine Niedergeschlagenheit.

11.

Indessen hatte die bloße Gegenwart dieses Königes, den die Insurrektion aus dem Schlafe gerissen, dieser Königin, dieser Schwester in Trauerkleidern, dieser Kinder, die an der Hand geführt wurden, wie sie in feierlichem und stillem Zuge durch die Säle und Höfe ihrer Wohnung die Treue ihrer Freunde, die Ehre des Soldaten, das Mitleid ihrer Feinde anriefen, an sich selbst eine Beredsamkeit, welche des Wortes entbehren konnte. Der König stammelte einige Worte, die kaum gehört wurden und immer dieselben waren, wie ein immer wiederkehrender Schlußreim, welcher der Mühe des Denkens überhebt: „Nun gut, meine Herrn, man sagt, sie kommen... Ich weiß nicht, was sie wollen... Werden sehen... Meine Sache ist die Sache der Constitution und aller guten Bürger... Wir werden unsere Pflicht thun, nicht wahr?"...

Diese Worte, von Strecke zu Strecke wiederholt, und durch seltenen Zuruf und den Klang der Gewehre, welche die Wachen vor dem Könige präsentirten, unterbrochen, genügten allenfalls dem Anstand, aber nicht der Bedeutung des Augenblicks. Die Königin, welche dem König Schritt für Schritt folgte, hob diese Worte durch ihre edle Haltung, durch die eben so stolze,

als anmuthige Bewegung ihres Kopfes und durch den Ausdruck ihres Blicks. Sie hätte dem Könige gern ihre Seele eingehaucht; es schmerzte sie, ihre Gefühle als Königin, Gattin, Mutter um ihres Geschlechtes willen in den Busen verschließen zu müssen und nur in der Haltung, der Röthe, der stummen Regung kundgeben zu können. Man sah, daß sie im Innern weinte, aber daß Muth und Würde ihre Thränen in demselben Augenblicke trockneten, in welchem sie hervorbrachen. Ihr Odem war kurz, stark, tönend; ihre Brust hob sich unter der Entrüstung. Ihre Züge, welche durch die Schlaflosigkeit ermüdet und gebleicht, aber durch den Willen straff gespannt und durch die Unerschrockenheit ihrer Seele gehoben waren; ihre Augen, welche durch zurückgehaltene Blitze mit allen Augen sprachen, die auf sie geheftet waren; ihr Blick, welcher zugleich flehte, aufregte, herausforderte, je nachdem er kalten, freundlichen oder feindseligen Gesichtern begegnete; die ängstliche Neugierde, womit sie in den Mienen den Eindruck der Worte des Kindes suchte; ihre aufgeworfene und zuckende Lippe, ihre Adlernase, ihre durch die Aufregung zurückgebogenen Nasenflügel; die durch die Gefahr aufgerichtete Haltung ihres Kopfes; ihr trauriger Gang, ihre gesenkten Arme, ihre stolzen Stellungen, die noch frischen Spuren jener Schönheit, die unter ihren Jahren zu bleichen anfing, wie ihr Glücksstern unter ihrem Mißgeschick; die Erinnerung an die Huldigungen, die sie in diesen selben Sälen empfangen hatte, in welchen sie vergeblich einige Arme zu ihrer Vertheidigung aufrief; diese Strahlen der Morgensonne, welche in die Gemächer drangen und auf ihren Haaren zitterten, wie eine schwankende Krone auf ihrem Haupt; die verschiedenen Waffen, die Menge, die Zurufe, das Schweigen, unter denen sie dahin schritt, Alles verlieh ihrer Person das Gepräge einer Majestät des Muthes, der Würde, der Trauer, welches in den Augen der Zuschauer die Feierlichkeit der Scene und die Größe des Ereignisses auf

gleiche Höhe stellte. Es war die Niobe der Monarchie; es war die Bildsäule des Königthums, die vom Throne gefallen war, ohne durch ihren Fall befleckt oder erniedrigt worden zu sein. Sie herrschte nie so sehr, als an jenem Tage.

12.

Sie war Königin trotz des Widerspruchs ihres Volkes und ihres Schicksals. Ihr Anblick rührte die unentschiedensten Nationalgardisten im Innersten und riß alle Säbel aus der Scheide. Schweizergarde, Gendarmerie, Grenadiere, Freiwillige, Adel, Bürgerthum, Volk, alle Waffen, alle Posten, alle Säle, alle Treppen geriethen bei ihrem Erscheinen in dieselbe Aufregung der Begeisterung; alle Blicke, alle Geberden, alle Worte versprachen ihr tausend Leben zur Erhaltung des ihrigen. Die Bläße der tiefen Erregung war über die Gesichter ausgegossen. Thränen rollten aus den Augen der abgehärtesten Krieger. Voll Zauber für die Nationalgarde, voll Wohlwollen und Würde für die Schweizer, voll Huld und Hingebung für ihre Freunde, war sie auf ihrem Wege durch die Reihen der in der großen Galerie versammelten Edelleute der Gegenstand einer an die Zeit des Ritterthums erinnernden Abgötterei. Die Einen begehrten ihre Hand zu küssen; die Andern baten sie, nur ihre Waffen zu berühren; diese warfen ihr, dem Dauphin und der königlichen Prinzessin, ihre Mäntel unter die Füße; jene, die noch vertrauter waren, hoben das Kind mit ihren Armen über ihren Kopf, eine lebendige Fahne, für welche sie zu sterben schwuren.

Die Ausdrücke der Begeisterung begeistern die Königin selbst; sie nimmt dem Befehlshaber der Schweizer, Herrn v. Maillardoz, zwei Pistolen aus dem Gürtel und reicht sie dem Könige mit den Worten: „Jetzt ist der Augenblick, sich zu zeigen, oder mit Ruhm in der Mitte seiner Freunde zu fallen.“ Der König gab Herrn v. Maillardoz die Pistolen zurück; er

fühlte, daß ihm der Anblick dieser Waffen die Volksgunst rauben würde, und daß seine beste Wehr in den Augen der Bürger seine Unverletzlichkeit und das Gesetz war.

Nachdem er mit seiner Familie alle Posten im Innern des Schlosses besucht hatte, stieg der König die große Treppe hinab in den Vorhof und hieß die Königin, Madame Elisabeth und die Kinder in ihre Gemächer zurückkehren. Er wollte die außen stehenden Truppen allein mustern. Er fürchtete, die vor den Ohren des Volks so sehr verleumdete Königin möchte, wenn sie an den Bannern vorüberginge, Beschimpfungen und vielleicht persönliche Gefahren zu erdulden haben.

13.

Der König trat in den Königshof. In seinem Gefolge befanden sich die Herrn de Boissieu und de Menou, Generalmajore, welche im Schlosse befehligten; die Herrn von Maillardoz und von Bachmann, höhere Offiziere der Schweizer; Herr von Lajard, ehemaliger Kriegsminister; Herr Dubouchage, Minister des Seewesens, und der Fürst von Poix-Noailles, ehemaliger Hauptmann der Leibgarde. Der Lärm der Trommeln, welche die Wachen herausschlugen, das Commando der Offiziere, welche unter das Gewehr riefen, die Zurufe der Royalisten, welche an die Thüren, an die Fenster, auf die Balkone des Schlosses eilten und ihre Hüte mit dem Rufe schwenkten: Es lebe der König! feuerten die unter den Waffen stehenden Banner etwas an und entrissen ihnen einige letzte Aeußerungen der Treue. Die Königin, Madame Elisabeth, die Frauen, die Diener, welche sie umgaben, weinten vor Freude, als sie diese Zeichen der Ergebenheit vom Balkone des Wachsaales aus sahen. Diese Freude war kurz und ängstlich. Zwei schwankende Banner traten während der Musterung in die Höfe. Schweigend und düster bildeten sie einen schroffen Gegensatz gegen die treuen Banner. Die Kanoniere, welche bis dahin

kein entscheidendes Zeichen von sich gegeben hatten, gingen zu ihnen hin und machten Brüderschaft mit ihnen. Herr von Boissieu fand es für gerathen, diese Banner zu entfernen, und wies ihnen ihren Posten in größerer Entfernung vom Schlosse auf der Terrasse des Seineufers an. Sie zogen auf ihrem Wege dahin mit dem Rufe: Es lebe die Nation! am Könige vorüber.

Aus den Höfen begab sich der König in den Garten. Die königlich gesinnten Banner der Viertel des Petits-Pères und des Filles-Saint-Thomas, welche rechts und links von dem Hauptthore auf der Schloßterrasse aufgestellt waren, bedeckten ihn mit ihren Bajonetten, ihrer Begeisterung und ihren Eiden. Grenadiere umringten ihn mit der Bitte, auch ihre Kameraden am Ende des Gartens und an der Drehbrücke zu mustern, um diesen für die Vertheidigung so wichtigen Posten durch seine Gegenwart in seiner Treue zu befestigen. Der König wagte es trotz der Vorstellungen einiger Personen aus seinem Gefolge, welche die Besorgniß gegen ihn aussprachen, er möchte unterwegs von den Pikenmännern angegriffen werden, die auf der Uferterrasse in Schlachtlinie standen.

Der König durchschritt mit seinem schwachen Geleite den Garten in seiner ganzen Länge ohne Unfall. Die Grenadiere der Drehbrücke zeigten sich voll Entschlossenheit und Energie. Aber die Nationalgarde theilte sich, wie Frankreich, in zwei Parteien. Kaum hatte der König die Drehbrücke verlassen, um in das Schloß zurückzukehren, als die Banner der Pikenmänner, die Banner der Vorstadt Saint-Marceau und die beiden Bataillone, welche während der Musterung eingetreten und von Herrn de Boissieu auf der Seineterrasse aufgestellt worden waren, mit ungeheurem Geschrei ihre Beschimpfungen und Drohungen gegen den Hof schleuderten. Dieses Geschrei drang vom Garten bis in die Zimmer der Tuilerien. Die Königin saß von ihren Kindern, ihrer Schwägerin, den Ministern

und Röderer umgeben, im Zimmer des Königs und ruhte einen Augenblick aus. Einer der Minister flog ans Fenster. Die Königin eilte ebenfalls dahin. Der Minister schob sie ehrerbietig zurück; er schloß das Fenster, um dieser Fürstin den Anblick der drohenden Geberden und groben Beleidigungen zu ersparen, welche ihrem Gemahle galten. „Großer Gott!“ sagte sie; „der König ist es, den man höhnt! Wir sind verloren!“ Sie sank vernichtet unter diesen Abwechslungen von Leben und Tod zurück.

Der König kam verstört, schweißtriefend, die Verzweiflung im Herzen, die Scham auf der Stirne zurück. Auf seinem ganzen Wege, von der Drehbrücke bis in die Tuilerien, war er mit Schrecken und Schimpf bedeckt worden. Er hatte aus der Ferne die Piken, die Säbel, die Bajonette, die zu seiner Vertheidigung zusammengezogen worden, gegen seine Person schwingen sehen. Geballte Fäuste, mörderische Geberden, schändliche Schmähungen, wilde Bewegungen einiger Rasenden, welche sich von der Terrasse in den Garten zu werfen suchten, um über sein Geleite herzufallen, und mit Mühe von ihren Kameraden zurückgehalten, durch Verwünschungen sich für ihre Unmacht rächten, hatten ihn bis zum Thore begleitet. Sein schwaches Geleite hatte ihn nicht einmal vor Lebensgefahr zu schützen vermocht. Ein Mensch in Nationalgardeuniform, von unheimlichem Gesicht, führte oft die Hand unter seine Kleidung, als suchte er nach einem Dolch in derselben, und folgte dem Könige Schritt für Schritt. Ein Grenadier heftete sich an diesen Menschen und stellte sich ohne Unterlaß zwischen den König und ihn. Auf seinen Posten zurückgekehrt, nachdem er den König sicher in seinen Palast gebracht hatte, verschwand dieser Grenadier voll Entsetzen über die Scene, von welcher er Zeuge gewesen.

Kaum war der König wieder im Schlosse angekommen, als zwei der am Ufer stehenden Bataillone mit ihren Kanonen

durch das Thor der Königsbrücke rückten und sich zwischen dieser und dem Garten auf dem Quai in Reih und Glied stellten, um die Marseiller zu erwarten und in Gemeinschaft mit ihnen anzugreifen. Zwei andere Bataillone rissen im Königshofe aus. Sie rückten ans Carrousel und stellten sich dort auf, um die zurückgebliebenen Banner zu erwarten und in ihren Abfall hineinzureißen. Eine ungeheure Masse von Leuten aus dem Volke, von Föderirten aus Brest, von Aufrührern aus den Vorstädten sammelte sich auf diesem Platze um die genannten Banner.

14.

Es war sieben Uhr. Das Sturmgeläute hatte ohne Unterbrechung die ganze Nacht hindurch fortgedauert. Seit der Morgenstunde, in welcher das Volk an seine Arbeiten zu gehen pflegt, hatten sich die Straßen und öffentlichen Plätze allmählig mit Menschen angefüllt und waren jetzt vollgepfropft. Diese Volksmassen blieben müßig stehen und warteten, bis sich die Banner ihrer Viertel gesammelt haben würden, um ihnen zu folgen. Kaum bemerkte man eine schwache Strömung gegen den Louvre und die Königsbrücke in den Straßen, die aus den Vorstädten Saint-Antoine und Saint-Marceau in das Innere von Paris führen. Die beiden Herde, von denen der Impuls ausging, waren jetzt das Stadthaus mit Santerre und Westermann, und der alte Franziskanerbau, wo der Klub der Cordeliers (Franziskaner) seine Sitzungen hielt und die Marseiller eingelagert waren.

Der Franziskanerbau mit seinem Klub und seiner Kaserne war für das Saint-Marceau-Viertel und das linke Seineufer, was das Stadthaus für die Vorstadt Saint-Antoine und das rechte Seineufer, das Herz und der Arm des Aufstandes. Um Mitternacht hatten Danton, Camille Desmoulins, Fabre d'Eglantine, Carra, Rebecqui, Barbaroux und die übrigen

Häupter des Klubs ihre Sitzungen für permanent erklärt. Danton, der Redner der Cordeliers und der Staatsmann des Volks hatte den Marseillern den Saal öffnen lassen. „Zu den Waffen!" hatte er zu ihnen gesagt. „Ihr hört die Sturmglocke, diese Stimme des Volks. Sie ruft Euch Euern Brüdern von Paris zu Hülfe. Ihr seid von den äußersten Enden des Reiches herbeigekommen, um das Leben der Nation zu vertheidigen, das in der Hauptstadt von den Verschwörungen des Despotismus bedroht ist. Möge diese Sturmglocke die letzte Stunde der Könige und die erste Stunde der Rache und Freiheit des Volkes läuten! Zu den Waffen! und Ça ira!"

Kaum hatte Danton diese geflügelten Worte vorgebracht, als die Weise des Ça ira die Wölbungen des Franziskanerbaus erschütterte. Carra, Fabre d'Eglantine, Rebecqui, Barbaroux, Fournier, der Amerikaner, hatten während der Nacht die Marseiller in Reih und Glied gestellt und die Föderirten von Brest um ihre Banner gruppirt. Eine Menge vereinzelter Föderirter aus den Departementen hatte sich an diese Spitze einer Heersäule des Volkes angeschlossen und in den Höfen und Wänden des Franziskanerbaus ein wahrhaftes Revolutionslager gebildet. Die Brester und Marseiller Kanoniere hatten sich mit brennender Lunte neben ihre Geschütze gelegt. Danton hatte sich, noch ungewiß über die Erfolge der Nacht, zurückgezogen. Während man ihn in verborgenen Schlupfwinkeln mit Anlegung der letzten Fäden der Verschwörung beschäftigt glaubte, war er in das Innere seines Hauses zurückgekehrt und hatte sich angekleidet aufs Bett geworfen, um einen Augenblick zu schlafen, indeß seine Frau neben ihm wachte und weinte. Nachdem er den Plan entworfen und das Rad in Bewegung gesetzt, hatte er die That den Männern der Faust, und das Schicksal des Gedankens der Schlaffheit oder Energie des Volkes überlassen. Es war nicht Furcht, es war tiefe

Kenntniß von dem Wesen der Revolutionen. Danton kannte die Natur der Gewitter; er wußte, daß sie sich, einmal zusammengezogen, nicht mehr leiten ließen, und daß es bei den Kämpfen der Völker, wie in den Schlachten, Zufälle gibt, bei denen ein Mensch nichts vermag, als sie bewegungslos und schlafend zu erwarten.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Die Aufständischen setzen sich in Marsch — Westermann reißt den Oberbefehl der Vorhut an sich — Anordnungen, welche er trifft — Seine frühere Laufbahn — Röderer fordert den König auf, sich in den Schoß der Nationalversammlung zu begeben — Der König entschließt sich dazu — Abgang des Königs — Sein Weg durch den Garten — Anblick der Versammlung — Anrede des Königs — Antwort des Präsidenten (Vergniaud) — Der König und seine Familie in der Loge des Logographen — Antwort des Malers David an den König — Verhaftung Suleau's und mehrer anderer Royalisten — Sie werden ermordet — Allgemeine Verwirrung im Schlosse — Vorübergehender Sieg der Schweizer — Aufregung der Nationalversammlung — Die Marseiller greifen die Tuilerien von neuem an — Die Schweizer vertheidigen sie und werden zusammengehauen — Das Volk bei der Plünderung des Schlosses — Ermordungen — Die Herren de Virieu, de Lamartine, de Vioménil — Der junge Charles d'Antichampe — Der Vicomte de Broves — Die Ehrendamen und die Frauen der Königin — Die Herren Sallas, Marchais, Diet — Herr v. Clermont-Tonnerre wird erschlagen — Westermann bei Danton.

1.

Kaum hatte Santerre auf dem Stadthause die letzten Maßregeln mit den neuen Commissären der Sektionen verabredet, als er mit seiner Kolonne den Marsch über den Quai antrat, indem er den Marseillern den Pont-Neuf als Vereinigungspunkt für die beiden Kolonnen bezeichnen ließ. Sie vereinigten sich in Unordnung unter dem Wirbeln der Trommeln und dem Gebrüll des Ça ira auf dem Louvreplatz und überschwemmten das Carrousel ohne Hinderniß. Ein Mann auf einem kleinen schwarzen Pferde ritt an der Spitze der Kolonnen einher. An den Pförtchen des Carrousels angekommen,

riß er vermöge des einzigen Rechtes der Uniform und der Autorität Danton's den Oberbefehl an sich. Diese Menge gehorchte ihm vermöge des Bedürfnisses der Leitung und Einheit, welches die Massen im Augenblicke der Gefahr unterwirft. Er ließ seine Schaar in guter Ordnung vorüberziehen, stellte sie am Carrousel in Schlachtlinie, pflanzte die Kanonen im Centrum auf, rückte seine beiden Flügel in der Art hinaus, daß sie die unzuverlässigen Banner, welche erst das Schicksal abzuwarten schienen, ehe sie sich aussprachen, umfingen und in der Gewalt hatten. Nachdem er diese Anordnungen mit dem schnellen Blicke und kalten Blute eines vollendeten Generals getroffen hatte, ritt er, begleitet von Föderirten aus Brest und von Marseillern, im kurzen Trott gegen das Thor des Königshofes, schlug mit dem Griffe seines Säbels an dasselbe und verlangte mit dem Tone des Befehlshabers, man solle dem Volke öffnen. Westermann war Elsäßer von Geburt, aus einer unter der Bürgerschaft dieser Provinz geachteten Familie. Wegen seiner Betheiligung an Fälschungsversuchen von Bankbilleten war er zu beständiger Haft in Saint-Lazare verurtheilt worden. Seine Jugend und Geisteskraft gährten im Gefängnisse. Er entwich daraus am Vorabend der Einnahme der Bastille. Nun wurde er Sekretär bei der Municipalität von Hagenau, und in dieser Stellung erwarb er sich durch seine Schönheit, seinen Muth und seine Beredsamkeit eine große Herrschaft über die Stadt, die er im Sinne der neuen Ideen bearbeitete. Ein Rückschlag der öffentlichen Meinung vertrieb ihn. Kraft eines Dekretes der constituirenden Versammlung und nach einem Gefechte zwischen den Linientruppen, die für ihn waren, und der Nationalgarde, die gegen ihn war, kehrte er in die Stadt zurück. Sein Triumph war von kurzer Dauer. Von Neuem auf Befehl des Departements festgenommen und in Saint-Lazare eingesperrt, um dort seine erste Verurtheilung zu erstehen, berief er sich auf Danton.

Danton, welcher eine Ahnung von dem Nutzen hatte, den man aus einem solchen Menschen ziehen konnte, ließ ihn am Vorabend des 10. August in Freiheit setzen; Westermann hatte von weitem den Bürgerkrieg und die Erfolge gewittert, welche die Revolutionen für den glücklichen Soldaten in ihrem Schoße bergen. Er hatte sich der Sache des Volkes geweiht, um sich aufzuschwingen oder zu sterben. Danton ließ ihn eine Armee finden und übergab ihm die Leitung dieser Schaaren, nachdem er sie aufgewiegelt hatte. Das war Westermann. Santerre, obgleich Oberbefehlshaber, hatte die Ueberlegenheit des jungen Deutschen gefühlt und ihm die Anführung dieser Vorhut und die Gefahren dieser Expedition überlassen.

Als Westermann sah, daß die Schweizer und die Nationalgrenadiere nicht öffnen wollten, ließ er fünf Geschütze vorrücken und drohte, die Thore zu sprengen. Diese altersschwachen hölzernen Thore konnten dem ersten Angriffe nicht widerstehen. Bei Westermann's Erscheinen flogen die Municipalbeamten Borie und Leroux, Röderer und die übrigen Mitglieder des Departements, welche Zeugen von der Unentschiedenheit der Truppen waren, betroffen über die hereinbrechende Gefahr, schleunigst wieder ins Schloß hinauf. Sie eilen durch die Säle, hinter welchen das Zimmer des Königs liegt. Die Bestürzung, die auf ihren Gesichtern lag, sprach genug. Der König saß vor einem Tisch am Eingange seines Kabinets. Er stützte sich mit den Händen auf die Kniee in der Stellung eines Menschen, welcher wartet und hört. Die Königin hatte rothe Augen, und die Neugierde der Angst belebte ihre Wangen; sie saß mit ihrer Schwägerin und den Ministern zwischen dem Fenster und dem Tische des Königs; die Fürstin von Lamballe, Frau von Tourzel und die Kinder neben der Königin.

„Sire," sagte Röderer, „das Departement wünscht Ihre Majestät ohne andere Zeugen, als ihre Familie zu sprechen." Der König winkte; alle Anwesenden zogen sich zurück, mit

Ausnahme der Minister. „Sire," fuhr der Beamte fort, „Sie haben nicht fünf Minuten zu verlieren; die Mannschaft, welche hier versammelt ist, um Sie zu vertheidigen, ist weder vermöge ihrer Zahl, noch vermöge ihres Willens im Stande, Ihr und Ihrer Familie Leben zu beschützen. Die Kanoniere haben so eben die Ladungen ausgezogen. Der Abfall ist allgemein im Garten, in den Höfen; das Carrousel ist von den Marseillern besetzt. Es gibt nirgends mehr Sicherheit für Sie, als im Schoße der Nationalversammlung. Dies ist die Ansicht des Departements, der einzigen Behörde, die in diesem Augenblicke für Ihr Leben und die Constitution verantwortlich ist." — „Aber," sagte der König, „ich habe nicht viel Leute im Carrousel gesehen." — „Sire," versetzte Röderer, „zwölf Geschütze stehen dort, und die zahllose Armee der Vorstädte folgt den Marseillern auf dem Fuße." Gerdret, der Administrator des Departements, welchen die Königin kannte, deren Lieferant er war, unterstützte den Rath Röderer's mit einigen Worten. „Schweigen Sie, Herr Gerdret," sagte die Königin; „es geziemt Ihnen nicht, hier die Stimme zu erheben; lassen Sie den Procureur-syndic sprechen." Dann sich an Röderer wendend, sagte sie stolz: „Aber, mein Herr, wir haben Streitkräfte!" — „Madame, ganz Paris ist im Anzug," versetzte Röderer, und sogleich wieder sein Gespräch mit dem Könige, und zwar in einem entschiedeneren Tone, aufnehmend, fuhr er fort: „Sire, die Zeit drängt; wir bitten Sie nicht mehr, wir rathen Ihnen nicht mehr; es bleibt uns nur noch ein Mittel übrig: wir ersuchen Sie um die Erlaubniß, Ihnen Zwang anzuthun und Sie mit Gewalt in die Nationalversammlung zu führen."

Der König hob das Haupt empor, sah Röderer einige Sekunden lang starr an, um in seinen Augen zu lesen, ob seine Beharrlichkeit Rettung oder Verderben in sich schließe, sagte dann, schnell einen fragenden Blick auf die Königin

werfend: „Gehen wir!" und stand auf. Bei diesen Worten erhob sich Madame Elisabeth und rief, über die Schulter des Königs wegsehend. „Herr Röderer, wenigstens haften Sie uns für das Leben des Königs?" — „Ja, Madame, so gut als für das meinige," antwortete Röderer in zweifelhaften Ausdrücken. Er empfahl dem Könige, Niemand von seinem Hofe sich folgen zu lassen und kein anderes Geleite anzunehmen, als die Mitglieder des Departements und eine doppelte Reihe von Nationalgrenadieren. Die Minister nahmen das Recht in Anspruch, sich nicht vom Oberhaupte der vollziehenden Gewalt zu trennen. Die Königin bat um dieselbe Gunst für die Fürstin v. Lamballe und Frau v. Tourzel, die Erzieherin ihrer Kinder. Das Departement willigte ein. Röderer trat unter die Thüre des Kabinettes des Königs und rief mit lauter Stimme hinaus: „Der König und seine Familie begeben sich allein und ohne ein anderes Gefolge, als das Departement und die Minister, in die Nationalversammlung; öffnet ihnen den Weg!"

2.

Die Nachricht von dem Abzuge des Königs verbreitete sich in einem Augenblick im ganzen Palaste. Wenn die letzte Stunde der Monarchie geschlagen hätte, so würde dieser Klang das Ohr ihrer Vertheidiger nicht zermalmender und unheilverkündender getroffen haben. Die Ehrfurcht allein drängte den Unwillen und Schmerz in die Brust der Schweizer und der Edelleute zurück, deren Arm und Blut man verschmähte. Thränen der Scham rollten aus ihren Augen. Einige rissen das Kreuz des heiligen Ludwig von der Brust und zerbrachen ihren Degen unter dem Fuße.

Während Herr v. Lachesnaye das Sicherheitsgeleite des Königs vorrücken ließ, um seine Person in die Mitte zu nehmen, hielt sich der König einige Minuten lang in seinem Kabinette auf, machte langsam die Runde in dem Kreis, den seine

Vertrauten um ihn schlossen, und kündigte ihnen seinen Entschluß an. Die Königin saß regungslos da und barg ihr Gesicht am Busen der Fürstin von Lamballe. Die Wache erschien, der Zug bewegte sich schweigend zwischen einer Menge bestürzter Gesichter. Die Augen wagten es nicht, den Augen zu begegnen. Auf dem Wege durch den Saal, der den Namen Oeil-de-Boeuf führte, nahm der König, ohne ein Wort zu sprechen, den Hut eines Nationalgardisten an seiner rechten Seite und setzte diesem Grenadiere den seinigen auf, der mit einem weißen Federbusche geschmückt war. Der erstaunte Nationalgardist zog den Hut des Königs ehrerbietig von der Stirne, nahm ihn unter den Arm und ging entblößten Hauptes einher. Niemand erfuhr den Gedanken, welcher den König zu diesem Tausche bestimmte. Erinnerte er sich der rothen Mütze, die, auf sein Haupt gesetzt, dem Volke am 20. Juni geschmeichelt hatte, und wollte er sich bei der Nationalgarde beliebt machen, indem er sich mit einem Stück von der Uniform der Bürgerwehr bekleidete? Niemand wagte es, ihn über diese Geberde zu fragen; aber der Furcht kann man sie bei einem Fürsten nicht zuschreiben, der Angesichts der Beschimpfung so unempfindlich und Angesichts des Todes so heiter war.

In dem Augenblicke, in welchem er den Säulengang verließ und den letzten Schritt über die Schwelle seines Palastes that, sagte der König, sich an den Procureur-syndic wendend, welcher vor ihm herging: „Aber was wird aus unsern Freunden werden, welche oben bleiben?“ Röderer beruhigte den Fürsten über ihr Loos durch die Antwort: wer ohne Waffen und Uniform sei, könne ungehindert von dannen gehen — eine ohne Willen trügerische Versicherung, welche durch die Stunde und den Tod Lügen gestraft werden sollte. Endlich erhielt Ludwig XVI. gleichsam noch eine letzte Warnung seines Geschickes und einen letzten Vorwurf über seine freiwillige Abdankung auf den Stufen, die vom Vorhofe in den Garten führten.

Er wendete sich nach den Höfen um, warf einen Blick über die Häupter Derjenigen, welche ihm folgten, hielt seinen Schritt an und sagte zu den Mitgliedern des Departements: „Aber es steht doch keine große Volksmenge auf dem Carrouselplatz?“ Man wiederholte ihm die Behauptungen Röderers. Er schien sie anzuhören, ohne daran zu glauben, und überschritt endlich die Schwelle wie ein Mensch, der es müde ist, zu widersprechen, und mehr der Erschöpfung und dem Verhängnisse weicht, als der Ueberzeugung.

3.

Der König durchmaß den Garten ohne Hinderniß zwischen zwei Reihen von Bajonetten, welche gleichen Schritt mit ihm hielten. Die Mitglieder des Departements und einige Municipalbeamte führten den Zug an. Die Königin, Madame Elisabeth und die Kinder schlossen ihn. Der ungeheure Raum des Gartens, der sich von einer Terrasse zur andern erstreckt, war verlassen. Die frühe Stunde des Tages und die Weisungen, die den Truppen ertheilt waren, hielten Jedermann fern; selbst auf der Terrasse des Feuillants, die dem Volke gewöhnlich offen stand, war Niemand zu sehen. Die Beete, die Blumen, die Statuen, die Rasenplätze schimmerten im Glanze des Sommermorgens. Eine glühende Sonne warf ihre Strahlen von dem Sande zurück. Der Himmel war rein, die Luft ohne Bewegung. Diese Flucht glich dem Spaziergange Ludwigs XIV. durch diese Gärten. Nichts störte das Schweigen derselben, als der abgemessene Schritt der Heersäulen und der Gesang der Vögel auf den Aesten. Die Natur schien nichts von Demjenigen zu wissen, was an diesem Tage in den Herzen der Menschen vorging. Sie warf einen Glanz über diese Trauerfeier, als hätte sie einem Freudenfeste gelächelt. Nur hatte die frühzeitige Hitze dieses Jahres die Maronenbäume der Tuilerien bereits gebleicht. Als der Zug in ihrem Schatten ankam,

sanken die Füße in das Laub ein, welches während der Nacht gefallen, eben erst von den Gärtnern aufgehäuft worden war, um es den Tag über wegzunehmen. Der König bemerkte es und sagte, um die erheuchelte Ruhe seines Gemüthes an den Tag zu legen, oder eine trübe Anspielung auf sein Loos zu machen: „Eine Masse Laub hier; es fällt in diesem Jahre frühzeitig.“ Manuel hatte einige Tage vorher in einem öffentlichen Blatte geschrieben, das Königthum werde nicht länger dauern, als bis das Laub falle. Der Dauphin, welcher neben Frau v. Tourzel einherging, vergnügte sich damit, diese abgestorbenen Blätter mit den Füßen zusammenzustreifen und seiner Schwester unter die Füße zu wälzen: die Kindheit, welche auf dem Wege des Todes spielte!

Der Präsident des Departements trennte sich an dieser Stelle von dem Zuge, um die Nationalversammlung von der Ankunft des Königs und den Beweggründen seines Rückzuges in Kenntniß zu setzen. Der langsame Schritt des Zuges ließ einer Deputation der Versammlung Zeit, in den Garten zu kommen, ehe er ihn ganz durchmessen hatte. „Sire,“ sagte der Sprecher der Deputation, „die Nationalversammlung, voll Eifer, zu Ihrer Sicherheit mitzuwirken, bietet Ihnen und Ihrer Familie Zuflucht in ihrem Schoße.“ Die Abgeordneten mengten sich unter das Geleite und umringten den König.

Der Zug der Kolonnen durch den Garten, der vom Café Hottot und den Fenstern der Reitschule aus gesehen wurde, und das Gerücht von der Annäherung des Königs, das sich unter den Gruppen verbreitete, welche die Nationalversammlung belagerten, hatte mit einem Male die Menge auf demjenigen Punkte der Terrasse des Feuillants angehäuft, der den Durchgang aus dem Garten in das Ständehaus bildete. Als die königliche Familie am Fuße der Treppe angekommen war, welche von der großen Allee auf diese Terrasse führte, verweigerte ihr eine dichte Masse von Männern und Weibern unter

wildem Geschrei und rasenden Geberden den Durchzug. — „Nein, nein, sie sollen die Nation nicht noch einmal betrügen! Das muß aufhören! sie sind schuld an all unserm Unglück! Nieder mit dem Veto! Nieder mit der Oesterreicherin! Absetzung oder Tod!“ Beschimpfungen und Drohungen in Haltung und Geberden begleiteten diese Worte. Ein Riese in Sapeurkleidung, Namens Rocher, ordentlicher Anführer bei den Aufständen im Hofe der Reitschule, zeichnete sich unter diesem Haufen durch die Heftigkeit seines Gebrülls und die Wuth seiner Beschimpfungen aus. Hinter ihm fachten weniger wahnsinnige, aber unheimlichere Gesichter die Raserei der Menge noch mehr an. Rocher hatte eine lange Stange in der Hand, mit der er von oben herab nach dem königlichen Zuge stieß und den König zurückzuwerfen oder zu erreichen suchte. Man redete diese Menschenmasse an. Die Abgeordneten bezeugten, daß ein Dekret der Nationalversammlung den König und seine Familie in ihre Mitte rufe. Der Widerstand wurde schwächer. Rocher ließ sich seine Pike durch den Procureur-syndic abnehmen, der sie in den Garten warf. Durch ein zweites Dekret ermächtigt, auf den Boden der gesetzgebenden Gewalt vorzubringen, bildete das Sicherheitsgeleite eine Doppelreihe auf der Terrasse. Der König erreichte endlich den Eingang des Engpasses, der von der Terrasse in das Ständehaus führte.

Einige Mann von der Wache des gesetzgebenden Körpers empfingen ihn dort und stellten sich ihm zur Seite. „Sire,“ sagte Einer derselben mit südlichem Accent, „fürchten Sie nichts, das Volk ist gut! aber es will nicht, daß man es länger verrathe. Seien Sie ein guter Bürger, Sire, und jagen Sie Ihre Priester und Ihre Frau aus Ihrem Palaste!“ Der König antwortete diesem Menschen ohne Zorn. Die Menge verstopfte den finstern Gang. Eine stürmische und unwiderstehliche Bewegung trennte die Königin und ihre Kinder einen Augenblick vom König, der ihnen voran schritt. Die Mutter

zitterte für ihren Sohn. Derselbe Sapeur, der die heftigsten Schmähungen und Drohungen gegen die Königin ausgestoßen hatte, ergreift, plötzlich durch diese Angst des Weibes gerührt, den Knaben, den sie an der Hand führte, erhebt ihn auf seinen Armen über die Menge, trägt ihn, bricht sich mit seinen Ellbogen Bahn, tritt unmittelbar nach dem Könige in den Saal und stellt den Kronprinz unter dem Beifallsgeschrei der Gallerien im Bureau der Versammlung nieder.

4.

Der König, seine Familie, die beiden Minister, schritten auf die für die Minister bestimmten Sitze zu und nahmen dort neben dem Präsidenten Platz. Vergniaud war Präsident. Der König sagte: „Ich bin hieher gekommen, um ein großes Verbrechen zu verhüten. Ich glaubte nirgends sicherer sein zu können, als in Ihrer Mitte.“ — „Sie können auf die Festigkeit der Nationalversammlung bauen, Sire,“ antwortete Vergniaud; „die Mitglieder derselben haben geschworen, in der Vertheidigung der Rechte des Volkes und der eingesetzten Gewalten zu sterben.“ Der König setzte sich. Die Versammlung war wenig zahlreich; ein Schweigen der Betäubung herrschte im Saale; auf den Gesichtern lag der Ausdruck der Trauer; unwillkürlich richteten sich die Blicke ehrfurchtsvoll und gerührt auf den König, die Königin, Madame Elisabeth, die junge Prinzessin, die schon im ganzen Glanze der Jungfräulichkeit strahlte, auf das Kind, welches die Königin an der Hand hielt, indessen sie ihm die Stirne trocknete. Der Haß erstarb in der Theilnahme an den plötzlichen Wechselfällen, welche diesen König, diesen Vater, diese Kinder, diese Frauen so eben ihrer Wohnung entrissen hatten, ohne daß sie wußten, ob sie je wieder in dieselbe zurückkehren würden. Noch nie stellte das Schicksal mehr geheime Leiden dem Auge der Oeffentlichkeit bloß. Die Qualen der Seelenangst waren hier aufgedeckt. Der

König hüllte sie in Unempfindlichkeit, die Königin in Würde, Madame Elisabeth in Frömmigkeit, die junge Prinzessin in Thränen, der Dauphin in Sorglosigkeit. Das Publikum bemerkte nichts, was des Ranges, des Geschlechtes, des Alters, des Augenblicks unwürdig gewesen wäre. Das Schicksal schien Seelen gefunden zu haben, welche ihren Schlägen gewachsen waren.

5.

Die Berathung begann. Ein Mitglied erhob sich und bemerkte, die Constitution verbiete die Berathung in Gegenwart des Königs. „Das ist recht," sagte Ludwig XVI., das Haupt neigend.

Um dieser ironischen Bedenklichkeit der Constitution in dem Augenblicke, in welchem die Constitution nicht mehr bestand, Rechnung zu tragen, beschloß man, der König und seine Familie sollten sich auf eine Journalistenbühne begeben, welche man die Tribüne des Logographen nannte.

Diese Loge, welche zehn Fuß im Gevierte hatte, lag hinter dem Präsidenten in gleicher Höhe mit den obern Bänken der Abgeordneten. Sie war nur durch ein in die Wand eingelassenes eisernes Gitter vom Saale getrennt. Dorthin führte man den König. Die jungen Schreiber, welche die Reden aufzeichneten, um die Sitzungen buchstäblich wiederzugeben, rückten näher zusammen, um der Familie Ludwigs XVI. Platz zu machen. Der König setzte sich in den Vordergrund der Loge, die Königin in eine Ecke, um ihr Gesicht in den Schatten einer Vertiefung zu bergen; Madame Elisabeth, die Kinder, ihre Gouvernante auf eine Strohbank an der kahlen Mauer; im Hintergrunde der Loge, an der Thüre, standen die beiden Minister, einige Beamte des königlichen Haushaltes, der Herzog von Choiseul, der Befehlshaber der reitenden Gendarmerie, Carl, Herr de Sainte-Croix, Herr Dubouchage, der Fürst

v. Poix und die Herren de Vioménil, de Montmorin, d'Hervilly, de Briges, Hofleute der letzten Stunde. Ein Posten von Grenadieren der Ständewache mit einigen höheren Offizieren von der Eskorte des Königs erfüllte den Gang und sperrte die Luft ab. Die Hitze war erstickend. Ludwig XVI. und den Kindern floß der Schweiß von der Stirne. Die Versammlung und die Galerien, welche mit jeder Minute gedrängter voll wurden, athmeten in diesem engen Raume den Hauch eines Glutofens aus. Die Bewegung des Saales, die Anträge der Redner, die Petitionen der Sektionäre, der Lärm der Unterhaltungen zwischen den Abgeordneten drang von innen; das Geschrei des Volkes, das die Mauern umlagerte, die Angriffe auf die Thüren, welche man einzubrechen drohte, das Gebrüll der Zusammenrottungen, die Rufe der Mörder, welche im Hofe der Reitschule zu würgen anfingen, das Flehen der Schlachtopfer, die Streiche, welche sie niederstreckten, die Erschlagenen, welche stürzten, alle diese Laute drangen von außen zu ihnen empor.

Kaum befand sich der König in diesem Asyl, als das verdoppelte Geschrei von außen befürchten ließ, die Thüren möchten weichen und das Volk den König in diesem abgesperrten Käfige erwürgen. Vergniaud gab Befehl, das eiserne Gitter auszubrechen, welches die Loge vom Saale trennte, damit sich Ludwig XVI. in den Kreis der Abgeordneten flüchten könnte, wenn das Volk durch die Gänge einbrechen sollte. Aus Mangel an Arbeitern und Werkzeugen vereinigten einige Abgeordnete, welche dem Könige zunächst saßen, sowie die Herren v. Choiseul, der Fürst v. Poix, die Minister, der König selbst, der sich seines Armes häufig zu den groben Schlosserarbeiten bediente, ihre Anstrengungen und rissen das Gitter aus seiner Verkittung. Vermöge dieser Vorsichtsmaßregel blieb dem Könige noch eine letzte Schutzwehr gegen das Schwert des Volkes übrig. Nun aber war die königliche Majestät auch den Feinden preisge-

geben, die sie innerhalb des Saales hatte. Die Gespräche, deren Gegenstand der unglückliche Fürst war, drangen ungehindert zu seinen Ohren. Der König und die Königin sahen und hörten Alles. Zuschauer und Schlachtopfer zugleich, waren sie von ihrem Platze aus vierzehn Stunden lang Zeugen ihrer eigenen Erniedrigung.

In derselben Logographenloge zeichnete ein damals junger Mann, den seine Verdienste später berühmt machten, Herr David, Generalconsul und Abgeordneter, die Haltung, die Gesichtszüge, die Geberden, die Thränen, die Farbe, das Athemholen und sogar die unwillkürlichen Zuckungen der Gesichtsmuskeln, welche durch die Bewegungen dieser langen Stunden in den Zügen der königlichen Familie hervorgerufen wurden, ehrfurchtsvoll für die Geschichte auf.

Der König war ruhig, heiter, ohne Theilnahme für die Entwicklung der Dinge, als hätte er einem Schauspiele beigewohnt, bei welchem er keine Rolle hatte. Seine starke Natur fühlte die Bedürfnisse des Körpers und forderte Nahrung selbst bei der Aufregung der Seele. Nichts unterbrach den Gang seines kräftigen Lebensprozesses. Gerade die Anstrengung seines Geistes stachelte seine Sinne. Er empfand Hunger in der Stunde, in welcher er sein erstes Mahl einzunehmen pflegte. Man brachte ihm Brod, Wein, kalte Küche; er aß, er trank, er zerlegte sein Geflügel mit derselben Ruhe, mit der er es bei einem Jagdimbiß nach einem langen Ritt in den Wäldern von Versailles gethan hätte. Der physische Mensch überwog in ihm den Gefühlsmenschen.

Die Königin, welche wußte, daß die Verleumdungen des Volkes den starken Appetit des Königs in grobe Sinnlichkeit und sogar in Trunksucht übertrugen, litt im Innersten der Seele, als sie ihn in einem solchen Augenblicke essen sah. Sie schlug Alles aus, die übrigen Glieder der Familie ahmten sie nach. Sie sprach nichts, ihre Lippen waren geschlossen, ihre Augen

glühend, trocken, ihre Wangen flammend von der Röthe des Zorns und der Demüthigung; ihre Miene traurig, niedergeschlagen, aber stets entschlossen; ihre Arme schlaff und auf den Knieen ruhend, als wären sie gefesselt; Gesicht, Ausdruck, Haltung eines entwaffneten Helden, der nicht mehr kämpfen kann, aber sich noch gegen das Schicksal empört.

Madame Elisabeth, welche hinter ihrem Bruder stand und ihn mit ihren Augen hütete, glich dem Schutzgeiste dieses Hauses. Sie nahm an den Scenen, welche sie umgaben, nur mittelst der Seele des Königs, der Königin und der Kinder Theil. Der Schmerz war auf ihrem Gesichte nur ein Widerstrahl, den sie bloß in den Andern empfand. Sie schlug häufig die Augen zur Decke empor. Man sah sie innerlich beten.

Die königliche Prinzessin hatte große Thränen auf den Wangen, welche von der Hitze aufgesogen wurden. Der junge Dauphin sah im Saale umher und fragte seinen Vater nach den Namen der Abgeordneten. Ludwig XVI. bezeichnete ihm dieselben mit einer Miene und einem Tone, woran man nicht zu erkennen vermochte, ob er einen Freund oder einen Feind nannte. Er richtete bisweilen das Wort an Diejenigen, welche an seiner Loge vorübergingen, um sich auf ihren Sitz zu begeben. Die Einen verneigten sich mit dem Ausdruck einer wehmüthigen Ehrerbietung; die Andern wendeten das Gesicht weg und gaben sich den Anschein, als sähen sie ihn nicht. Keiner beschimpfte ihn. Die Katastrophe besänftigte den Zorn; das Schicklichkeitsgefühl schob die Beleidigung hinaus. Bloß Einer war hart; es war der Maler David. Der König erkannte ihn unter Denjenigen, die sich im Gange an der Thüre der Logographenloge drängten, um ihn zu betrachten, und fragte ihn, ob er seine Zeichnung bald vollendet habe. David antwortete: „Ich werde fortan keinen Tyrannen mehr zeichnen, als wenn sein Kopf auf einem Blutgerüste vor mir liegt.“ Der König schlug die Augen nieder und schwieg. David betrog

sich in der Zeit. Ein entthronter König ist nur noch ein Mensch; ein Wort, welches der Tyrannei gegenüber muthig ist, wird dem Unglücke gegenüber feig.

6.

Während sich der Saal füllte und in jener aufgeregten, aber unthätigen Erwartung blieb, welche den großen Entschlüssen vorausgeht, war das Volk, das von der Straße Saint-Honoré aus durch keine bewaffnete Macht zurückgehalten wurde, in den Hof des Feuillants eingebrochen und bis an die Schwelle der Nationalversammlung vorgedrungen. Es verlangte mit großem Geschrei die Auslieferung von zweiundzwanzig Royalisten, die während der Nacht in den elysäischen Feldern von der Nationalgarde verhaftet worden waren.

Diese Gefangenen wurden beschuldigt, an geheimen Streifwachen Theil genommen zu haben, welche der Hof in die verschiedenen Viertel geschickt, um die Anstalten des Volkes zu prüfen und die Streiche der Satelliten des Schlosses zu leiten. Die Uniformen dieser Gefangenen, ihre Waffen, die Eintrittskarten in die Tuilerien, die man bei ihnen gefunden hatte, bewiesen in der That, daß es Nationalgardisten und Freiwillige waren, die im Dienste des Königs die Umgebungen des Schlosses durchstreiften, um die Vertheidigungsanstalten zu beobachten. Sobald sie festgenommen waren, hatte man sie in den Wachposten der Nationalgarde geworfen, der im Hofe des Feuillants aufgestellt war. Um acht Uhr führte man einen jungen Mann von dreißig Jahren in der Tracht der Nationalgarde dahin. Der stolze, zornige Ausdruck seines Gesichts, die kriegerische Eleganz seines Anzuges, der Schimmer seiner Waffen und der dem Volke verhaßte Name Suleau, den einige Zuschauer murmelten, als sie ihn vorüberkommen sahen, hatte die Blicke auf ihn gezogen.

Es war in der That Suleau, einer jener jungen roya-

listischen Schriftsteller, die wie André Chénier, Roucher, Mallet-Dupan, Serizy und mehre Andere die Lehre von der Monarchie in dem Augenblicke, in welcher sie von Jedermann verworfen schien, angenommen hatten und gerade durch die Gefahr ihrer Rolle bestochen, den Edelmuth ihres Charakters für Ueberzeugung ihres Geistes hielten. Die Freiheit der Presse war die Vertheidigungswaffe, welche sie aus den Händen der Constitution empfangen hatten und nun mit Muth gegen die Ausschweifungen der Freiheit führten. Aber die Revolutionen dulden die Waffe nur in den Händen ihrer Freunde. Suleau hatte die Volksparteien bald durch blutige Schmähschriften gegen den Herzog von Orleans, bald durch geistreiche Sarkasmen gegen die Jakobiner gereizt; er hatte jene Allmacht des Volkes gegen sich herausgefordert, die nicht lange grollt, aber in ihrer Rache auch nichts von Mitleiden weiß.

Der Pöbel haßte Suleau, wie jede Tyrannei ihren Tacitus haßt. Der junge Schriftsteller wies vergebens einen Befehl der Municipalcommissäre vor, der ihn ins Schloß rief. Man warf ihn mit den Uebrigen in die Wachstube. Sein Name hatte die Menge verdichtet und ihren Grimm gesteigert. Man verlangte seinen Kopf. Ein Commissär steigt auf eine Bank, redet die Menge an und will das Verbrechen verhüten, indem er Gerechtigkeit verspricht. Théroigne de Méricourt, in Amazonentracht und den bloßen Säbel in der Hand, stürzt den Commissär von der Tribüne und nimmt seine Stelle ein. Sie facht durch ihre Worte den Blutdurst des Volkes an, welches ihr Beifall klatscht; sie läßt durch Zuruf Commissäre ernennen, welche sie zu dem Ausschuß der Sektion begleiten, um die Schlachtopfer der Langsamkeit der Gesetze zu entreißen. Der Präsident der Sektion, Bonjour, erster Commis der Marine, der nach dem Ministerium trachtet, verbietet der Nationalgarde die Widersetzlichkeit gegen den Willen des Volks. Zweihundert Bewaffnete gehorchen diesem Befehle und liefern die

Gefangenen aus. Elf von ihnen entweichen durch ein hinteres Fenster. Die elf Uebrigen sind in dem Wachzimmer belagert. Man ruft Einen nach dem Andern, sie im Hofe abzuschlachten. Einige Nationalgardisten, welche weniger unmenschlich oder weniger feig sind, wollen sie trotz Bonjour's Befehlen den Mördern streitig machen. „Nein, nein," sagt Suleau, „laßt mich den Mördern entgegengehen! Ich sehe, daß das Volk heute Blut will. Vielleicht genügt ihm ein Opfer. Ich will für Alle bezahlen." Er wollte sich durch das Fenster stürzen. Man hielt ihn zurück.

7.

Der Abbé Bougon wurde vor ihm ergriffen. Er war ein dramatischer Schriftsteller. Ein Mann von colossalem Wuchs und mit eisernen Armen ausgerüstet, kämpfte er mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Mörder. Er riß Mehre mit sich nieder. Durch die Ueberzahl erdrückt, wurde er in Stücke gehauen.

Herr von Solminiac, ein ehemaliger Gardist des Königs, war der Zweite, welcher umkam. Dann traf die Reihe noch zwei Andere. Diejenigen, welche ihr Loos in der Wachstube erwarteten, hörten das Geschrei und den Kampf ihrer Schicksalsgenossen. Sie starben zehnmal. Man rief Suleau. Man hatte ihm auf der Wache seine Grenadiermütze, seinen Säbel und seine Patrontasche abgenommen. Seine Arme waren frei. Ein Weib zeigte ihn Théroigne von Méricourt, welche ihn nicht von Gesicht kannte, aber ihn in seinem Rufe haßte und vor Begierde brannte, Rache für das Gelächter zu nehmen, dem er sie durch seine Feder preisgegeben hatte. Théroigne faßt ihn beim Kragen und schleppt ihn fort. Suleau macht sich los. Er reißt einem Mörder seinen Säbel aus den Händen, bricht sich Bahn gegen die Straße und ist nahe daran, zu entrinnen. Man rennt, man faßt ihn von hinten, man wirft

ihn zu Boden, man entwaffnet ihn, man bohrt ihm die Spitze von zwanzig Säbeln in den Leib; er haucht seine Seele unter den Füßen Théroignens aus. Man schneidet ihm das Haupt ab, man trägt es in der Straße Saint-Honoré umher.

Abends kaufte dieses Haupt ein Diener Suleau's einem der Mörder, der ein Siegeszeichen daraus gemacht hatte, mit Gold ab. Der treue Diener suchte den Leichnam auf und brachte diese entstellten Ueberreste der jungen Gattin Suleau's, einer durch ihre Schönheit berühmten Tochter des Malers Hall, die erst seit zwei Monaten verheirathet war und die Frucht dieser Verbindung unter ihrem Herzen trug.

Während Suleau mit seinen Mördern kämpfte, gelang es noch zwei von den Schlachtopfern, sich der Aufmerksamkeit des Volkes zu entziehen und zu entweichen. Ein einziges war noch übrig, es war der junge du Vigier, von der Leibgarde des Königs. Die Natur schien das Urbild der menschlichen Gestalt in ihm erreicht zu haben. Seine von den Bildhauern bewunderte Schönheit war zum Sprichwort geworden; sie hielt den Schritt der Vorübergehenden auf den öffentlichen Plätzen an. Eben so tapfer, als schön, eben so gewandt, als stark, wandte er zur Vertheidigung seines Lebens Alles an, was die Höhe des Wuchses, die Geschmeidigkeit der Muskeln, die Haltung des Körpers oder die Kraft der Arme dem Athleten des Alterthums Bewunderungswürdiges verleihen konnten. Allein und wehrlos, von sechszig Mann angegriffen, umzingelt, bald niedergeworfen, bald wieder aufgerichtet, begoß er alle Steinplatten mit seinem Blute, erschöpfte mehre Male die Kraft der Mörder und dehnte seine verzweifelte Vertheidigung mehr als eine Viertelstunde lang aus. Zweimal gerettet, zweimal wieder ergriffen, stürzte er nur aus Ermattung und erlag nur der Ueberzahl. Sein Kopf wurde das Siegeszeichen eines Kampfes. Man bewunderte ihn noch auf der Pikenspitze, worauf ihn

seine Mörder gesteckt hatten. So floß das erste Blut des Tages; es machte das Volk nur durstiger.

8.

Der Abzug des Königs hatte das Schloß in der Ungewißheit und Unruhe gelassen. Ein stillschweigender Waffenstillstand schien sich von selbst zwischen den Vertheidigern und den Angreifern festgesetzt zu haben. Das Schlachtfeld war von den Tuilerien in das Ständehaus verlegt worden. Dort war es, wo die Monarchie sich wieder aufrichten oder zusammenstürzen sollte. Die Eroberung oder die Vertheidigung eines leeren Palastes mußte nur unnützes Blut kosten. Die Vorposten der beiden Theile sahen es ein. Indessen konnte auf der einen Seite die Bewegung, die einer ungeheuren Volksmasse von so langer Hand her gegeben worden war, nicht wohl auf die bloße Nachricht von dem Rückzuge des Königs in die Nationalversammlung von selbst zum Stillstande kommen; auf der andern Seite konnten die Streitkräfte, welche der König in den Tuilerien zurückgelassen hatte, ohne sie zu verabschieden, die königliche Wohnung nicht ohne Gegenbefehl übergeben und die Waffen vor der Insurrektion strecken. Ein klarer und bestimmter Befehl des Königs konnte durch Ermächtigung zur Kapitulation den Zusammenstoß verhüten. Aber als dieser Fürst die Tuilerien verließ, entsagte er noch nicht jeder Hoffnung zur Rückkehr in dieselben. „Wir werden bald wieder kommen," hatte die Königin zu ihren Frauen gesagt, welche ihr in ihren Gemächern aufwarteten. Die königliche Familie erblickte in den Ereignissen der Nacht nur die Vorbereitungen zu einem zweiten 20. Juni. Sie hatte sich nur in der Absicht in die Nationalversammlung begeben, um den gesetzgebenden Körper durch diesen Schritt zu ihrer Vertheidigung aufzufordern, um die Verantwortlichkeit für den Kampf von sich zu wälzen und um Stunden der Angst fern von den äußersten

Gefahren zuzubringen. Der Marschall v. Mailly, dem vom Könige der Oberbefehl über die Streitkräfte des Schlosses anvertraut worden war, hatte die Weisung, die Verletzung des königlichen Wohnsitzes durch Anwendung der Gewalt zu verhindern.

Zwei unbestimmte Hoffnungen blieben also während dieser ersten Verwicklungen des Tages bei dem König und der Königin im Hintergrunde ihrer Gedanken. Die erste war, daß die Mehrheit der Versammlung, gerührt von der Erniedrigung des Königthums und stolz darauf, ihm ein Asyl zu geben, so viel Edelmuth und Herrschaft über das Volk haben würde, um den König in seinen Palast zurückzuführen und die exekutive Gewalt in ihm zu rächen; die zweite, daß das Volk und die Marseiller beim Angriffe auf die Thore des Schlosses von den Schweizern und der Nationalgarde niedergeschmettert, und der König durch diesen, in den Tuilerien errungenen Sieg aus den Händen der Nationalversammlung befreit würde. Wenn der König und seine Rathgeber diese Hoffnung nicht genährt hätten, so wäre es unbegreiflich, daß dieser Fürst so viele lange Stunden, von sieben bis zehn Uhr Morgens, verstreichen ließ, ohne durch einen der Minister oder einen der zahlreichen Stabsoffiziere, die ihn umgaben, den Befehl an seine Vertheidiger zu schicken, sie möchten übergeben und sich zurückziehen, um wenigstens die vielen Leben zu sichern, die sein Stillschweigen preisgab. Er erwartete also irgend ein Ereigniß innerhalb oder außerhalb. Sein einziger Fehler war, es nicht herbeizuführen. Selbst nachdem er seine Frau, seine Schwester, seine Kinder unter den Schutz der Nationalversammlung gestellt hatte, konnte er mit seinem Geleite in das Schloß zurückkehren, seine Vertheidiger sammeln und dem Angriff entgegentreten. Sieger, hatte er den Zauber des Sieges wieder gewonnen; besiegt, fiel er nicht tiefer und fiel als König.

9.

Das Schloß, das durch die Abwesenheit des Königs und seines Geleites seine streitbaren Kräfte zum Theil und seine moralische Kraft ganz verloren hatte, glich in diesem Augenblicke mehr einem von einer verworrenen Menge übervölkerten Gasthause, als einem Hauptquartiere. Niemand gab, Niemand empfing Befehle, Alles lief regellos durch einander. Unter den Schweizern und den Edelleuten wollten die Einen dem Könige in die Nationalversammlung folgen und wider seinen Willen in seiner Vertheidigung sterben; die Andern eine Angriffskolonne bilden, das Carrousel säubern, die königliche Familie aufheben und sie unter dem Schutze von zwei- bis dreitausend Bajonetten nach Rambouillet, und von da zur Armee Lafayette's führen. Die letztere Maßregel stellte die Rettung in Aussicht. Aber Jedermann war eines Vorschlages, Niemand eines Entschlusses fähig. Die Stunde verschlang diese eiteln Rathschläge. Die Streitkräfte verminderten sich. Zweihundert Schweizer mit Bachmann und dem Generalstab, und dreihundert der entschlossensten Nationalgardisten waren dem Könige in die Nationalversammlung gefolgt und standen unter den Thoren der Reitschule zu seinen Diensten. Im Innern der Tuilerien blieben also nur siebenhundert Schweizer, zweihundert schlechtbewaffnete Edelleute und etwa hundert Nationalgardisten, im Ganzen ungefähr tausend streitbare Männer, die auf eine Menge von Posten vertheilt waren; im Garten und in den Höfen einige aufgelöste Banner und Geschütze, welche bereit standen, gegen das Schloß gekehrt zu werden. Aber die unerschrockene Haltung der Schweizer und die bloßen Mauern dieses Schlosses, das man so oft als den Herd der Verschwörungen und das Zeughaus des Despotismus geschildert hatte, flößten dem Volke einen Schrecken ein, der seinen Angriff lähmte.

10.

Um neun Uhr zehn Minuten wurden die Thore des Königshofes eingebrochen, ohne daß die Nationalgarde irgend Miene zu ihrer Vertheidigung machte. Einige Volksgruppen drangen in den Hof, aber ohne sich dem Schlosse zu nähern. Man beobachtete sich, man wechselte von ferne Worte, welche nichts Drohendes hatten; man schien in gemeinschaftlicher Verabredung zu erwarten, was die Nationalversammlung über den König beschließen würde. Die Kolonnen der Vorstadt Saint-Antoine standen noch nicht am Carrousel. Sobald sie von dem Quai aus auf diesen Platz einzuströmen begannen, hieß Westermann die Marseiller ihm folgen. Er ritt, die Pistole in der Hand, zuerst in den Hof. Er stellte seine Schaar langsam und militärisch im Angesichte des Schlosses auf. Die Kanoniere, welche augenblicklich zu Westermann übergingen, zogen die sechs Geschütze, welche auf jeder Seite des Hofes standen, zurück und richteten sie gegen das Thor des Palastes. Das Volk beantwortete diese Schwenkung mit einem Freudengeschrei. Man umarmte die Kanoniere; man rief: „Nieder mit den Schweizern! Die Schweizer sollen die Waffen dem Volke ausliefern!“

Aber unbeweglich an den Thoren und Fenstern des Schlosses stehend, hörten die Schweizer diese Rufe und sahen diese Geberden, ohne irgend ein Zeichen der Aufregung zu geben; Mannszucht und Ehre schienen diese Soldaten zu versteinern. Ihre Schildwachen unter dem Gewölbe der Säulenhalle gingen in abgemessenen Schritten auf und nieder, als verrichteten sie ihren Wachdienst in den öden und schweigsamen Höfen von Versailles. So oft dieses Auf- und Niedergehen der Wachposten dieselben nach den Höfen oder in das Angesicht des Volkes brachte, wich die eingeschüchterte Menge gegen die Marseiller zurück; wenn die Schweizer unter der Vorhalle ver-

schwanden, strömte sie dann wieder gegen das Schloß hin. Indessen wurde diese Menge nach und nach kühner und wagte sich immer näher und näher. Endlich drangen gegen fünfzig Mann aus den Vorstädten und von den Föderirten bis an den Fuß der großen Treppe vor. Die Schweizer verlegten ihren Posten mittelst einer hölzernen Schranke auf den Treppenabsatz und die entfernteren Stufen der Säulenhalle zurück. Sie ließen nur einen Mann als Schildwache außerhalb dieser Schranke stehen. Er hatte Befehl, nicht Feuer zu geben und wenn er noch so sehr beschimpft werden sollte. Seine Geduld hatte Alles zu ertragen. Das Blut sollte nicht durch einen Zufall hervorgerufen werden. Diese Langmuth der Schweizer ermuthigte die Angreifenden. Der Kampf begann mit einem Scherz. Gelächter war das Vorspiel des Todes. Leute aus dem Volke, die mit langen, an der Spitze gekrümmten Hellebarden bewaffnet waren, näherten sich dem Wachposten, faßten ihn mit dem Haken ihrer Pike an der Uniform oder dem Gürtel, zogen ihn unter wieherndem Freudengeschrei der Menge mit Gewalt zu sich her, entwaffneten ihn und machten ihn zum Gefangenen. Fünfmal erneuerten die Schweizer ihre Schildwache. Fünfmal bemächtigte sich ihrer das Volk auf diese Art. Das brüllende Beifallsgeschrei, womit die Sieger belohnt wurden, und der Anblick der fünf entwaffneten Schweizer ermuthigte die Menge, welche bis dahin im Hofe zauderte, und in Masse stürzte sie sich mit großem Geschrei unter die Wölbung; dort entrissen einige Blutmenschen die Schweizer den Händen ihrer ersten Angreifer und erschlugen diese wehrlosen Soldaten im Angesichte ihrer Waffengenossen mit der Keule. In demselben Augenblicke drang ein erster Schuß aus dem Hofe oder einem Fenster; die Einen sagen aus der Flinte eines Schweizers, die Andern aus der Pistole einer Marseillers. Dieser Schuß war das Zeichen zum Kampfe.

11.

Auf ihn stellen die Kapitäne Durler und Herr v. Reding, welche den Posten befehligen, ihre Soldaten hinter der Schranke in Schlachtordnung, die Einen auf die Stufen der großen Treppe, die Andern auf die Freitreppe der Kapelle, welche die Stufen beherrscht, die Uebrigen auf den doppelten Absatz der zweiarmigen Treppe, welche von der Freitreppe der Kapelle aus in den Wachtsaal hinauf führt: eine furchtbare Stellung, welche fünf Feuern gestattet, sich zu kreuzen und die Vorhalle zusammenzuschießen. Die durch sich selbst gedrängte Volksmasse vermag sie nicht zu räumen. Die erste Salve der Schweizer bedeckt die Platten der Halle mit Todten und Verwundeten. Die Kugel eines Soldaten sucht und trifft einen Mann von riesenhafter Gestalt und Größe, welcher allein vier von den wehrlosen Schildwachen erschlagen hatte. Der Mörder fällt über den Leichen seiner Schlachtopfer. Die erschrockene Menge flieht unordentlich bis zum Carrousel. Einige Flintenschüsse, die von den Fenstern ausgehen, erreichen das Volk selbst auf dem Platze. Das Geschütz des Carrousels antwortet auf diese Salve, aber seine schlecht gerichteten Kugeln treffen die Dächer. Der Königshof wird geleert und bleibt mit Flinten, Piken, Grenadiermützen besäet. Die Flüchtlinge schleichen sich an den Mauern unter dem Schutze der Schilderhäuschen der Reiterei-wachen hin. Einige legen sich auf den Boden und stellen sich todt. Die Kanoniere verlassen ihre Geschütze und werden durch den allgemeinen Schrecken selbst mit fortgerissen.

Bei diesem Anblicke gehen die Schweizer in Masse die große Treppe herab und theilen sich in zwei Kolonnen; die eine, unter dem Befehle des Herrn v. Salis, rückt durch das Gartenthor, um sich dreier Kanonen, welche am Thore der Reitschule standen, zu bemächtigen und sie ins Schloß zurückzuführen; die andere, ihrer hundertundzwanzig Mann und einige

Nationalgardisten, unter der Anführung der Herren Durler und Pfyffer, nimmt ihren Weg durch den Königshof und schreitet über die Leichname ihrer ermordeten Kameraden weg. Die bloße Erscheinung der Soldaten säubert den Hof. Sie bemächtigen sich der drei verlassenen Geschütze, führen sie unter die Wölbung der Halle; aber sie haben weder Munition, noch Leute, um sich ihrer zu bedienen.

Als Kapitän v. Durler den Hof leer findet, dringt er selbst durch das Königsthor auf das Carrousel, stellt sein Banner dort im Viereck auf und gibt von den drei Fronten seiner Schaar Feuer auf die drei Parteien, die den Platz inne haben. Volk, Föderirte und Marseiller weichen nach den Quais und den Straßen zurück und veranlassen eine Bewegung der Ebbe und des Schreckens, die sich bis zum Stadthause und zu den Boulevards fortpflanzt. Während diese beiden Kolonnen das Carrousel durchstreiften, stellten sich achtzig Schweizer, hundert Freiwillige aus dem Adel und dreißig Nationalgardisten in einem andern Flügel des Schlosses von selbst als Kolonne auf und flogen die Treppe des Pavillon de Flore herab ihren Kameraden zu Hülfe. Im Prinzenhofe, den sie durchziehen, um sich auf den Lärm des Kleingewehrfeuers in den Königshof zu begeben, wirft ein Kartätschenfeuer, das von dem Prinzenthore kommt, eine große Menge derselben nieder und zerschmettert die Mauern und Fenster der Gemächer der Königin. Auf hundertfünfzig Kämpfer reducirt, schlägt diese Kolonne eine andere Richtung ein, rückt im Sturmschritt auf diese Geschütze los, nimmt sie, zieht auf den Carrouselplatz, bringt das Feuer der Marseiller zum Schweigen und kehrt durch das Königsthor in die Tuilerien zurück. Die beiden Truppenabtheilungen führen die Geschütze weg, bringen ihre Verwundeten in die Vorhalle und nehmen wieder Besitz vom Schlosse.

12.

Die Schweizer säubern den Fußboden der Vorhalle von den Leichen, mit denen er besäet ist, um ihren Verwundeten Platz zu machen. Sie legen sie auf Stühle und Bänke. Die Stufen und Säulen triefen von Blut. Seinerseits führte Herr v. Salis die beiden Geschütze, die er am Thore der Reitschule genommen hatte, durch den Garten zurück. Seine Soldaten, die auf dem Hin= und dem Herwege durch das Kreuzfeuer der Bürgerwehrbanner niedergeschmettert wurden, welche die beiden Terrassen des Stromufers und des Feuillants besetzt hielten, hatten dreißig Mann von hundert verloren; sie hatten nicht durch einen einzigen Schuß auf dieses unerwartete Feuer der Nationalgarde geantwortet. Die Mannszucht hatte den Selbsterhaltungstrieb bei ihnen überwunden. Ihre Ordre war, für den König zu sterben, und sie starben, ohne auf eine französische Uniform zu schießen.

Wären in dem Augenblicke, in welchem diese plötzliche Räumung der Tuilerien und des Carrousels durch den Ausfall der Schweizer bewirkt wurde, diese fremden Soldaten von einigen Reitereiabtheilungen unterstützt gewesen, so hätte die von allen Seiten zurückgeschlagene und abgeschnittene Insurrektion das Schlachtfeld den Vertheidigern des Königs überlassen. Die neunhundert Mann Gendarmerie, welche seit dem vorhergehenden Abende im Hofe des Louvre, auf dem Platze des Palais Royal, in den elysäischen Feldern und am Eingange der Königsbrücke von der Straße du Bac aus, standen, reichten zur Zersprengung dieser verworrenen und wehrlosen Volksmassen mehr als hin. Aber dieses Corps, auf das man im Schlosse am meisten rechnete, gab sich selbst auf und fiel unter der Hand seiner Befehlshaber ab. Schon bei der Ankunft der Marseiller am Carrousel gaben die fünfhundert Gendarmen des Louvrehofes alle Zeichen der Unbotmäßigkeit. Sie beant=

worteten die Aufreizungen der bewaffneten Banden, welche über die Quais rückten, mit Hutschwenken und dem Rufe: Es lebe die Nation! Bei dem ersten Kanonenschuß, der auf dem Carrouselplatze ertönte, warfen sie sich eiligst wieder aufs Pferd und glaubten sich in diesem Raume zum Schlachten zusammengesperrt. Der Marschall de Mailly schickte ihnen den Befehl, in Schwadronen durch das Thor der Colonnade auszufallen, die Armee Santerre's durch einen Angriff auf das Quai abzuschneiden, dann sich in zwei Abtheilungen zu scheiden, von denen die eine das Volk gegen die Vorstadt Saint-Antoine und die andere gegen die elysäischen Felder zurücktreiben sollte. Dort sollte eine andere Gendarmerieschwadron, die auf dem Platz Ludwig's XV. mit Geschütz aufgestellt war, diese Massen angreifen und in den Fluß werfen. Herr de Rulhières, welcher diese Gendarmerie befehligte, versammelte seine Offiziere, um ihnen diesen Befehl mitzutheilen; sie antworteten Alle, ihre Soldaten würden sie verlassen, und um einen Schein von Herrschaft über sie zu bewahren und einem Aufsehen erregenden Abfalle zuvorzukommen, müsse man sie vom Schlachtfelde entfernen und auf einem andern Punkte aufstellen. „Ihr Feiglinge," rief einer dieser Offiziere entrüstet seinen Reitern zu, „wenn Ihr nichts als laufen wollt, so geht in die elysäischen Felder, dort hat's Platz." Im Augenblicke dieses Schwankens der Geister brach die Masse der Flüchtlinge, welche durch das Feuer der Schweizer vom Carrouselplatze vertrieben wurden, in den Louvrehof und warf sich in die Reihen unter die Füße der Pferde mit dem Rufe: „Man schlachtet unsere Brüder!" Auf diesen Ruf lief die Gendarmerie auseinander, stürzte in Haufen durch das Thor, das in die Straße du Coq führt, und sprengte im Galopp durch alle in der Nähe des Palais Royal gelegenen Straßen davon.

13.

Die Schweizer waren Sieger, die Höfe leer, die Geschütze wieder genommen und die Tuilerien in Schweigen begraben. Auf die Stimme ihrer Offiziere luden die Schweizer ihre Gewehre und ordneten ihre Reihen wieder. Die Edelleute umringten den Marschall de Mailly und beschwuren ihn, eine Angriffskolonne aus allen verfügbaren Streitkräften, welche noch im Schlosse waren, zu bilden, mit Geschütz an die Reitschule zu rücken, dort die fünfhundert Mann vom Geleite des Königs, welches noch in Schlachtlinie auf der Terrasse des Feuillants stand, zu sammeln, die zweihundert Schweizer, welche in der Kaserne von Courbevoie zurückgelassen worden, zu rufen und die königliche Familie in der Mitte dieser Feuerkolonne zu entführen. Die Diener des Königs, die Frauen der Königin, die Fürstin von Lamballe, die sich an allen Fenstern des Schlosses drängten, hatten Augen und Seele auf das Thor der Reitschule gerichtet und glaubten den königlichen Zug jeden Augenblick aus demselben hervorkommen zu sehen, um den Sieg der Schweizer zu vollenden und zu benützen. Eitle Hoffnung! Dieser Sieg ohne Resultat war nur eine jener kurzen Unterbrechungen, welche die unvermeidliche Katastrophe ihren Schlachtopfern gönnt, nicht um sie siegen, sondern um sie athmen zu lassen.

14.

Der Kanonendonner der Marseiller und das Kleingewehrfeuer der Schweizer, wodurch die Wölbungen der Reitschule so unerwartet erschüttert wurden, äußerte eine ganz verschiedene Wirkung auf das Herz Derjenigen, deren Schicksal, Gedanken, Thron und Leben einige Schritte weit von diesen Wänden in dem unsichtbaren Kampfe entschieden wurden. Der König, die Königin, Madame Elisabeth, die kleine Anzahl ergebener

Freunde, welche mit ihnen in der Loge des Logographen eingeschlossen waren, konnten wohl kaum umhin, in der Tiefe ihrer Seele unwillkürliche Wünsche für den Triumph ihrer Vertheidiger zu hegen, mit Pulsschlägen der Hoffnung auf jeden Schuß eines Kampfes zu antworten, durch den sie im Falle ihres Sieges gerettet und auf's Neue gekrönt wurden. Indessen verbargen sie jede Regung der Freude, die ihr Herz insgeheim durchbeben mochte, unter der Miene der Bestürzung und Trauer; sie sahen sich in die Gegenwart ihrer Feinde, sie sahen sich in die Gegenwart Gottes selbst versetzt, der ihnen die Freude über vergossenes Blut zum Vorwurfe gemacht haben würde. Während des äußern Lärms waren ihre Züge stumm, ihre Herzen verschlossen, ihre Gedanken aufgehoben. Sie hörten bleich und schweigend ihr Schicksal in diesen Schüssen sich verkündigen.

Die Kanonenschüsse verdoppeln sich; der Lärm des Kleingewehrfeuers scheint näher zu kommen und sich zu vergrößern; die Scheiben klirren, wie vom Winde, von Kugeln erschüttert, die durch den Saal brausen, die Galerien kommen in Aufregung und stoßen Rufe des Entsetzens und Schreckens aus. Ein allgemeiner Ausdruck von Zorn und feierlicher Unerschrockenheit verbreitet sich über die Gesichter der Abgeordneten; sie leihen dem Geräusche das Ohr und blicken mit Entrüstung auf den König. Düster, stumm und ruhig, wie der Patriotismus, bedeckt sich Vergniaud zum Zeichen der Trauer. Auf diese Geberde, welche den öffentlichen Gedanken in ein Zeichen übersetzt, erheben sich die Abgeordneten unter einem elektrischen Eindruck, und ohne Tumult, ohne eitle Reden, stoßen sie mit einer Stimme den Ruf aus: Es lebe die Nation! Der König erhebt sich seinerseits und meldet der Versammlung, daß er soeben den Schweizern den Befehl zugeschickt, das Feuer einzustellen und in ihre Kasernen zurückzukehren. Herr d'Hervilly entfernt sich, um diesen Befehl ins Schloß zu bringen. Die

Abgeordneten setzen sich wieder und erwarten einige Minuten lang schweigend die Wirkung des königlichen Befehls.

Plötzlich hallen nähere Musketensalven durch den Saal. Es ist das Feuer des Bürgerwehrbanners auf der Terrasse des Feuillants, welches auf die Kolonne des Herrn von Salis schießt. Stimmen rufen auf den Galerien, die siegreichen Schweizer stehen an den Thoren und kommen, die Nationalversammlung zu erwürgen. Man hört eilige Schritte und Waffengeklirr in den Gängen. Einige Bewaffnete suchen in den Saal zu dringen. Unerschrockene Abgeordnete warfen sich ihnen entgegen und treiben sie zurück. Die Nationalversammlung glaubt, die siegreichen Schweizer kommen, sie ihrer Rache zu opfern. Der Enthusiasmus der Freiheit berauscht sie mit Todesfreude. Nicht eine Bewegung des Schreckens erniedrigt die Nation, welche in ihr sterben soll. „Dies ist der Augenblick," ruft Vergniaud, „des Volkes würdig, auf dem Posten zu sterben, auf den es uns gestellt hat." Auf diese Worte nehmen alle Abgeordnete ihre Plätze wieder auf ihren Bänken ein. „Schwören wir Alle, in diesem feierlichen Augenblicke, als freie Männer zu leben oder zu sterben!"

Die ganze Versammlung erhebt sich; alle Arme sind ausgestreckt, alle Lippen öffnen sich zum Schwure. Aufgeregt durch diese Bewegung des Heldenmuths erheben sich die Galerien mit der Versammlung. „Auch wir schwören, mit Euch zu sterben!" rufen sie. Die Bürger, welche sich an die Schranke drängen, die Journalisten auf ihren Tribünen, selbst die Schreiber des Logographen neben dem König stehen auf, strecken zum Zeichen des Schwures eine Hand in die Höhe, schwenken den Hut mit der andern und treten in unwiderstehlicher Begeisterung dieser erhabenen Aufopferung des Lebens für die Sache der Freiheit bei. Es war keiner jener Schaueide, womit politische Körperschaften die abwesende Gefahr herausfordern und der Schwäche den Handschuh hinwerfen.

Der Tod donnerte über ihren Häuptern, schlug an ihre Thore. Niemand kannte das Geheimniß des Kampfes. Das Herz der Bürger flog dem Schwerte entgegen. Der Tod hätte sie im Stolze und in der Freude über ihren Eid überrascht. Die Schweizeroffiziere zogen sich zurück. Die Salven entfernten sich und wurden schwächer. Abgeordnete, Galerien, Zuschauer blieben einige Minuten lang stehen, den Arm in die Höhe gestreckt, den Blick der Herausforderung nach der Thüre gerichtet. Die Gefahr war vorübergezogen, während sie noch ihre Stellung beibehielten. Der Blitz der Begeisterung schien sie getroffen zu haben. Die Geschichte wird es stets wiederholen, wenn sie die Wiege der Freiheit verherrlichen und das Bild der Nationen verklären will.

15.

Die Schweizer, welche diese Bewegung veranlaßt hatten, waren Offiziere vom Geleite des Königs, die eine Zuflucht in den Mauern suchten, um dem Feuer der Banner zu entkommen, welche auf der Terrasse des Feuillants standen. Man ließ sie in den Hof der Reitschule treten und entwaffnete sie auf Befehl des Königs.

Während dieses Auftrittes gelangte Herr d'Hervilly mitten durch den Kugelregen in dem Augenblicke ins Schloß, in welchem die Kolonne des Herrn von Salis mit den Geschützen dahin zurückkehrte. „Meine Herren," rief er ihnen so weit, als seine Stimme gehört werden konnte, von der Terrasse des Gartens zu: „Der König befiehlt Ihnen, sich Alle in die Nationalversammlung zu begeben." Er fügte aus sich selbst und in einem letzten Gedanken der Vorsicht für den König hinzu: „Mit Ihren Kanonen!" Auf diesen Befehl sammelt Herr v. Durler ungefähr zweihundert seiner Soldaten, läßt eine Kanone aus der Vorhalle in den Garten rollen, versucht umsonst, sie zu laden und setzt sich in Marsch,

ohne daß die übrigen außenstehenden Posten bei Zeiten von diesem Rückzuge in Kenntniß gesetzt wurden und Zeit hatten, ihm zu folgen. Unterwegs von den Kugeln der Nationalgarde gelichtet, langt diese Kolonne in Unordnung und verstümmelt an dem Thore der Reitschule an; sie wird in die Mauern der Nationalversammlung eingelassen und streckt die Waffen. Die Marseiller, welche von dem Rückzuge eines Theiles der Schweizer in Kenntniß gesetzt wurden und den Abfall der Gendarmerie mit angesehen hatten, rücken zum zweiten Male vor; die Massen der Vorstädte St. Marceau und St. Antoine überschwemmen die Höfe. Westermann und Santerre deuten, den Säbel in der Hand, auf die große Treppe und treiben sie zum Angriffe an, den sie unter dem Ça ira machen. Der Anblick ihrer todten Kameraden, die auf dem Carrouselplatze liegen, berauscht sie mit Rache; die Schweizer sind nichts mehr für sie, als gedungene Mörder. Sie schwören unter einander, dieses Pflaster, diesen Palast im Blute dieser Fremdlinge zu waschen; sie stauen sich wie ein Strom von Bajonetten und Piken unter den weiten Wölbungen der Vorhalle auf. Andere Kolonnen gehen um das Schloß herum, dringen durch das Thor der Königsbrücke und der Reitschule in den Garten und häufen sich am Fuße der Mauern auf. Sechs Geschütze, die vom Stadthause kamen und an den Ecken der Straßen Saint-Nicaise, des Orties und de l'Echelle aufgestellt wurden, schleudern Kugeln und Kartätschen gegen das Schloß. Die schwachen Abtheilungen, welche in den Gemächern zerstreut sind, sammeln sich ohne Befehl und Einheit auf dem ihnen zunächst gelegenen Posten. Achtzig Mann gruppiren sich auf den Stufen der großen Treppe: von dort aus strecken sie durch zwei Rottenfeuer in der Vorhalle sogleich vierhundert Marseiller nieder.

Die Leichname dieser Kämpfer dienen den Uebrigen zur Leiter, auf der sie den Posten stürmen. Die Schweizer ziehen sich langsam von Stufe zu Stufe zurück, auf jeder Stufe eine

Reihe der Ihrigen lassend. Ihr Feuer vermindert sich mit ihrer Zahl, aber Alle schießen bis zum Tode. Der letzte Schuß erstarb erst mit dem letzten Leben.

Achtzig Leichname bedeckten die Treppe. Von diesem Augenblicke an war der Kampf nur noch Gemetzel. Die Marseiller, die Brester, die Föderirten, das Volk überschwemmen die Gemächer. Die vereinzelten Schweizer, welche sie treffen, werden überall hingeschlachtet; Einige suchen sich zu vertheidigen und steigern dadurch nur die Wuth ihrer Henker und die Martern ihres Todes. Die Meisten warfen ihre Waffen dem Volke unter die Füße, stürzen auf die Kniee, bieten den Kopf dem Schwerte oder flehen um ihr Leben; man nimmt sie bei den Beinen und den Armen und schleudert sie lebendig durch das Fenster. Siebzehn von ihnen hatten sich in die Sakristei der Kapelle geflüchtet. Sie werden dort entdeckt. Vergebens gibt der Zustand ihrer Waffen, die sie dem Volke weisen, Zeugniß, daß sie den ganzen Tag über nicht abgeschossen worden. Man entwaffnet sie, man entkleidet sie, man erwürgt sie unter dem Geschrei: Es lebe die Nation! Nicht Einer entkommt.

16.

Diejenigen, welche sich im Augenblicke des Angriffs im Pavillon de Flore und in den Gemächern der Königin befanden, vereinigten sich mit den zweihundert Edelleuten und einigen Nationalgardisten unter dem Befehle des Marschalls de Mailly. Sie bildeten in Allem eine Masse von ungefähr fünfhundert streitbaren Männern und suchten dem Befehle des Königs nachzukommen und sich in geordnetem Rückzuge aus dem Schlosse zu seiner Person in der Nationalversammlung zu verfügen. Der Ausgang über den Hof war von den Volksmassen besetzt und vom groben Geschütze bestrichen. Durch den Garten konnte man noch kommen, wiewohl unter dem Feuer der Bataillone der Vorstadt, welche die Königsbrücke und das Seineufer be-

setzt hielten. Die Kolonne schlägt diese Richtung ein; aber das Gitterthor der Königin, das in den Garten führte, war verschlossen. Man macht verzweifelte Anstrengungen, es zu sprengen. Das Thor widersteht. Mit Mühe gelingt es, eine der massiven Eisenstangen unter dem Hebel der Bajonette zu biegen. Man bringt eine Oeffnung zu Stande, durch welche die Kolonne nur Mann um Mann entkommen kann. Durch dieses Schlupfpförtchen sollen sich fünfhundert Soldaten, Edelleute und Nationalgardisten durchwinden, während die Flinten von zwei Bataillonen mit wählerischer Muße auf sie zielten. Sie winden sich nichtsdestoweniger hindurch; denn das Jammergeschrei ihrer Kameraden, die hinter ihnen zusammengehauen wurden, läßt sie eine schnelle und tödtliche Kugel einem langsamen Martertode vorziehen. Die sieben Ersten, welche hindurchschlüpfen, fallen in demselben Augenblicke; die Uebrigen dringen im Sturmschritt über ihre Leichen hinweg und werfen sich in den Garten. Die rothen Röcke der Schweizer bezeichnen diese Soldaten dem Feuer der Bataillone. Diese Erbitterung gegen sie rettet einen Theil der Edelleute. Die Kugel sucht den Fremden und schont den Franzosen. Alle Schweizer fallen oder werden auf der Flucht ereilt. Unter den Dienern des Königs und den Freiwilligen werden bloß zwei getödtet: Herr von Clermont d'Amboise und Herr von Castéja. Die Uebrigen erreichen die Bäume, die ihnen Schutz gewähren, empfangen noch das Feuer eines Postens Nationalgarde, der mitten im Garten steht, lassen dreißig Todte in der großen Allee und gelangen an das Thor der Reitschule. Dort geht ihnen Herr von Choiseul im Namen des Königs unerschrocken entgegen, sammelt sie und bringt mit dem Schwert in der Hand in das Ständehaus, um diese Franzosen unter den Schutz der Nation zu stellen.

17.

Der übrige Theil dieser flüchtigen Kolonne hofft sich über die Drehbrücke durchzuschlagen. Er erreicht sie unter dem Schutze der Bäume, deren Stämme von Kanonen- und Musketenkugeln zerrissen werden. Eine Kartätschensalve, die von der Brücke kommt, wirft ihn nach der Terrasse de l'Orangerie zurück. Sechzig Schweizer und fünfzehn Edelleute bedecken den Rand des großen Beckens unter der Bildsäule Cäsars mit ihren Leichen. Eine Menge Anderer, die vom Kartätschenfeuer oder von den Aesten verwundet werden, welche von den Maronenbäumen herabgeschossen ihnen auf die Köpfe fallen, färben auf der Flucht die große Allee mit ihrem Blute: unter sie gehören die Herrn de Virieu, de Lamartine, de Vioménil. Am Fuße der Terrasse de l'Orangerie angekommen, rathschlagen diese Offiziere unter dem Feuer und theilen sich in zwei Meinungen und zwei Kolonnen. Die Einen schlagen den Weg nach der Nationalversammlung ein; die Andern beschließen, sich unter dem Kartätschenfeuer der Drehbrücke nach dem Platz Ludwig's XV. zu flüchten und in den elysäischen Feldern zur Gendarmerie zu stoßen, von der sie eine Schwadron in Schlachtlinie sehen. Diejenigen, welche an die Reitschule drangen, wurden aufgenommen, entwaffnet, nach dem Siege in die Gefängnisse von Paris geschickt und am 2. September zusammengehauen. Diejenigen, welche sich durch das Gitterthor de l'Orangerie aus dem Garten flüchteten, kamen theils auf dem Platze Ludwig's XV., theils in den elysäischen Feldern unter dem Schwerte jener Gendarmerie um, welche sich mit dem Volke zu ihrer Ermordung vereinigte. Einige, wie Herr von Vioménil, fanden in den Kellern der Straße Saint-Florentin, der Rue Royale, und besonders im Hotel des venetianischen Gesandten Pisani Zuflucht, welcher dem Tode trotzte, um Unbekannten das Leben zu retten. Einige Andere bemächtigten

sich einer Kanone, die bei der Brücke Ludwig's XV. von einem schwachen Detachement bewacht wurde, und wollten sich derselben zur Deckung ihres Rückzuges bedienen. Ein Gendarmerieangriff entriß ihnen das Geschütz und trieb sie in die Seine zurück. Herr de Villiers, der kurz zuvor aus diesem Corps ausgetreten und dessen Major gewesen war, warf sich im Glauben, diese Gendarmerie komme ihm zu Hülfe, seinen frühern Kameraden entgegen und rief: „Zu mir, meine Freunde!" Auf diese Worte feuerte einer der Offiziere dieser Schwadron, der ihn erkannte, kaltblütig eine seiner Pistolen auf ihn ab und schoß ihn vor die Stirne. Die Uebrigen tödteten ihn vollends mit Säbelhieben.

Der Rückzug der schwachen Ueberreste dieser Vertheidiger des Schlosses war nur eine unterbrochene Reihe von Gefahren der Einzelnen. Die Einen warfen die Waffen weg und verloren sich, alles militärischen Aussehens entkleidet, in der Masse der Zuschauer; die Andern brachen sich, die Pistole in der Hand, bis zum Ufer des Stromes Bahn, bemächtigten sich der verlassenen Kähne und warfen sich nach der Ueberfahrt über die Seine in die Wälder von Issy und Meudon. Sie verdankten das Leben der uneigennützigen Gastfreundschaft armer Dorfbewohner, die den bürgerlichen Streitigkeiten fremd waren. Gastfreundschaft ist die Mildthätigkeit des Armen. Wieder Andere bohrten sich, in kleine Gruppen vertheilt, in die Seitenstraßen der elysäischen Felder oder kletterten über die Palisaden und Mauern der Gärten.

18.

Eine dieser Abtheilungen, dreißig Mann stark, worunter neunundzwanzig Schweizer und ein junger Edelknabe der Königin an ihrer Spitze, warf sich in den Hof des Hotels der Marine, an der Ecke der Königsstraße. Der Edelknabe stellt seinen Gefährten vergeblich vor, daß sie, wenn dieses enge Asyl erstürmt

werde, Alle darin umkommen. Sie bleiben und vertrauen dem Edelmuthe des Volkes. Eine Gruppe von acht Föderirten erscheint vor der Pforte. Die Schweizer treten Einer nach dem Andern heraus und werfen ihre Gewehre den Föderirten zu Füßen; sie glauben ihre Feinde durch eine Geberde erweicht, wodurch sich der Besiegte der Gnade des Siegers anheimstellt. „Feiglinge," ruft ihnen einer der Föderirten zu, „Ihr übergebt Euch nur aus Furcht, für Euch gibt es kein Quartier!" Mit diesen Worten bohrt er das Eisen seiner Pike einem der Schweizer in die Brust; einen Andern tödtet er mit einem Pistolenschuß. Man schneidet ihnen den Kopf mit Säbeln ab, um sie als Siegeszeichen zur Schau zu tragen.

Bei diesem Anblicke finden die entrüsteten Schweizer ihre Energie in der Verzweiflung wieder. Sie treten auf die Stimme des Edelknaben zurück, raffen ihre Flinten zusammen und geben Feuer auf die Föderirten. Sie tödten von acht sieben. Aber andere Föderirten führen eine Kanone vor die Pforte, und von siebenundzwanzig Soldaten fallen dreiundzwanzig durch ihren Schuß. Die vier Uebrigen mit dem Edelknaben schlüpfen unter dem Schutze des Rauches, der sie unsichtbar macht, in einen Keller des Hotels. Sie begraben sich in den nassen Sand und entgehen dadurch der Wuth ihrer Feinde. Die Nacht bricht ein. Der Schließer des Hotels, der allein das Geheimniß ihrer Flucht kennt, bringt ihnen Nahrungsmittel und Decken; er erwärmt ihre von der Kälte und Feuchtigkeit dieser eisigen Gewölbe erstarrten Glieder; er verschafft ihnen minder verdächtige Kleider; er schneidet ihnen die Haare und nimmt ihnen die Schnurrbärte ab. Sie entfernen sich unter dieser Verkleidung Einer nach dem Andern.

Sechszig Andere, die sich in guter Ordnung unter dem Befehle von vier Offizieren durch die elysäischen Felder zurückziehen, um in ihre Kaserne von Courbevoie zu gelangen, werden von der Gendarmerie umzingelt, um nach dem Stadthause ge-

bracht zu werden, auf dem Grèveplatze aber unter den Augen des Gemeinderathes und unter dem Jubelgeschrei des Volkes von ihrer Escorte bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Dreißig Mann, unter dem Befehle eines kaum den Knabenjahren entwachsenen Schweizeroffiziers, Namens Forestier de Saint-Venant, werden auf dem Platze Ludwig's XV. von allen Seiten umringt. Des Todes gewiß, wollen sie ihr Blut wenigstens rächen. Sie greifen den Posten der Gendarmerie und Kanoniere, welcher die Statue Ludwig's XV. auf der Mitte des Platzes umgibt, mit dem Bajonet an. Dreimal durchbrechen sie diesen Posten. Dreimal kommt Verstärkung hinzu und schließt die dreißig Mann enger ein. Vom Feuer umzingelt, werden sie langsam decimirt und fallen, Einer nach dem Andern. Auf zehn heruntergekommen, sind sie endlich so glücklich, sich Bahn zu brechen. Sie werfen sich in die elysäischen Felder und kämpfen dort von Baum zu Baum bis zum Tode. Herr de Saint-Venant ist allein noch übrig und unverwundet. Er steht im Begriff, die Mauer eines Gartens zu erklimmen; ein Gendarme zu Pferde setzt über den Graben, der die Promenade von der Chaussée trennt, und der Unglückliche stürzt, durch einen Karabinerschuß in die Lenden getroffen, todt herunter.

Der junge Charles d'Autichamp, welcher sich vom Palaste aus allein durch die Straße de l'Echelle zurückzieht, wird von zwei Brestern angehalten. Er feuert mit beiden Händen seine Pistolen auf ihre Brust ab und tödtet beide. Das Volk bemächtigt sich seiner und schleppt ihn auf den Grèveplatz, um ihn dort zu erschlagen. Es war in dem Augenblicke, in welchem man die sechzig Schweizer erwürgte. Eine Bewegung der Menge trennt ihn von seiner Eskorte; man will ihn wieder ergreifen; er rafft ein ihm unter die Füße gefallenes Bajonet auf und bohrt es einem Nationalgardisten, der ihn am Kragen hält, ins Herz; er verwundet oder bedroht Alles, was sich nähert,

wirft sich in ein Haus, dessen Thüre offen ist, fliegt die Treppe hinauf, steigt zum Dache hinaus in ein anderes Gebäude und gewinnt von dort aus eine Hinterstraße, wirft seine Waffe weg, gibt seinem Gesichte die gehörige Fassung und entrinnt der Rache von zehntausend Armen. Ein alter Edelmann von achtzig Jahren, der Vicomte de Broves, Abgeordneter bei der constituirenden Versammlung, der, im Schlosse verwundet, seine Wunde verbirgt, wird durch das Blut verrathen, das ihm vom Haar auf die Wangen trieft. Das Volk erkennt einen Feind und mordet ihn auf der Freitreppe der Kirche Saint-Roch.

19.

Während die Trümmer der Streitkräfte des Schlosses auf diese Art sich zerstreuen und außerhalb umkommen, sättigt das unerbittliche Volk, nachdem es über die Leichen der Marseiller und Schweizer weg in die Gemächer gestürmt, seine Rache im Innern. Edelleute, Pagen, Priester, Bibliothekare, Kammerdiener, Diener des Königs, Thürsteher, gewöhnliche Diener, Alle, denen es in diesem Palaste begegnet, sind in seinen Augen Mitschuldige der Verbrechen des Königthums. Die Wände selbst flößen ihm Abscheu und Rache ein. Diese Wände haben, nach seiner Ansicht, alle Truggewebe der Geistlichkeit, der Aristokratie und der Höfe, von der Verschwörung der Bartholomäusnacht an bis zu dem Verrathe des österreichischen Comité und bis zu den verrätherischen Schüssen jener fremden Satelliten, die so eben einen Meuchelmord am Volke begangen hatten, in ihrem Schoße ausgeheckt. Es glaubte das Blut im Blute zu waschen; Blut troff überall, man wandelte nur auf Leichen. Der Tod selbst genügte dem Hasse nicht. Eine wilde Rache verfolgte die Sättigung dieser Wuth über die Grenzen des Lebens hinaus; sie entwürdigte die Natur, sie erniedrigte das Volk unter das Thier; das Thier würgt, aber zerstückt nicht. Kaum waren

die Schlachtopfer unter dem Schwerte der Marseiller gefallen, als eine wüthende Horde, die Arme nach ihrer Beute ausgestreckt, über die Leichname herfiel, sie über die Balkone hinabwarf, ihrer Kleider beraubte, an ihrer Nacktheit sich weidete, ihnen das Herz ausriß, das Blut aus demselben tropfen ließ, wie Wasser aus dem Schwamm, den Kopf ihnen abschnitt und unzüchtige Trophäen den Blicken und dem Gelächter der Megären der Straße bloßstellte. Niemand vertheidigte sich mehr; man kämpfte nicht, man würgte bloß.

Bewaffnete Banden aus den Vorstädten strömten mit der Pike oder dem Messer in der Hand über alle innern Treppen und durch alle dunkeln Gänge dieses ungeheuren Labyrinthes, in allen Stockwerken des Schlosses, erbrachen die Thüren, untersuchten die Fußböden, zerschlugen die Mobilien, warfen die Kunst- oder Luxusgegenstände zu den Fenstern hinaus; sie zerbrachen, um zu zerbrechen; sie verstümmelten aus Haß, sie gingen nicht auf Raub, nur auf Ruin aus. Bei dieser allgemeinen Plünderung des Palastes wurde nur verwüstet, nicht gestohlen. Das Volk schämte sich selbst in seiner Wildheit, etwas Anderes zu suchen, als seine Feinde. Das Ziel seines Aufstandes war Blut, nicht Gold. Es beobachtete sich selbst. Es zeigte seine rothen, aber leeren Hände. Einige gemeine Diebe, die man auf der That ertappte, wurden im Augenblicke von andern Leuten aus dem Volke gehängt, und eine Inschrift bezeichnete die Schmach ihrer Handlung. Die Leidenschaft entwürdigt, aber sie erhebt auch. Die allgemeine Begeisterung, welche dieses Volk zum Aufstande gebracht hatte, war der Art, daß es sich geschämt haben würde, an irgend etwas Anderes zu denken, als an Rache und Freiheit. Die Wuth, von der es besessen war, hatte ihm das Gefühl der Würde seiner Sache nicht geraubt. Es besudelte sich mit Mord, es berauschte sich in Folterqualen, aber selbst im Blute achtete die Masse die Verfechterin der Freiheit in sich. Gemälde,

Statuen, Vasen, Bücher, Porzellane, Spiegel, Meisterwerke aller Künste, die von den Jahrhunderten im Palaste des Glanzes und des Genusses der Monarchen aufgehäuft worden, Alles flog in Stücke, Alles rollte in Trümmer, Alles wurde in Staub oder Asche verwandelt. Durch ein seltsames Spiel des Schicksals blieb nichts verschont und unversehrt, als ein Gemälde von Fetti im Schlafzimmer des Königs, welches die Schwermuth darstellte, als wäre das Sinnbild der Trauer und der Eitelkeit der menschlichen Dinge das einzige Monument, das zur Ewigkeir bestimmt das Schicksal der Dynastien und Paläste überleben sollte!

20.

Die Frauen der Königin, die Ehrendamen der Prinzessinnen, die diensithuenden Kammerfrauen, die Fürstin von Tarente, die Damen de La Roche-Aymon, de Ginestous, die junge Pauline de Tourzel, Tochter der Marquisin de Tourzel, der Erzieherin der königlichen Kinder, hatten sich mit dem Beginne des Kampfes in den Gemächern der Königin versammelt. Die Schüsse der Artillerie, die Kartätschenkugeln des Carrousels, die an den Mauern zurückprallten, der Andrang des Volkes, der Ausfall der Schweizer, der Sieg eines Augenblickes, dem ein furchtbarer Sturm folgte, das Geschrei, die Stille, die Flucht der Schlachtopfer, die über ihren Häuptern in der Galerie des Carraches verfolgt wurden, der Fall der Körper, die man von den Balkonen herab in den Hof warf, das Gebrüll der Menge unter ihren Fenstern hatten Athem und Leben in ihnen aufgehoben. Sie starben seit drei Stunden unaufhörlich.

Die Menge, welche zuerst auf der andern Treppe des Schlosses hereingestürmt war, hatte ihre Zufluchtsstätte noch nicht entdeckt. Man gelangte in dieselbe nur auf der geheimen Treppe, welche von den Zimmern der Königin in die Zimmer des Königs führte, und auf der Prinzentreppe, die durch eine

unbewegliche Masse von Marseillerleichen versperrt war. Eine der bewaffneten Bürgerbanden fand endlich den Zugang zu der Geheimtreppe und stürzte sich in ihre Finsterniß. Diese innern Stufen führten zu niedern und dunkeln Gängen in dem Halbgeschosse zwischen den beiden Hauptstockwerken. Die Gemächer dieses Halbgeschosses dienten der vertrauten männlichen und weiblichen Dienerschaft der königlichen Familie zur Wohnung. Die Thüren werden mit Aexten eingeschlagen. Die Mörder schlachten die Heiducken der Königin. Madame Campan, ihre Lieblingskammerfrau, und zwei ihrer Dienstfrauen stürzen vor den Bürgern auf die Kniee. Ihre Hände umfassen die über ihnen geschwungenen Säbel. „Was macht ihr?" ruft von unten herauf die Stimme eines Marseillers, „man tödtet die Weiber nicht!" — „Steht auf, Elende, die Nation schenkt Euch das Leben," antwortete ein Mensch mit langem Barte, der so eben einen Heiduck ermordet hatte. Er ließ die drei Frauen auf eine Bank in einer Fenstervertiefung steigen, wo die Menge sie sehen und hören konnte, und befahl ihnen: Es lebe die Nation! zu rufen. Die Menge klatschte in die Hände.

Zwei Thürsteher am Zimmer des Königs, Sallas und Marchais, welche entrinnen können, wenn sie die Thüre preisgeben, sterben, um ihrem Eide zu gehorchen. Sie drücken ihren Hut in den Kopf und nehmen den Degen in die Hand: „Hier ist unser Posten," sagen sie zu den Marseillern, „wir wollen auf der Schwelle fallen, die wir zu vertheidigen geschworen haben." Der Thürsteher am Zimmer der Königin, Diet, bleibt eine hochherzige Schildwache allein am Eingange des Gemaches, in das sich die Frauen geflüchtet haben, und fällt in der Vertheidigung desselben. Quer über den Eingang hin gestreckt, bildet seine Leiche noch einen Wall für die Frauen. Die Fürstin von Tarente, welche diesen letzten treuen Wächter fallen hört, geht selbst an die Thüre, um den Marseillern zu

öffnen. Die Zuversicht und Würde dieser Frau im Angesichte des Todes macht einen schlagenden Eindruck auf ihren Führer. Er hält seine Schaar einen Augenblick an. Die Fürstin, welche die junge und schöne Pauline de Tourzel an der Hand hält, die ihr von ihrer Mutter anvertraut worden, sagt zu den Marseillern: „Erschlaget mich, aber rettet die Ehre und das Leben dieser Jungfrau. Sie ist ein Pfand, das ich ihrer Mutter zurückzugeben geschworen habe. Gebt ihr ihre Tochter wieder und nehmt mein Blut.“

Die Marseiller werden gerührt, sie achten und retten diese Frauen. Man hilft ihnen über die Leichen hinüber, von welchen die Vorzimmer und Gänge besäet sind.

Einige Leute aus dem Volk hatten bei der Plünderung der Gemächer die Marmorbrunnen der Bäder der Königin zerbrochen. Das mit Blut vermischte Wasser überschwemmte die Fußböden und färbte die Füße und Schleppkleider dieser Flüchtlinge roth. Man vertraute sie Männern aus dem Volke, welche sie heimlich längs des Stromes unter dem Quai bis zur Brücke Ludwig's XVI. führten und wohlbehalten ihren Familien zurückstellten.

21.

Die Verfolgung der Schlachtopfer, welche dem Tode zu entkommen suchten, dauerte drei Stunden. Keller, Küchen, unterirdische Gemächer, geheime Gänge, Dächer selbst triefen von Blut. Einige Schweizer, die sich in den Ställen unter die Futterhaufen versteckt hatten, wurden daselbst durch den Rauch erstickt oder lebendig verbrannt. Das Volk wollte einen ungeheuren Scheiterhaufen aus den Tuilerien machen. Schon standen die Ställe, die Wachtstuben, die Wirthschaftsgebäude, welche die Höfe begrenzten, in Flammen. Scheiterhaufen aus den Mobilien, Gemälden, Sammlungen, Bibliotheken der Höflinge, welche im Schlosse wohnten, flammten auf dem

Carrouselplatz. Deputationen der Nationalversammlung und der Gemeinde retten kaum den Louvre und die Tuilerien. Es war dem Volke, als ob dieser Palast, so lange er stünde, früher oder später die Zwingherrschaft zurückrufen müßte; es sah ein Denkmal seiner Knechtschaft in ihm, das ihm stets Vorwürfe darüber machen würde. Es wollte ihn vernichten, damit ein neues Königthum nicht einen Stein in der Stadt der Freiheit fände, an den es sich halten könnte. Weil es die Steine nicht anzünden konnte, rächte es sich an den Menschen. Alle Bürger, die als Anhänger des Hofes bekannt oder nur einer Rührung über den Sturz des Königs verdächtig waren, fielen unter seinen Streichen, wenn man sie traf und erkannte. Das unschuldigste und erlauchteste dieser Schlachtopfer war Herr von Clermont-Tonnerre.

Einer der ersten Apostel der politischen Reform, volksthümlicher Aristokrat, beredter Sprecher in der constituirenden Versammlung, hatte er in der Revolution erst an den Grenzen der Monarchie Halt gemacht. Er wollte jenes ideale Gleichgewicht der drei Gewalten, dessen Traumbild er in der britischen Verfassung verwirklicht zu sehen glaubte. Die Revolution, welche die Gewalten nicht ins Gleichgewicht, sondern in andere Hände bringen wollte, hatte ihn ausgestoßen, wie sie Mounier, Malouet, Mirabeau selbst hinter sich gelassen hatte. Sie haßte ihn um so mehr, je mehr sie von ihm gehofft hatte. Wenn die Prinzipien zur Wuth werden, so wird die Mäßigung zum Verrath. Herr von Clermont-Tonnerre wurde am Morgen des 10. August angeklagt, eine Waffenniederlage in seinem Hotel zu haben. Eine Menschenschaar umringte sein Haus und führte ihn in die Sektion des rothen Kreuzes, um von den Schlingen Rechenschaft zu geben, die er dem Volke legte. Die Untersuchung seines Hotels durch die Menge sprach ihn von der Schuld frei. Durch das Wort eines Ehrenmannes enttäuscht, geht das Volk leicht von der

Ungerechtigkeit zur Gunst über; es beklatscht den Angeklagten und führt ihn im Triumph in seine Wohnung zurück. Aber die Mörder, denen eine unsichtbare Hand das Opfer bezeichnet hatte, knirschten vor Wuth, ihn entrinnen zu sehen. Ein fortgejagter Bedienter wiegelt eine Schaar Rasender gegen seinen ehemaligen Herrn auf. Vergebens redet Herr von Clermont-Tonnerre von einem Eckstein herab seine Mörder mit Kaltblütigkeit an; ein Schuß, der sein Gesicht trifft, erstickt sein Wort in seinem Blute. Er wirft sich in ein Gebäude der Straße de Vaugirard und steigt bis in das vierte Stockwerk hinauf; seine Mörder folgen ihm, erwürgen ihn auf der Treppe, schleppen ihn blutend auf die Straße und überlassen der Pietät seiner Freunde nur eine Leiche. Entstellt, verstümmelt, zerhackt durch die unedeln Waffen, welche schänden, was sie tödten, wird sein Körper von seiner Gemahlin nur an seinen Kleidern erkannt.

22.

Kaum ist der Kampf beendigt, als Westermann, mit Staub und Blut bedeckt, im Hause Danton's erscheint, um die Glückwünsche über seinen Triumph zu empfangen. Er war von Einigen der Helden des Tages begleitet. Danton umarmte sie. Brune, Robert, Camille Desmoulins, Marat, Fabre d'Eglantine, eilen nach einander herbei, um ihren Führer zu umarmen und die neue Losung für den Abend zu empfangen. Die Frauen weinten vor Freude, als sie ihre Gatten, die sie von den Kanonen der Schweizer getödtet glaubten, als Sieger wieder sahen. Danton zeigte eine nachdenkliche Miene; er schien, erstaunt und beinahe reuevoll über den Sieg, zwischen zwei Entschlüssen zu schwanken; aber er war einer von denjenigen Menschen, welche nicht lange zaudern und welche die Entscheidung den Ereignissen überlassen. Sein Glücksstern ging mit diesem Tage auf. Am andern Morgen war er Minister.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Die Nationalversammlung und das Volk — Die höchste Gewalt im Stadthause — Die Führer kommen aus ihren Schlupfwinkeln hervor — Der Rath der Gemeinde, Keim des Conventes — Anblick der Nationalversammlung — Die Petitionäre an der Schranke — Die Beute, welche im Schlosse gemacht worden, wird von den Kämpfenden gebracht — Das Königthum wird vorläufig aufgehoben — Der Convent wird dekretirt — Lager unter den Mauern von Paris — Roland, Clavière und Servan werden eingesetzt — Danton Minister der Justiz — Seine Worte im Stadthaus — Paris am Abende des 10. August — Volk und Bourgeoisie — Santerre und Lafayette — Der König und die königliche Familie schlafen in den Feuillants — Das Volk verlangt neue Ermordungen — Danton schiebt die Rache des Volkes hinaus — Die königliche Familie wird in den Temple geführt.

1.

Kehren wir zur Nationalversammlung zurück. Sie wußte weder die Partei der Revolution, noch die Partei der Constitution zu ergreifen und unterwarf sich stillschweigend allen Anstößen von außen. Sie schien nur deßhalb in Permanenz zu sein, um die Akte des Volkes zu bestätigen: eine leidende und unwürdige Stellung, die gerechte Strafe einer souveränen Körperschaft, welche die Republik fürchtete, ohne den Muth zu haben, ihr Widerstand, und sie wünschte, ohne den Muth zu haben, ihr Vorschub zu leisten! Das Volk, welches die Schwäche seiner Vertreter fühlte, schuf die Republik ganz allein, aber wie Alles, was das Volk schafft, wenn es ohne Regierung ist, durch Gesetzlosigkeit, durch Feuer und Blut. Es bewahrte nur einen Schein gesetzmäßiger Achtung gegen die Nationalversammlung, als wollte es sich die Miene geben,

daß es wenigstens etwas achte; im Grunde aber hatte es die Diktatur an sich gerissen, indem es die Waffen ergriff. Die Huldigungen, die es seinen Vertretern scheinbar darbrachte, waren nur ehrerbietige Befehle, die es ihnen ertheilte. Die wahre Staatsgewalt befand sich bereits auf dem Stadthause in den Händen der Commissäre der Gemeinde. Das Volk hatte es gefühlt. Es lieh ihnen seine Macht. Es fühlte sich im Besitze des ersten Rechtes: des Rechtes der Selbsterhaltung. Die Commissäre der Gemeinde waren mehr als sein Vertreter: sie waren das Volk von Paris selbst. Darum war auch der Sieg durch den Rückzug des Königs und die Erstürmung der Tuilerien kaum entschieden, als alle volksthümlichen, aber klugen Männer, welche auf das Zeichen des Schicksales gewartet hatten, um sich zu erklären, auf das Stadthaus flogen und im Namen ihrer Meinung einen Sitz im Rathe der eigentlichen Gebieter des Augenblicks einnahmen.

Robespierre, welcher stets, nicht seine Person, sondern sein Glück sparte und sich während der Verschwörung und des Kampfes vor seinen Feinden, wie vor seinen Freunden verborgen hielt, erschien im Laufe des Tages im Rathe der Gemeinde. Er wurde von seinen Schülern Huguenin, Sergent, Panis als der Staatsmann der Entscheidung und als Organisator des Sieges daselbst empfangen.

Danton erschien, nachdem er seine Frau beruhigt und seine Kinder umarmt hatte, bei den Cordeliers, um sich im Beifalle der Verschworenen von Charenton zu berauschen und seinen Mitschuldigen Haltung, Sprache und Willen des Augenblicks einzugeben.

Marat selbst stieg aus dem Fuchsbau hervor, in den er sich seit einigen Tagen eingeschlossen hatte. Unter Siegesgeschrei stürzte er an der Spitze einer Gruppe seiner Anbeter und einer Kolonne Föderirter von Brest auf die Straße. Er stolzirte, einen bloßen Säbel in der Hand und einen Lorbeer-

kranz um die Stirne, in Paris umher. Er ließ sich im Namen seiner Lumpen, seiner Kerker und seiner Rasereien als Commissär seiner Sektion proklamiren. Er verfügte sich mit denselben Satelliten in die königliche Druckerei und bemächtigte sich der Presse, die er als eine Spolie mit nach Hause nahm, welche seinem Genius gebührte.

Tallien, Collot-d'Herbois, Billaud-Varennes, Camille Desmoulins, alle Führer der Jakobiner oder der Cordeliers, alle Agitatoren, alle Häupter, alle Stimmen, alle Hände des Volkes stürzten in die Gemeinde und machten einen Munizipalrath zur provisorischen Regierung einer Nation. Zu diesen Männern gesellten sich Fabre d'Eglantine, Osselin, Fréron, Desforgues, Lenfant, Chénier, Legendre. Dieser provisorische Gemeinderath war der Keim des Conventes. Er riß seine Rolle an sich, man übertrug sie ihm nicht; er verfuhr diktatorisch.

2.

Die Nationalversammlung zählte am Tage des 10. August nicht dreihundert anwesende Mitglieder. Die Männer der rechten Seite und der constitutionellen Partei ahneten, daß sie nur entweder den Willen des Volks sanktioniren oder umkommen müßten; sie waren deßhalb von der Sitzung weggeblieben. Bloß die Girondisten und die Jakobiner waren anwesend. Aber die leeren Bänke der Abgeordneten waren von Fremden, von Petitionären, von Klubisten, von Arbeitern besetzt, welche in bunter Mischung mit den Deputirten dem Auge das Bild der Verwirrung des Volks und seiner Repräsentanten boten. Sie sprachen, gestikulirten, beriethen, erhoben sich mit den Deputirten, wie unter der Herrschaft einer öffentlichen Gefahr, welche Versammlung und Zuschauer identificirte. Bei einer Katastrophe, bei welcher Alle in gleichem Maße betheiligt sind, ist Niemand Zuschauer, Jedermann Mitspieler. Keine Rede; plötzliche und einmüthige Geberden; Rufe des Schreckens oder des Triumphes;

Eide, die in jedem Augenblicke erneuert wurden, als wollte man sich durch den Lärm eines bürgerthümlichen Geschreis gegen den Donner des Geschützes sichern, der im Saale wiederhallte; Deputationen, welche ernannt und wenn sie abgehen wollten, in den Saal zurückgeworfen wurden; endlich namentliche Abstimmungen, welche die Stunden unter dem Scheine der Thätigkeit vergeudeten und den Ereignissen Zeit gaben, aus dem Ei zu schlüpfen und einen entscheidenden Entschluß zu Tage zu fördern — dies war das Bild der Nationalversammlung während und nach dem Kampfe.

Sobald das Volk Meister vom Schlosse war, drang das Siegesgeschrei durch alle Eingänge von außen in den Saal. Die Versammlung erhob sich in Masse und schloß sich an den Triumph des Volks durch den Eid an, die Gleichheit und Freiheit aufrecht zu halten. Von Minute zu Minute traten Männer aus dem Volke mit nackten Armen, blutigen Händen, pulvergeschwärztem Gesichte unter dem Jubelgeschrei der Galerien ein, stellten sich an die Schranke, erzählten in kurzen Worten die arglistigen Fallen des Hofes, welcher die Bürger durch den Schein des Waffenstillstands unter das Feuer der Schweizer gelockt hätte, um sie niederzuschmettern. Andere boten, auf die Loge des Logographen deutend, der Nation ihren Arm, den Tyrannen und Mörder seines Volkes zu vernichten. „Jener verrätherische Hof," rief einer dieser Redner, seine von einer Kugel getroffene Brust entblößend, „jener verrätherische Hof ist es, der dieses Blut vergossen hat. Wir mußten über die Leichentrümmer unserer gemordeten Brüder in den Palast dringen! Wir haben mehre dieser Satelliten eines vatermörderischen Königs gefangen genommen. Der König allein ist es, den wir anklagen. Diese Menschen waren nur Werkzeuge seines Verrathes; von dem Augenblicke an, in welchem sie die Waffen streckten, sehen wir in diesen gedungenen Mördern nicht mehr Feinde, wir wollen nur Brüder in ihnen sehen!" Bei diesen

Worten umarmt er einen entwaffneten Schweizer, den er an der Hand hereingeführt hatte, und fällt von Anstrengung, Aufregung und Blutverlust erschöpft, ohnmächtig im Saale nieder. Abgeordnete stürzen herbei, tragen ihn weg, bringen ihn wieder zum Leben. Er kommt zur Besinnung zurück, er erhebt sich, er tritt wieder an die Schranke. „Ich fühle meine Kräfte wiederkehren," sagt er; „ich bitte die Versammlung um die Erlaubniß für diesen unglücklichen Schweizer, bei mir zu wohnen; ich will ihn beschützen und nähren. Dies die Rache eines französischen Patrioten!"

Der Edelmuth dieses Bürgers theilt sich der Versammlung und den Galerien mit. Man schickt Deputationen an das Volk, dem Gemetzel Einhalt zu thun. Man läßt die Schweizer in den Hof der Feuillants treten, weil sie, der Wuth des Volkes preisgegeben, noch auf der Terrasse stehen. Diese Soldaten feuern zum Zeichen ihres Vertrauens und ihrer Zuversicht ihre Gewehre in die Luft ab. Sie werden in die Gänge, in die Höfe und bis in die Bureaux der Nationalversammlung geführt. Kämpfende bringen nach einander das Silbergeschirr, die Beutel mit Gold, die Diamanten, die Kostbarkeiten, die werthvollen Mobilien und sogar die Brieftaschen und Briefe, die in den Gemächern der königlichen Familie gefunden worden, und legen sie auf dem Tische des Präsidenten nieder. Beifallsbezeigungen lohnen diesen Akten der Redlichkeit. Die Waffen, das Gold, die Assignaten, die man in den Kleidern der Schweizer gefunden, werden am Fuße der Tribüne aufgehäuft. Der König und die Königin sind vom Hintergrund ihrer Loge aus Zeugen der Aufnahme des Inventars der Spolien, die in ihren geheimsten Gemächern gefunden worden.

3.

Der Präsident stellt alle diese Gegenstände unter die Verantwortlichkeit des Commissärs der neuen Gemeindebehörde,

Huguenin. Das Geschütz verstummt. Das Kleingewehrfeuer läßt nach. Die Petitionäre verlangen mit großem Geschrei den Kopf oder die Absetzung des Königs: „Ihr werdet der Rache des Volkes nicht eher Einhalt thun können, als bis Ihr Gerechtigkeit gegen ihn übt. Repräsentanten, seid fest! Ihr habt die Pflicht, uns zu retten! Wagt zu schwören, daß Ihr das Reich retten wollet, und das Reich ist gerettet!" Diese Stimmen baten, wie man befiehlt.

Die Girondisten, die bis jetzt zwischen Erniedrigung und Umsturz des Thrones geschwankt hatten, fühlten, daß sie ihn entweder selbst stürzen oder mit ihm fortgerissen werden müßten. Vergniaud überließ den Präsidentenstuhl an Guadet, damit die Versammlung während seiner Abwesenheit in den Händen eines Mannes seiner Partei bliebe. Die außerordentliche Commission, worin die Girondisten die Majorität der Zahl, des Einflusses und des Talentes hatten, versammelte sich während der Sitzung. Ihre Berathung war nicht lang. Die Kanonen beriethen für sie. Das Volk wartete. Vergniaud ergreift die Feder und entwirft in Eile die Akte der provisorischen Aufhebung des Königthums. Er kehrt in den Saal zurück und verliest unter tiefem Schweigen und vier Schritte vom König, der ihn hört, den Volksbeschluß der Thronentsetzung. Der Ton seiner Stimme war feierlich und traurig, seine Miene düster, seine Haltung niedergeschlagen. Sei es, daß die Nothwendigkeit, die Verwerfung der Monarchie in Gegenwart des Monarchen zu verlesen, seinen Lippen und seinem Herzen die Beobachtung des Anstandsgefühles der Theilnahme gebot, oder daß er den Anstoß bereute, den er den Ereignissen gegeben hatte, und daß er sich bereits zum passiven Werkzeuge eines Verhängnisses erniedrigt sah, welches mehr von ihm verlangte, als sein Gewissen genehmigte, er schien weniger den Sieg seiner Partei, als sein eigenes Todesurtheil auszusprechen.

„Ich schlage Euch," sagte er, „im Namen der außer-

ordentlichen Commission eine sehr strenge Maßregel vor; aber ich vertraue dem Schmerze, von dem Ihr durchdrungen seid, daß Ihr erkennet, wie wichtig es für die Wohlfahrt des Vaterlandes ist, daß ihr sie ungesäumt annehmet. In Anbetracht, daß die Gefahren des Vaterlands ihren Gipfel erreicht haben; daß die Uebel, unter denen das Reich schmachtet, hauptsächlich von dem Mißtrauen herrühren, welches die Häupter der vollziehenden Gewalt durch ihr Benehmen bei einem Kriege einflößen, der in ihrem Namen gegen die Verfassung und die Unabhängigkeit der Nation geführt wird, und daß dieses Mißtrauen von allen Theilen des Reiches den Wunsch hervorgerufen hat, die Ludwig dem Sechszehnten anvertraute Gewalt zurückgenommen zu sehen; in Anbetracht jedoch, daß der gesetzgebende Körper seine eigene Gewalt durch keine Usurpation vergrößern will, und daß er seinen Eid auf die Verfassung mit seinem festen Entschlusse, die Freiheit zu retten, nur durch die Berufung auf die Souveränetät des Volkes in Einklang zu bringen vermag, beschließt die Nationalversammlung, wie folgt:

„Das französische Volk ist eingeladen, einen Nationalconvent zu bilden;

„Das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt ist vorläufig seiner Funktionen enthoben; im Verlaufe des Tages wird ein Beschluß über die Ernennung eines Erziehers des Kronprinzen gefaßt werden;

„Die Auszahlung der Civilliste ist eingestellt;

„Der König und seine Familie verbleiben in den Mauern des gesetzgebenden Körpers, bis die Ruhe in Paris wieder hergestellt ist; das Departement wird den Palast Luxemburg zu ihrer Residenz einrichten lassen und unter die Bewachung der Bürger stellen.“

Dieser Beschluß wurde ohne Erörterung angenommen. Der König hörte ihn ohne Staunen und ohne Schmerz. Im Augenblicke der Abstimmung wendete er sich an den Abgeordneten

Coustard, der über der Loge des Logographen saß, und mit dem er sich während der Sitzung vertraulich unterhalten hatte. „Was Sie hier thun, ist nicht sehr constitutionell,“ sagte der König im Tone des Scherzes, welcher gegen die Feierlichkeit des Augenblicks abstach. „Es ist wahr, Sire,“ antwortete Coustard, „aber es ist das einzige Mittel, Ihr Leben zu retten.“ Und er stimmte gegen den König, während er sich mit dem Menschen unterhielt.

4.

Aber dieser Beschluß, der die Frage über Monarchie oder Republik in der Schwebe ließ, und sogar sich zum Voraus zu Gunsten der Monarchie aussprach, indem er die Ernennung eines Erziehers des Kronprinzen festsetzte, befriedigte die Energie der Verhältnisse nur halb. Gestern mit Leidenschaft verlangt, wurde er heute mit Murren angenommen.

Kaum hatte Vergniaud die Verlesung beendigt, als dringendere Petitionäre an die Schranke traten und die Versammlung aufforderten, die Absetzung des verrätherischen Königs auszusprechen, dessen Herrschaft in dem Blute seiner Unterthanen versinke. Vergniaud besann sich und rechtfertigte die Ausdrücke und die Tragweite des zweideutigen Beschlusses der Girondisten. „Ich bin sehr erfreut,“ sagte er, „mich vor den Bürgern erklären zu können, die an der Schranke stehen. Die Vertreter des Volks haben Alles gethan, was ihnen ihre Vollmachten erlaubten, wenn sie beschließen, daß ein Nationalconvent ernannt werden solle, um über die Frage der Absetzung zu entscheiden. Bis dahin ist von der Nationalversammlung die Suspension ausgesprochen. Diese Maßregel muß dem Volke genügen, um es gegen den Verrath der vollziehenden Gewalt sicher zu stellen. Versetzt die Suspension den König nicht in die Unmöglichkeit, zu schaden? Ich hoffe, diese Erklärung werde das Volk zufrieden stellen, und die Wahrheit werde ihm einleuchtend sein.“

Die Galerien und die Petitionäre hörten diese Worte kalt an. Der Abgeordnete Choudieu stellte einen Antrag für die Dringlichkeit der Aufstellung eines Lagers unter den Mauern von Paris und die Permanenz der Sitzungen der Nationalversammlung. Die Dringlichkeit wird ausgesprochen, und die Versammlung schreitet zur Ernennung der Minister.

Roland, Clavière und Servan, die drei vom Könige entlassenen girondistischen Minister wurden auf den Vorschlag Brissot's ohne Abstimmung wieder eingesetzt. Ihre Ernennung war eine Rache für ihre Verabschiedung vom Könige. Danton erhielt die Justiz, Monge die Marine, Lebrun die auswärtigen Angelegenheiten; Grouvelle wurde zum Sekretär des Ministerraths bestellt. Monge war ein berühmter Mathematiker, Lebrun ein in der Diplomatie bewanderter Mann von der Feder, Grouvelle ein untergeordneter und ehrgeiziger Literat. Um neun Uhr Abends war das Gouvernement constituirt. Die Girondisten beherrschten es durch Roland, Clavière, Servan, Lebrun. Der Gemeinderath hielt ihnen das Gegengewicht durch den einzigen Danton.

Kaum ernannt, flog Danton auf das Stadthaus in den Rath, um seinen Mitverschworenen die Gewalt zu Füßen zu legen, die er so eben für sie erobert hatte. „Ich bin durch eine Kanonenkugel ins Ministerium getragen worden," sagte er zu seinen Genossen. „Ich will, daß die Revolution mit mir zur Regierung komme. Ich bin stark durch sie; ich würde zu Grunde gehen, wenn ich mich von ihr trennen würde." Er berief Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins zu den beiden ersten Aemtern seines Ministeriums; der Eine schmeichelte seinem Geiste, der Andere hofirte seiner Kraft.

Die Nationalversammlung ließ das Verzeichniß ihrer Tagesbeschlüsse entwerfen und dieselben beim Fackelscheine durch Commissäre in allen Straßen von Paris verkündigen.

5.

Der Himmel war heiter; die Kühle des Abends und die fieberische Aufregung durch die Ereignisse des Tages lockte die Bewohner der Hauptstadt aus ihren Häusern in die frische Luft einer Sommernacht. Die Begierde, zu erfahren, was in der Nationalversammlung vorging, und der Wunsch, das Schlachtfeld des Morgens zu besuchen, trieb die Müßiggänger, die jungen Leute und die Frauen aus den entfernten Quartieren der Hauptstadt nach den Quais, den elysäischen Feldern und den Tuilerien. Lange Kolonnen friedlicher Spaziergänger schweiften in den Alleen und unter den Bäumen der dem Volk wiedergegebenen Tuilerien umher. Die Flammen und der Rauch der Mobilien, die in den Höfen vom Feuer verzehrt wurden, beleckten die Dächer des Schlosses und beleuchteten die beiden Ufer der Seine. Die Zugänge des Palastes brannten auf der Seite des Pavillon de Flore. Ein Herd von fünfzehnhundert Klaftern, von den Pompiers und Sapeurs umzingelt, schleuderte seine Garben über die Galerie des Louvre und drohte jeden Augenblick das verwüstete Schloß anzuzünden. Das Feuer, das zwischen dem Pont-Neuf und der Brücke Ludwig's XV. in der Seine sich spiegelte, ertheilte dem Wasser die Farbe des Bluts. Karren, von Gerichtsdienern des Gemeinderathes begleitet, sammelten in den elysäischen Feldern, auf dem Platze Ludwig's XV., im Garten, in den Höfen die viertausend Leichname der Schweizer, der Marseiller, der Föderirten, welche durch ihre Anhäufung die Stellen bezeichneten, an denen der Kampf am blutigsten war. Die Frauen waren geschmückt, wie an einem Festtage, und sie scheuten sich nicht, diese Ueberreste des Morgengemetzels zu betrachten. Dieses Volk, welches nicht im Stande ist, einen ganzen Tag lang traurig zu sein, ließ das dumpfe Murmeln, das lustige Kichern und das Summen der gewöhnlichen Unterhaltungen

auf seinen öffentlichen Plätzen vernehmen. Die Schauspiele waren offen; die Zuschauer drängten sich an die Thüren der Schauspielhäuser, als wäre der Fall eines Thrones für die Stadt nur ein Schauspiel weiter gewesen, das man bereits vergessen hatte.

Die Marseiller, die Brester, die Volksmassen aus den Vorstädten zogen sich in ihre entlegenen Quartiere und in ihre Kasernen zurück. Sie hatten ihr Tagewerk vollbracht. Sie hatten einer Revolution, deren Früchte erst von ihren Kindern gepflückt werden sollten, in mehr als dreitausendsechshundert Leichen ihren uneigennützigen Tribut dargebracht.

6.

Diese Soldaten und dieses Volk, sie hatten nicht aus Ehrgeiz, noch weniger aus Raubsucht gekämpft. Sie kehrten mit leeren Händen, mit müden Armen in ihre Werkstätten zurück. Arbeiter der Freiheit, hatten sie ihr einen Tag gewidmet. Sie kämpften für sie, ohne sie zu verstehen: gleichgültig gegen das Schicksal der Gewalt, gegen die Frage über Monarchie und Republik; unfähig, den Begriff der Worte anzugeben, für welche sie starben, nur gleichsam durch eine gottentflammte Ahnung dessen getrieben, was sie für die Menschheit eroberten. Die Bourgeoisie kämpfte für sich selbst; das Volk kämpfte für die Ideen. Seltsam, aber wahr, in der Bourgeoisie war mehr Einsicht, im Volke mehr Ideal. Die Schattirung zwischen diesen beiden Klassen hatte sich durch ihre Haltung während des Tages zu sehr charakterisirt. Die Nationalgarde, die aus der Bourgeoisie, der Partei Lafayette's, der Girondisten, Pétion's bestand, hatte weder zu hindern, noch zu fördern, weder anzugreifen, noch zu vertheidigen verstanden. Auf der einen Seite aus Angst den Sieg des Volkes, auf der andern aus Neid den Triumph des Hofes und der Aristokratie fürchtend, hatte sie nur für sich selbst Partei genommen. Mit Mühe

zusammengebracht, in ihren Bewegungen unentschieden, ihre Initiative der Republik, ihre Unterstützung dem Könige versagend, war sie Gewehr in Arm zwischen dem Schlosse und den Vorstädten geblieben, ohne dem Stoße zuvorzukommen, ohne den Sieg zu entscheiden; dann feig auf die Seite des Siegers übergehend, hatte sie nur auf die Flüchtlinge geschossen.

Jetzt kehrte sie gedemüthigt und bestürzt in ihre Läden und Comptoirs zurück. Sie hatte mit Recht den Vorrang vor dem Volke verloren. Sie sollte nur noch die Parade der Revolution sein, die den Befehl hatte, all ihren Akten, all ihren Festen, all ihren Verbrechen anzuwohnen: eine lebendige und eitle Dekoration unter den Händen aller Machinisten der Republik.

7.

Schon am Abende des 10. August war die Nationalgarde verschwunden. Piken und Lumpen ersetzten die Bajonette und Bürgerwehruniformen auf den Posten und bei den Streifwachen, welche Paris durchfurchten. Nur die Marseiller und Föderirten gaben diesen Detachements des bewaffneten Volkes einigen militärischen Anstrich. Santerre, der in seinem Aeußern die cynische Einfachheit eines Generals der Vorstädte annahm, um einen Gegensatz gegen das militärische Gepränge Lafayette's zu bilden, durchritt die Straßen von Paris auf einem schwerfälligen Rappen, der eher einem Ackergaul, als einem Schlachtrosse glich. Statt jenes glänzenden Generalstabes aus jungen Offizieren der Aristokratie oder der vornehmen Handelswelt, womit sich der General des Marsfeldes immer geschmückt hatte, begleiteten ihn zwei oder drei seiner Bräuknechte als Adjutanten. Santerre's zerschlagener Hut, seine geschwärzten Epaulette, sein in einer kupfernen Scheide steckender Säbel, seine abgetragene und klaffende Uniform, seine nackte Brust, sein gemeines Geberdenspiel schmeichelten der Menge. Sie liebte in Santerre Ihresgleichen. Westermann gab sich mehr militärischen

Anstand; er visitirte die Posten der Föderirten und der Marseiller, begleitet von dem Amerikaner Fournier, von Barbaroux und Rebecqui.

Die Agenten der Gemeinde beeilten sich, die Spuren des Blutes und die Leichen der Schlachtopfer wegräumen zu lassen, weil sie fürchteten, ihr Anblick möchte am andern Tage die Rache des Volkes auf's Neue entflammen und das Gemetzel verewigen, welchem man Einhalt thun wollte. Sie schickten deßhalb Sträflingsrotten auf den Carrouselplatz, um das Schlachtfeld zu säubern. Gegen Mitternacht errichteten diese Leute ungeheure Scheiterhaufen aus dem brennenden Gebälke, den hölzernen Bettstellen der Schweizergardisten im Hotel de Brionne und den Mobilien des Palastes. Darauf warfen sie Hunderte von Leichen, welche den Carrouselplatz, die Höfe, die Vorhalle, die Gemächer bedeckten. Schweigend standen diese Blutkehrer um das Feuer und nährten es fortwährend durch neue Trümmer, durch neue Leichen. Diese düstern Flammen, die von den Mauern zurückgeworfen wurden und durch die zerbrochenen Scheiben selbst das Innere des Palastes erhellten, waren die letzte Beleuchtung dieser Nacht. Mit Anbruch des Tages waren Schweizer und Marseiller, Royalisten und Republikaner, Adel und Volk, Alles verzehrt. Man wusch diese Fußböden, man kehrte die Asche in die Seine. Nacht, Wasser, Feuer hatten Alles verschlungen. Die Stadt nahm ihren alten Gang wieder, ohne andere Spuren des Unterganges der Monarchie bemerken zu lassen, als einen verödeten Palast, Pforten, die keine Wache hatten, Fenster, die aus ihrem Gesimse gerissen waren, und Sturmlücken, welche die Kartätschenkugeln in die alten Mauern der Tuilerien geschlagen hatten.

8.

Die Nationalversammlung hob ihre Sitzung um ein Uhr Morgens auf. Die königliche Familie war so lange in der

Loge des Logographen geblieben. Gott allein vermag die Dauer der sechzehn Stunden dieser Sitzung in der Seele des Königs, der Königin, der Madame Elisabeth und der Kinder zu ermessen. Das Plötzliche des Falles, die lange Ungewißheit, die Abwechslung von Furcht und Hoffnung, die Schlacht, die vor den Thüren geliefert wurde, und deren Preis sie selbst waren, ohne die Kämpfer zu sehen; der Donner der Kanonen, das Kleingewehrfeuer, das in ihrem Herzen wiederhallte, sich entfernte, sich näherte, sich von Neuem entfernte, wie die Hoffnung, die mit dem Sterbenden spielt; der Gedanke an die Gefahren ihrer Freunde, die sie im Schlosse zurückgelassen; die düstere Zukunft, die mit jeder Minute tiefer einsank, ohne sie in ihren Abgrund blicken zu lassen; die Unmöglichkeit, zu handeln und sich zu rühren, in einem Augenblicke, in welchem alle Gedanken den Menschen zur That drängen; der Zwang, der ihnen sogar die Unterhaltung unter sich selbst verbot; die Miene der Unempfindlichkeit, die sie aus Rücksicht auf ihre Würde annehmen mußten; die Furcht, die Freude, die Verzweiflung, die Wehmuth, und als letzte Marter der starre Blick ihrer Feinde, der beständig auf ihre Gesichter gerichtet war, um ein Verbrechen in einem Ausdrucke ihrer Gefühle zu entdecken oder sich an ihrer Angst zu weiden, Alles machte aus diesen endlosen Stunden den eigentlichen Todeskampf des Königthums. Der Sturz war lang, tief, schrecklich, vom Throne auf das Schaffot. Nirgends machte er sich fühlbarer als hier. Der erste Streich ist es, welcher knickt, die andern tödten nur.

Rechnet man zu diesen Qualen der Seele die Qualen des Körpers dieser unglücklichen Familie, die nach einer schlaflosen Nacht in diese Art Kerker geworfen war; die glühende Luft, die von einer Masse von drei- bis viertausend Personen ausgehaucht in der Loge sich sperrte und im Gange von der äußern Menge abgeschnitten wurde, welche denselben verstopfte; den Dunst, die Beklemmung, den triefenden Schweiß; die Zärt-

lichkeit aller Glieder dieser Familie zu einander, die in jedem derselben die Leiden Aller vervielfältigte, so wird man begreifen, daß dieser Tag für sich allein im Stande war, die Rache einer vierzehn Jahrhunderte langen Knechtschaft zu sättigen.

9.

Abgesehen von dem mechanischen und krampfhaften Anfall von Appetit, den der König im Anfange der Sitzung befriedigt hatte, nahmen die Personen der königlichen Familie während dieses ganzen Tages und der halben Nacht durchaus keine Nahrung zu sich. Die Kinder selbst vergaßen den Hunger. Die aufmerksame Theilnahme einiger Abgeordneten und der Inspektoren des Saales schickte von Zeit zu Zeit einige Früchte und einige Gläser Eiswasser, ihren Durst zu löschen. Die Königin und ihre Schwägerin benetzten bloß die Lippen; sie schienen nur mit dem Könige beschäftigt.

Mit dem Ellbogen auf den Rand der Loge gestützt, wie ein Mensch, der einem großen Schauspiele beiwohnt, schien dieser Fürst bereits mit seiner Lage vertraut. Er machte verständige und uneigennützige Bemerkungen über die Verhältnisse, die Anträge, die Abstimmungen, welche ein vollständiges Heraustreten aus sich selbst bewiesen. Er sprach von sich wie von einem Könige, welcher tausend Jahre früher gelebt; er beurtheilte die Handlungen des Volkes gegen ihn, als beurtheilte er die Handlungen Cromwell's und des langen Parlaments gegen Karl I. Die Ergebung, die er besaß, gab ihm diese Unparteilichkeit selbst unter dem Schwerte Derer, die ihn opferten. Er richtete das Wort oft mit halblauter Stimme an die Abgeordneten, die ihm zunächst saßen, und die er kannte, unter Andern an Calon, Inspektor des Saales, an Coustard und an Vergniaud. Er hörte die Schmähungen, die gegen ihn geschleudert wurden, und das Dekret seiner Absetzung, ohne die

Farbe, den Blick, die Haltung zu wechseln. Sein Haupt machte nicht eine Bewegung, als die Krone von ihm gerissen wurde. Man sah sogar eine geheime Freude durch den Ernst und die Traurigkeit des Augenblicks auf seinen Zügen hindurchleuchten. Er schöpfte tief Athem, als wäre jetzt eine große Last von seiner Seele genommen. Die Herrschaft war für ihn mehr eine Pflicht als ein Gegenstand des Stolzes. Indem man ihn absetzte, erleichterte man ihn.

Madame Elisabeth schien unempfänglich für die politische Katastrophe und bemühte sich nur, einige Helle über diesen Schatten zu verbreiten. Die Hand der Königin in der ihrigen, die traurige Beileidsbezeigung ihres Lächelns, die Innigkeit der Liebe, welche durch ihre Thränen leuchtete, öffneten dem König und der Königin einen Streifen innern Himmels, auf welchem ihre Blicke vertrauensvoll von so viel Verwirrung ausruhten. Eine einzige Seele, welche liebt, ein einziger Ton, welcher klagt, ersetzt den Haß und Schimpf, den man von einem ganzen Volke erleidet; sie war die sichtbare Barmherzigkeit an der Seite der Marter.

Die Königin wurde anfangs durch die Hoffnung auf die Niederlage des Aufstandes aufrecht erhalten. Ergriffen wie ein Held beim Donner der Kanonen, unerschrocken bei dem Geschrei der Petitionäre und der Galerien, trotzte sie ihnen mit dem Stolz ihrer Blicke und verachtete sie mit dem Hohn ihrer Lippen; sie wendete sich ohne Unterlaß mit Blicken des Einverständnisses nach den Offizieren ihrer Garde um, die den Hintergrund der Loge und den Gang füllten, und fragte sie um Nachrichten vom Schlosse, von den Schweizern, von den Streitkräften, die ihnen blieben, von dem Befinden der theuern Personen, die sie in den Tuilerien gelassen hatte, und besonders ihrer Freundin, der Fürstin von Lamballe. Sie hörte schaudernd vor Entrüstung, aber ohne zu erbleichen, den Tod Suleau's im Hofe der Feuillants, das Wuthgeschrei seiner

Bürger, das mörderische Feuer der Bataillone vor den Thoren des Ständehauses, den lärmenden Angriff des Volkes, das den Gang stürmen und sie selbst schlachten wollte. So lange der Kampf dauerte, theilte sie die Aufregung und Begeisterung desselben. Bei den letzten Kanonenschüssen, bei dem Siegesgeschrei des Volkes, beim Anblicke ihrer Schmuckkästchen, ihrer Kleinodien, ihrer Mappen, ihrer Geheimnisse, die als Spolien ihrer Person und ihres Herzens unter ihren Augen zur Schau gestellt und entweiht wurden, verfiel sie in eine regungslose, aber dennoch stolze Niedergeschlagenheit. Sie verschlang ihren Fall, sie empfing ihn nicht wie der König. Ihr Rang bildete einen Theil ihrer selbst; ihn verlieren, hieß sterben. Das Absetzungsdekret, welches Vergniaud aussprach, war ein Schwertstreich auf ihr Haupt. Sie schloß einen Augenblick die Augen und schien sich in ihrer Demüthigung zu sammeln; dann strahlte der Stolz ihres Unglücks auf ihrer Stirne, wie ein zweites Diadem. Sie sammelte ihre ganze Kraft, um sich durch die Verachtung der Streiche über ihre Feinde zu erheben: sie fühlte sie nur noch in den Andern.

10.

Fünfzig Auserwählte und Getreue waren mit dem König in die vier Wände des Ständehauses eingedrungen. Sie bildeten eine unmittelbare Schutzwache um die königliche Familie im Gange und an der Thüre der Logographenloge. Die Minister, einige Stabsoffiziere, der Fürst von Poix, Herr v. Choiseul, Herr v. Aubiers, Herr v. Maillardoz, Herr v. Aubigny, Herr v. Vioménil, Carl, der Befehlshaber der Gendarmerie, nd einige Leibdiener des Königs standen aufmerksam zu seinen Befehlen bereit, einen letzten Wall um ihn zu bilden, wenn das Volk in die Gänge des Saales brechen sollte. Diese edeln Vertrauten der Folterqualen der königlichen Familie theilten

ihr mit leiser Stimme die Nachrichten mit, welche von außen kamen. Die Uniformen der Nationalgarde und der Armee, welche sie trugen, gestatteten ihnen, den Umkreis des Sitzungslokales zu durchstreifen und ihrem Gebieter die Ereignisse des Tages zu berichten.

Gegen sechs Uhr nahmen die ehemaligen Minister, durch ein Dekret vorgeladen, traurig Abschied vom Könige und zogen sich zurück, um ihr Portefeuille abzugeben und sich am folgenden Tage zum hohen Gerichtshofe von Orleans zu verfügen. Bald darauf wurde der Befehlshaber der Schweizer, Maillardoz, von den Commissären der Gemeinde gerufen und in die Abtei geschleppt. D'Aubigny, der, unter die Gruppen gemengt, welche die Bildsäulen der Könige auf dem Platze Ludwigs XV. umstürzten, seine Entrüstung aus seinen Zügen hatte sprechen lassen, wurde auf demselben Denkmale erwürgt, dessen Entweihung er beweinte. Herr v. Choiseul setzte zweimal sein Leben in Gefahr, als er sich entfernte, um die Schweizer zu sammeln, und wiederkehrte, um den König mit seinem Schwerte zu decken. Einen Augenblick darnach erhob sich ein furchtbarer Lärm an den Thüren; der König wandte den Kopf zurück und fragte unruhig nach der Ursache dieses Tumultes. Der Commandant der Gendarmerie von Paris, Carl, eilte auf den Lärm fort. Er kam nicht wieder. Der König, welcher sich umwandte, die Antwort zu vernehmen, erfuhr mit Entsetzen seine Ermordung. Die Königin verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Jeder ihrer Befehle brachte ihren Freunden Unglück. Die Reihen lichteten sich, der Mord erntete in ihrer Umgebung, der Tod rückte ihrer Seele immer näher.

Wie viele Herzen, die am Morgen für sie geschlagen, waren am Abend erstarrt! Die Dunkelheit des Raumes, der Glanz des Brandes der Tuilerien, der seine Strahlen auf die Fenster und Wände der Reitschule warf, die Stürme einer langen Sitzung, die Nacht, die immer schrecklicher ist als der Tag,

versenkten sie in die düstersten Gedanken. Die Stille des Grabes herrschte seit einigen Stunden in der Loge des Logographen. Man hörte die flüchtigen Federn der Redakteure über das Papier rauschen, welche Minute für Minute die Worte, die Geberden, die Bewegungen des Saales aufzeichneten. Die ranzigen Kerzen, deren Schein ihren Tisch erleuchtete, zeigten den jungen Dauphin, wie er auf den Knieen der Königin lag und beim Lärme der Dekrete schlief, welche ihm Reich und Leben raubten.

11.

Eine Stunde nach Mitternacht kamen die Inspektoren des Saales, den König und seine Familie in das Obdach zu führen, das man ihnen seit der Verlesung des Absetzungsdekretes in der Eile bereitet hatte. Commissäre der Nationalversammlung und die Abtheilung der Nationalgarde, welche seit dem Morgen ihr Leben bewachte, bildeten ihr Geleite. Ein Beamter des königlichen Haushaltes nahm den Dauphin aus den Händen der Königin und trug ihr den tief Schlafenden nach.

Einem Kreuzgang oder Gefängnisse ähnlicher, als einem Palaste, lag dieses Obdach im obern Stocke des alten Klosters der Feuillants, über den Kanzleien der Stände. Es bestand aus vier in einander gehenden Zimmern, welche alle durch eine gleiche Thüre mit dem ungeheuren Gang in Verbindung standen, der in die Zellen der Mönche führte. Diese seit der Aufhebung der Mönchsorden nicht mehr bewohnten Gemächer waren nackt, wie Wände, deren Insassen schon seit Langem zerstreut sind. Der Architekt des Ständehauses hatte sie auf Befehl der Inspektoren des Saales in Eile mit den Geräthschaften ausgestattet, welche in seiner eigenen Wohnung bei der Hand gewesen: einem Tisch zum Essen, einigen Stühlen, vier hölzernen

Bettstellen ohne Himmel, für den König, die Königin, den Dauphin und seine Schwester. Matratzen, die auf den backsteinenen Fußboden gebreitet waren, bildeten das Lager der Madame Elisabeth und der Erzieherin der königlichen Kinder. Ein Feldlager auf dem Kampfplatze zwischen zwei entscheidenden Schlachttagen, an den Thoren des verwüsteten Palastes, unter der Hand des siegreichen Volkes, kündigte dieses Obdach durch seine Nacktheit der königlichen Familie zu deutlich an, daß sie hinfort einem Kerker näher stand, als einem Palaste. Die Herren v. Briges, v. Aubiers, v. Goguelat, der Fürst v. Poix und der Herzog v. Choiseul nahmen das erste Gemach ein, welches als Vorzimmer diente. Auf Mänteln an der Thüre des Königs hingestreckt, waren sie die letzten Wächter seines Schlafes.

Der König schlief halb angekleidet im zweiten Gemach. Ohne Nachtkleidung und Toilettengeräthe, die im Schlosse geraubt wurden, band er auf dem Kopfkissen ohne Vorhang ein Handtuch um sein Haupt. Die Königin schlief mit den Kindern im dritten Gemach. Madame Elisabeth, Frau v. Tourzel und die Fürstin v. Lamballe, die Abends wieder zu der königlichen Familie gekommen war, nahmen das Gemach ein, welches auf das Zimmer der Königin folgte, und brachten die Nacht wachend, weinend, betend an ihrer Thüre zu.

Der hohe und unabsehbare Gang, an welchem diese Gemächer lagen, diente den Stabsoffizieren, den fünfzig Mann Leibwache und den Dienern des Königs, Hue und Chamilly, zum Lagerplatze. Ludwig XVI., seine Familie und sein Gefolge rührten in dieser Nacht das Abendessen nicht an, das ihnen bereitet worden war. Nach einer vertrauten Unterhaltung ohne Zeugen zwischen diesem Fürsten, der Königin und Madame Elisabeth, suchten sie einige Augenblicke Schlaf; Körper und Geist waren durch ein sechsunddreißigstündiges Wachen gleich sehr erschöpft. Dieser Schlaf war kurz, das Erwachen schrecklich.

12.

Als die Königin die Augen beim Strahl einer glühenden Sonne wieder aufschlug, welche ohne Hülle bis auf ihr Lager drang; als sie diese schwarzen Dächer, dieses Fenster ohne Vorhang, dieses nackte Gemach, diese Strohsessel, diese in Unordnung auf beinahe dürftige Mobilien geworfenen Kleider sah, schloß sie die Augen wieder, um sich einen Augenblick länger zu täuschen und sich zu überreden, die Ereignisse des vergangenen Tages und das Entsetzen des Augenblicks seien Traum. Sie wurde durch die Gegenwart, die Stimme und die Liebkosungen ihrer Kinder aus diesem Halbschlummer geweckt. Madame Elisabeth hatte dieselben an den Fuß ihres Bettes geführt. Man meldete der Königin, die Stunde der Sitzung komme heran, und die Versammlung verlange, daß die königliche Familie ihren gestrigen Platz wieder in derselben einnehme. Einige ihrer Frauen, denen die Inspektoren des Saales am Morgen erlaubt hatten, zu ihrer Gebieterin zu bringen, wurden zu gleicher Zeit in ihr Gemach geführt. Auf ihrem Wege durch die Zelle des Königs fanden sie diesen Fürsten an seinem Bette sitzend, wie er seinen verstörten Kopfputz wieder in Ordnnng zu bringen suchte. Man schnitt ihm die Haare. Er nahm einige Locken derselben und gab sie diesen treuen Dienerinnen der Königin: eine Freigebigkeit des Herzens, die einzige, die hinfort noch in seiner Macht stand. Sie wollten ihm die Hand küssen; er zog sie zurück und umarmte sie. Die Vertraulichkeit des Unglücks hatte die Entfernungen zwischen dieser Familie und ihren Dienern aufgehoben.

Diese Frauen zerflossen in Thränen, als sie die Königin von Frankreich auf einem Feldbette liegen und von einer Fremden, der Beschließerin dieses verlassenen Klosters, bedient sahen. Eingeschüchtert und gerührt durch die Größe und das Unglück, die sie vor den Augen hatte, suchte diese arme Die-

nerin ihre Ungeschicklichkeit durch Sorgfalt und Ehrfurcht zu ersetzen. Marie Antoinette streckte ihren Freundinnen die Arme entgegen und brach in Schluchzen aus. Verwirrt und erröthend über ihre Erniedrigung und Absetzung, konnte sie vor Denjenigen, die sie noch gestern in ihrer Pracht und ihrem Glanze gesehen hatten, lange weder die Augen aufschlagen, noch ein Wort hervorbringen. „Kommen Sie, unglückliche Frauen," sagte sie endlich zu ihnen, „kommen Sie und sehen Sie eine Frau, die noch unglücklicher ist, weil sie es ist, die Ihnen Allen Unglück bereitet." Dann fügte sie, ihre Tochter und den Dauphin, die ihr von Frau v. Tourzel gebracht wurden, umarmend hinzu: „Die armen Kinder, wie grausam ist es, ihnen ein so schönes Erbtheil versprochen zu haben und nun zu sagen: siehe, dies ist es, was wir ihnen hinterlassen, Alles endet mit uns!" Hierauf erkundigte sie sich aufs Genaueste nach dem Schicksale der jungen Pauline de Tourzel, der Frau de La-Roche-Aymon, der Herzogin de Luynes und aller Personen ihres Hofes, die sie in den Tuilerien zurückgelassen hatte.

13.

Der Tod ihrer Diener, welche auf der Schwelle ihres Zimmers erschlagen worden, zerriß ihr das Herz. Sie weihte ihnen Thränen. Sie schilderte während des Ankleidens die Eindrücke, die sie im Laufe der gestrigen Sitzung empfangen hatte. Sie klagte mit halben Worten über jenen Mangel an natürlicher Würde, der dem Könige, seitdem er sich in den Händen der Nationalversammlung befand, nicht die ganze Majestät verlieh, welche sie ihm im Angesichte seiner Feinde gewünscht hätte. Sie bedauerte, daß er seinen Hunger vor den Augen des Volks befriedigt und sich dadurch vor demselben den Schein einer Sorglosigkeit und Gefühllosigkeit gegeben hätte, von denen sein Herz so weit entfernt war. Abgeordnete, die seiner Partei anhingen, hatten sie von dem übeln Eindruck

in Kenntniß gesetzt, den diese Vergessenheit seiner Lage gemacht; aber weil sie wußte, sagte sie, daß diese Vorstellungen nichts über seine grobe Natur vermochten, hatte sie ihm dieselben erspart, um so viele Leiden nicht noch durch eine Demüthigung zu vermehren. Die Uhr und die Börse der Königin hatten sich bei der stürmischen Uebersiedlung aus dem Schlosse in das Ständehaus verloren; sie entlehnte die Uhr einer ihrer Damen und bat ihre erste Kammerfrau, Madame Augié, um ein Anlehen von fünfundzwanzig Louisdor für die Zufälligkeiten ihrer Gefangenschaft.

Um zehn Uhr kehrte die königliche Familie in die Versammlung zurück und blieb bis in die Nacht in derselben. Der Triumph des vorhergehenden Tages hatte das Volk anspruchsvoller, die Motionen blutiger gemacht. Petitionäre belagerten die Schranke und verlangten mit großem Geschrei das Blut der im Gefolge des Königs befindlichen Schweizer, die sich in die Mauern der Feuillants geflüchtet hatten. Die Nationalversammlung machte den Mördern diese dreihundert Schlachtopfer streitig. Santerre, welcher von Vergniaud abgesandt worden, die Gefangenen zu schützen, meldete die bevorstehende Ermordung derjenigen, die man im Gehölze von Boulogne festgenommen. Wilde Stimmen heulten an den Thüren, man solle ihnen ihre Beute ausliefern! „Großer Gott! welche Cannibalen!“ rief Vergniaud.

Züge von Edelmuth des Volkes mischten sich unter dieses Gebrüll blutgieriger Tiger. Kämpfer erschienen mit dem Gesuche um die Erlaubniß, die Besiegten unter ihre Verantwortlichkeit zu nehmen und sich ihrer Rettung zu weihen. Mailhe und Chabot, welche abgesandt worden, die Volksmasse anzureden, wurden mit dem Geschrei empfangen: „Nieder mit den Rednern!“ Es gab einen Augenblick, in welchem die Versammlung von Schrecken ergriffen wurde: die äußere Umfriedigung war erbrochen. Vergniaud, voll Unerschrockenheit in Betreff

seiner eigenen Person, fürchtete für das Leben des Königs. Die Inspektoren des Saales flogen herbei und führten die königliche Familie in den Gang zurück, damit das Volk, wenn es mit den Waffen in der Hand in den Saal stürmte, seine Schlachtopfer nicht mehr in seinem Bereich fände. Der König, der den letzten Augenblick für sich und seine Familie gekommen glaubte, dachte nur an die Rettung seiner Diener. Er beschwur sie, ihn seinem Schicksale zu überlassen und für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Keiner von ihnen wog sein Leben gegen seine Pflicht ab. Sie blieben, wo Ehre und Treue ihnen zu leben oder zu sterben geboten. Die Wache drängte das Volk zurück. Danton flog heran, spaltete diese Masse mit dem Ansehen seines Namens und der Schreckensherrschaft seiner Geberde. Er forderte Geduld und nicht Edelmuth von den Mördern. Auf seine Stimme verschoben die Pikenmänner ihren Blutdurst. „Gesetzgeber," sagte Danton, indem er in die Versammlung trat, „die französische Nation hatte, des Despotismus müde, eine Revolution geschaffen. Aber, zu edelmüthig," fügte er, einen drohenden Blick auf die Stelle werfend, wo ihn der König hörte, hinzu, „hat sie mit den Tyrannen unterhandelt. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß sie von den alten Unterdrückern des Volkes keine Umkehr zu hoffen hat. Das Volk ist im Begriff, wieder in seine Rechte einzutreten ... Aber wo die Gerechtigkeit beginnt, muß die Volksrache aufhören. Ich übernehme Angesichts der Nationalversammlung die Verpflichtung, Diejenigen zu schützen, die sich in ihren Mauern befinden. Ich will ihren Zug anführen, und ich verbürge mich für sie!"

Er warf bei diesen letzten Worten einen schnellen und trotzigen Blick auf die Königin, als bärge sich ein geheimes Einverständniß oder ein stolzes Mitleiden unter der Rohheit, die in seinen Worten, und der Verachtung, die in seiner Haltung lag.

Versammlung und Galerien applaudirten. Das Volk bestätigte außerhalb das Versprechen seines Günstlings durch sein Freudengeschrei, und die Schweizer waren bis zum 2. September gerettet. Nach Danton trat Pétion auf. Seiner Scheinhaft entlassen, hatte er so eben bei der Gemeinde das Gewand einer Autorität wieder angenommen, die er nur noch dem Namen nach besaß. Gestern den Aufrührern nützlich, war er ihnen fortan überlästig. Er stellte sich vor der Versammlung, als glaube er noch an seine Macht, die ihm entschlüpfte. Wenn das Werk vollendet ist, zerbricht man das Werkzeug. Pétion war nur der scheue Theilhaber einer durchgeführten Verschwörung; Gliedermann des Volks, den man gegen den König aufgestellt hatte, war Pétion nicht mehr, sobald der König verschwand. Er suchte vergebens die Forderungen der Commissäre der Gemeinde zu mäßigen und die Gewalt in ihren gesetzlichen Mittelpunkt, d. h. in die Nationalversammlung zurückzuführen. Die gebieterische Gemeinde schickte Befehle unter der Form von Bitten an den gesetzgebenden Körper. Die Girondisten waren, wie Pétion, nur die Ehrenhäupter einer Revolution, von der sie überholt waren.

Sie hatten am vorhergehenden Tage beschlossen, daß Ludwig XVI. während seiner Suspension den Palast Luxemburg bewohnen sollte. Dieser Palast erinnerte zu sehr an die höchste Gewalt, deren Bild der Gemeinderath aus den Augen des Volkes entfernen wollte. Er stellte dem gesetzgebenden Körper vor, daß er in einem so ungeheuern Gebäude, das überdies von unermeßlichen Gewölben unterhöhlt sei, welche die Flucht oder die Verschwörung begünstigen könnten, nicht für den König zu haften vermöge. Um die scheinbare Unabhängigkeit ihrer Beschlüsse zu behaupten, verwies die Versammlung die Frage über die Wohnung des Königs an eine Commission.

Diese Commission beschloß, die gefangene Familie sollte das Hotel des Justizministeriums auf dem Vendômeplatz beziehen. Dieses Gebäude im Mittelpunkte von Paris und auf dem Platze, wo man die Truppen musterte, lenkte die Gedanken noch zu sehr auf eine Macht hin, die man den Soldaten und dem Volke nicht ohne Gefahr zeigen konnte. Die Gemeinde weigerte sich, diesen Beschluß zu vollziehen. Manuel verlangte in ihrem Namen, daß den königlichen Geiseln der Temple zur Wohnung angewiesen werden sollte: ein Gebäude, weit von den Augen, weit von den Erinnerungen, weit von den Bewegungen der Stadt. Die Versammlung gab nach. Die Wahl des Temple verrieth den Geist, in welchem die Gemeinde die Ereignisse des vorhergehenden Tages auslegte. Statt einer Wohnung ein Gefängniß.

15.

Die Girondisten hatten das Königthum bloß suspendirt, die Gemeinde setzte es ab. Roland und seine Freunde wollten, um sich einen Anhaltspunkt gegen die Omnipotenz des Stadthauses zu schaffen, den Rath des Departements constituiren und demselben die Ueberlegenheit und Aufsicht über die Municipalbehörde zurückgeben, die ihm von der Constitution zugesprochen war. Sie brachten diese Motion durch einen ihrer unbekanntesten Anhänger ein, um die Hand zu verbergen, die den Streich führte. Die Gemeinde erkannte die Hand und kam ihr zuvor. Dreimal sandte sie im Laufe des Tages und begehrte zuerst demüthig, dann entschieden, endlich gebieterisch, den Widerruf des Beschlusses, der ihre Omnipotenz angriff. Das letzte Begehren war kurz und drohend, wie der Befehl eines Souveräns. Diesem Befehle wurde gehorcht.

Hierauf erschienen andere Deputationen der Gemeinde und verlangten die Errichtung eines Kriegsgerichts, welches das Blut des Volkes rächen sollte. Die Nationalversammlung wich

der Antwort aus. Kalt versetzte der Sprecher der Gemeinde: „Wenn dieses Dekret nicht erlassen wird, haben wir den Auftrag, darauf zu warten.“ Robespierre erschien im Namen der Sektion des Vendômeplatzes an der Schranke. „Volk,“ sagte er, auf die Bildsäulen des Königs anspielend, die man auf den öffentlichen Plätzen umstürzte, „wenn die Tyrannei am Boden liegt, so laß ihr ja keine Zeit, sich wieder zu erheben. Wir haben die Bildsäule eines Despoten fallen sehen; unser erster Gedanke ist, an ihrer Stelle der Freiheit ein Monument zu setzen. Die Bürger, die in der Vertheidigung des Vaterlandes sterben, stehen in der zweiten Reihe; in der ersten stehen Diejenigen, welche sterben, um es im Innern frei zu machen.“

Endlich ließ der Preuße Anacharsis Clootz, ein Philosoph, der auf der Erde umherschweifte, um seine Lehre mit seinem Worte, seinem Vermögen und seinem Blute auf derselben zu verbreiten, im Namen des Menschengeschlechts die Nationalversammlung den ersten Wiederhall hören, den der 10. August in der Seele der nach Erlösung von ihrer Knechtschaft schmachtenden Völker fand. Clootz trieb die Begeisterung für die Menschheit bis zum Wahnsinn. Aber dieser Wahnsinn war der Wahnsinn der Hoffnung und der Wiedergeburt. Die Skeptiker fanden ihn lächerlich, die Patrioten fanden ihn banal, die Politiker nannten ihn einen Utopisten. Indessen täuschte sich Clootz nur in der Stunde. Die Utopie ist oft nur eine zu frühzeitige Wahrheit. Durch die Erschütterung des Augenblicks in Schwingung gesetzt und von der Schwärmerei der Hoffnung begeistert, öffneten sich die Herzen der Aussicht auf die Verwirklichung der herrlichsten Ideale. Der Philosoph wurde mit Wohlgefallen gehört, und die trostreichen Ideen, die er wie einen Regenbogen an diesem Bluthimmel glänzen ließ, geboten dem Kampfe der Parteien und dem Beile der Mörder einige Augenblicke Halt.

16.

Nach diesem zweiten Tage wurde der König in den Feuillantsbau zurückgeführt. Die Theilnahme und Anhänglichkeit, welche ihm sein Geleite bezeugte, beunruhigte den Gemeinderath und die Jakobiner. Santerre löste diesen Posten ab und wählte Menschen für die Bewachung des Königs, welche der Nachsicht unzugänglich und der Versöhnung mit einem entthronten Tyrannen unfähig waren. Die Rohheit der Geberden, die Strenge der Ordre machten den König mit diesem Wechsel bekannt. Den Girondisten Grangeneuve, Mitglied des Bewachungsausschusses, dessen Bureau auf demselben Gange lag, wie die Gemächer des Königs, beunruhigte selbst die Ehrfurcht und Liebe, welche die kleine Anzahl von Freunden gegen die königliche Familie an den Tag legte. Er glaubte an einen Entführungsplan. Er theilte seinen Verdacht seinen Collegen mit. Die argwöhnischste aller Tyranneien ist die jüngste. Der Ausschuß theilte oder heuchelte die Besorgniß Grangeneuve's. Er ordnete die Entfernung aller Personen an, die nicht zur unmittelbaren Dienerschaft der Familie gehörten. Diese Anordnung setzte die edeln Höflinge, welche ihre Gefangenschaft theilten, in Bestürzung. Der König ließ die Abgeordneten rufen, welche Inspektoren des Saales waren. „Ich bin also Gefangener, meine Herren," sagte er mit Bitterkeit zu ihnen; „Karl I. war glücklicher als ich; man ließ ihm seine Freunde bis zum Schaffot." Die Inspektoren senkten das Haupt. Ihr Stillschweigen sprach für sie.

Man rief den König in den Saal, wo das Abendessen der königlichen Familie bereit stand. Man erlaubte seinen Freunden, ihn zu begleiten. Es war der letzte Tag, an welchem der König und die Königin mit der Etikette der Höfe von diesen fünf Edelleuten in aufrechter Stellung derselben bedient wurden: eine diesmal um so rührendere Etikette, als sie freiwillig war.

Die Ehrfurcht verdoppelte sich mit dem Unglück. Stumme Trauer verdüsterte diese letzte Mahlzeit. Herr und Diener fühlten, daß sie sich für immer trennen mußten. Der König aß nicht; er verlängerte absichtlich die Tafel, um die Minuten zu verlängern, in denen es ihm noch vergönnt war, befreundete Gesichter zu sehen. Dieses lange Lebewohl ermüdete die Geduld der wachhabenden Offiziere. Die Unterhaltung mußte abgebrochen werden. Der König wußte, daß die fünf Edelleute Gefahr liefen, unten an der Treppe verhaftet zu werden. Die Unruhe über ihr Loos erhöhte das Entsetzen des seinigen. Endlich versuchte er zu sprechen; er zerfloß in Thränen, als er sie ansah; seine Bewegung machte ihn stumm. — „Trennen wir uns," sagte die Königin zu ihnen; „erst in diesem Augenblicke fühlen wir die ganze Bitterkeit unserer Lage. Bis jetzt haben Sie uns dieselbe durch Ihre Ehrfurcht verschleiert und durch Ihre Sorgfalt versüßt. Gott möge Ihnen statt eines Dankes lohnen, welchen..." Ihre Stimme erstickte in Schluchzen. Sie ließ ihre Kinder von den letzten Dienern der Familie umarmen. Die unbarmherzige Wache trat ein und machte ihnen die Minuten streitig. Die Edelleute entfernten sich auf einer geheimen Treppe. Sie gingen, Einer nach dem Andern, hinaus, um sich unbemerkt in der Menge zu verlieren.

17.

Herr v. Rohan-Chabot, Lafayette's Adjutant, hatte beide Tage und Nächte an der Thüre des Königs in der Uniform eines einfachen Nationalgardisten zugebracht. Erkannt und verhaftet, als er den Feuillantsbau verließ, wurde er in das Abteigefängniß geworfen, das sich erst den Septembermördern wieder öffnete. Die Königin, ihre Schwägerin, die königlichen Kinder, die durch die Plünderung der Tuilerien von Allem entblößt waren, erhielten von der Gemahlin des Gesandten von England das Weißzeug und die Frauenkleider, die der

Anstand in ihrer Lage erforderte. Die königliche Familie brachte noch anderthalb Tage in der Loge des Logographen zu. Das Volk schien, wie ein grausamer Triumphator, sich lange an der Marter und Schmach des Königthums weiden zu wollen. Allein und ohne Freunde in diesen beiden letzten Tagen, waren sie in ihrem Schmerz und ihrer Schmach wie ohne Zeugen, so auch ohne Trost. Von Beschimpfungen ermattet, durften ihre Herzen nicht einmal auf einer Spur von Theilnahme ausruhen. Indem sie sich gegenseitig ansahen, sandten ihre Augen einander nur dieselben Schrecken und dieselben Thränen zu.

Montag um drei Uhr erschienen Pétion und Manuel, sie in zwei Wagen nach dem Temple zu führen. Die Gemeinde, die die Gefangenen bei Nacht wegbringen lassen konnte, wollte diese Uebersiedlung aus den Tuilerien in das Gefängniß am hellen Tage, mit langsamen Schritten und durch die volkreichsten Stadttheile vorgenommen wissen, damit die Absetzung des Königthums das Ansehen und die Rechtsgültigkeit einer öffentlichen Ausstellung vor der Hinrichtung hätte. Pétion und Manuel saßen im Wagen des Königs. Eine unzählige Menschenmenge bildete Spaliere von der Thüre des Feuillantsbaues bis zur Pforte des Temple. Mit jedem Schritte des Zuges erneuerten sich die Blicke, die Geberden, die Beleidigungen, das Hohngelächter, die feigste aller Beschimpfungen. Die Schwäche der Frauen, die Unschuld der Kinder rührten umsonst einige verstohlene Blicke; man mußte seine Rührung als Verrath verbergen. Pétion war gewohnt, bei diesen Triumphzügen der Erniedrigung den Vorsitz zu führen. Er hatte den König von Varennes durch die erbitterte Hauptstadt zurückgeführt. Er hatte den König am 20. Juni in seinem erstürmten Palaste mit der rothen Mütze gekrönt gesehen und das Volk beglückwünscht, als er es verabschiedete. Er führte ihn auch nach seinem letzten Aufenthalte vor seiner Hinrichtung. Er ersparte ihm keine von den Bitterkeiten des Weges. Er

verschleierte ihm keines von den Vorzeichen seines Falles. Er führte ihn mitten durch seine Schmach, um sie ihm zu kosten zu geben. Auf dem Vendômeplatz angekommen, machte er ihn auf die umgestürzte Bildsäule Ludwig's XIV. aufmerksam, die in der Stadt zertrümmert worden, in welcher ihr Urbild so lange geherrscht hatte. Das Volk wollte selbst in der Erinnerung nichts mehr von Königen wissen. Ueberall auf dem ganzen Wege waren die Symbole des Königthums vertilgt oder verstümmelt. Die Hand des Volkes vertilgte also zum Voraus eine Institution, über welche die Nationalversammlung sich noch nicht ausgesprochen hatte. Der zehnte August war ein dunkel abgefaßtes Siegesdekret, welches die Gemeinde von Paris durch Einkerkerung des Königs auszulegen sich beeilte. Vom Kerker zum Throne war die Rückkehr unmöglich. Die Gemeinde wollte es zeigen. Ludwig XVI. fühlte es; und als nach einer Fahrt von zwei Stunden die Wagen unter die Wölbungen des Templehofes rollten, hatte er in seinem Herzen dem Throne entsagt und das Schaffot angenommen.

Vierundzwanzigstes Buch.

Die Girondisten überflügelt — Anordnungen in der Armee — Lafayette geht in die freiwillige Verbannung — Dumouriez leistet der Nation den Eid — Couthon — Westermann, Danton's Emissär bei der Armee — Er gewinnt das Vertrauen der Truppen — Die Gemeinde von Paris legt sich die vollziehende Gewalt bei — Aufstellung eines peinlichen Gerichtes — Marat verfolgt seinen Vertilgungsplan — Danton vollendet ihn.

1.

Während die königliche Familie nach so vielen Stürmen sich hinter den Mauern des Temple sammelte und sich in ihrer letzten Zufluchtsstätte einrichtete, machte die Nationalversammlung durch Guadet die Bestimmungen bekannt, nach welchen man einen Convent ernennen und an die unmittelbare und einmüthige Souveränetät des Volkes appelliren sollte. Die Urversammlungen sollten aus allen Franzosen bestehen, welche einundzwanzig Jahre zählten und unabhängig waren. Sie sollten am 26. August zusammenkommen und ihren Repräsentanten ein unumschränktes und an keine zum Voraus bestehende Constitution gebundenes Mandat geben. Der Convent sollte am 20. September zusammentreten. Die Nationalversammlung und die vollziehende Gewalt, die am Tage zuvor ernannt worden war, behielten sich nichts als die Zwischenregierung vom 12. August bis zum 20. September vor.

So führte der Triumph der Girondisten unmittelbar ihren Sturz herbei. Die Nationalversammlung, die sie beherrschten, fühlte sich schwach vor einem Ereignisse, das sie weder zu vollenden den Muth, noch zu verhindern die Kraft gehabt hatte.

Sie trat zurück und legte die Gewalt wieder in die Hände des Volks, aus denen sie dieselbe erhalten hatte. Die Bewegung kam unter ihren Händen zu früh nieder. Sie warf über die Regierung das Loos und machte Frankreich zum Spieballe des Zufalls. Wortbrüchig gegen die Constitution, indem sie dem Königthum ihren Beistand versagte, scheu im Angesichte der Republik, hatte sie weder Plan, noch Politik, noch Kühnheit. Sie gab allen Parteien das Recht, sie zu verachten. Die Geschichte wird sie strenger richten, als irgend eine der Ständeversammlungen, welche die Revolution personificirten. Zwischen die constituirende Versammlung und den Nationalconvent gestellt, erbleichte sie vor diesen beiden großen Brennpunkten, in deren einem philosophische Größen, im andern der revolutionäre Willen der Nation ihr Licht concentrirten. Sie zertrümmerte nichts, sie gründete nichts; sie half Allem auseinander fallen. Sie empfing von ihren Vorgängern eine Constitution, die sie aufrechthalten, ein Königthum, das sie reformiren, ein Land, das sie vertheidigen sollte. Sie ließ bei ihrem Rücktritt Frankreich ohne Constitution, ohne König, ohne Armee. Sie verschwand in einer Emeute. Ihre einzigen Spuren waren Trümmer. Muß man sie dessen anklagen, muß man die Schwierigkeit der Zeit dessen anklagen? Aber war die Zeit weniger schwierig, waren die Ereignisse weniger unlenksam für die constituirende Versammlung beim Ballhauseide, in den Oktobertagen, am 14. Juli, bei der Flucht des Königs? Waren die Zeiten sanfter für den Convent beim Antritte seiner Herrschaft in der Anarchie, bei der Proklamation der Republik, beim Einfalle in die Champagne, beim Aufstande der Vendée, bei der Belagerung von Lyon? Offenbar, nein. Aber diese äußersten Schwierigkeiten fanden in diesen beiden Körpern eine Politik und einen Willen, welche diesen äußersten Verhältnissen gewachsen waren. Woher diese Verschiedenheit zwischen zwei politischen Körpern, die aus einem und demselben Volke hervorgegangen waren

und in einer und derselben Epoche wirkten? Um offen zu sagen, der Grund lag in Folgendem: Die gesetzgebende Versammlung, im Haß gegen die Aristokratie und im Mißtrauen gegen das Volk, aus jenen gemäßigten Mittelklassen genommen, die in der Zeit der Krisis nur die Verneinungen des Guten und des Bösen sind, hatte in den Elementen, aus denen sie bestand, weder den politischen Geist der höhern Klassen, noch das patriotische Gemüth des Volks. Die constituirende Versammlung war die Repräsentation des Gedankens Frankreichs, der Convent die Repräsentation der schwärmerischen Begeisterung der Massen. Die gesetzgebende Versammlung vertrat nur die Interessen und Eitelkeiten des Mittelstandes. Ausdruck dieses ehrbaren, aber in seinen Gewohnheiten selbstsüchtigen Bürgerthums, brachte sie der Regierung in dieser großen Krisis nur die mittelmäßigen Gedanken, die hohle Eitelkeit, die kleinliche Klugheit jenes Theiles der Nation, dessen Schüchternheit zugleich seine Tugend und sein Fehler ist. Sie wußte zu schreiben und zu sprechen, sie wußte nicht zu handeln. Sie hatte Redner, sie hatte keine Staatsmänner. Mirabeau war in der constituirenden Versammlung der souveräne Ausdruck jener Aristokratie gewesen, die, nachdem sie zuerst in den höhern Kreisen der Gesellschaft die Strahlen der freiern Erkenntniß einer Epoche in sich gesogen, nach dem Ruhme trachtete, dieselben über das Volk auszugießen, und aus Edelmuth revolutionär aus Stolz volksthümlich wird. Danton, Robespierre waren der furchtbare Ausdruck der Leidenschaften eines kaum erst von seinen Ketten befreiten Volkes, das um jeden Preis der Zukunft die Revolution erhalten will, welche man ihm gebracht hat, und das weder ein Interesse gegen eine Idee, noch ein Leben gegen ein Prinzip abwägt. Brissot, Gensonné, Guadet waren nur Redner, zuweilen erhaben, stets machtlos. Sie hatten nie ein festes Ziel, oder sie rückten dieses Ziel immer weiter hinaus oder weiter herein. Sie gaben der

Revolution bald einen zu schwachen und bald einen zu starken Anstoß, der sie hinter ihrem Gedanken zurückließ oder über ihren Gedanken hinausführte. Sie verlangten eine Gewalt und untergruben sie; sie fürchteten die Anarchie und verschworen sich, sie herbeizuführen; sie verlangten die Republik und sie schoben sie hinaus. Die Nation wurde ungeduldig über ihre Unentschiedenheit, durch welche sie zu Grunde gerichtet wurde; sie vollendete ihr Werk, und sie verschwanden.

Am 10. August war das Volk staatsmännischer, als seine Führer. Eine Krisis war nothwendig, oder Alles ging in den Händen dieser Gesetzgeber zu Grunde, welche die Bewegung wollten ohne Erschütterung, die Freiheit ohne Opfer, die Monarchie ohne Königthum, die Republik ohne Schwanken, die Revolution ohne Bürgschaft, die Herrschaft des Volkes ohne dessen Einschreiten, den Patriotismus ohne jenes Fieber der Begeisterung, das den Nationen den Wahnsinn und die Kraft der Verzweiflung gibt. Ein Volk konnte diesen Zustand voll Widersprüche nicht auf die Dauer herrschen lassen, so lange es noch bei gesunder Vernunft war. Frankreich war im Schiffbruche begriffen. Die Nationalversammlung ergriff das Steuerruder nicht. Das Volk riß es ihr mit jener Eingebung des Augenblicks und jener Kühnheit des Entschlusses aus der Hand, welche Alles wagt, um Alles zu retten, wenn Alles unvermeidlich dem Untergange geweiht ist. Das Uhrwerk der Constitution stand still. Ein Blick zeigte dem Volke, daß man es nicht mehr repariren konnte. Es zerschlug dieses Uhrwerk — die That des 10. August.

Die Thränen, das Blut, die Verbrechen dieses Tages fielen nicht sowohl dem Volke zur Last, welches ihn beging, als vielmehr der Nationalversammlung, welche ihn unvermeidlich machte. Hätte die gesetzgebende Versammlung die volle Einsicht gehabt, hätte sie die Diktatur angenommen, hätte sie die Constitution verschleiert, den König suspendirt und entfernt, das König-

thum während der Krisis unter Vormundschaft genommen: es wäre ihr möglich gewesen, der Intervention der Piken zuvorzukommen, die monarchische Regierungsform zu erhalten, die Nation zu bewaffnen, die Grenzen zu schützen, das Blut der Schlachtopfer des 10. August und des 2. September zu schonen und Frankreich den Schmerz über das Schaffot seines Königs zu ersparen. Ihre Schwäche rief diese Ausschweifungen und Greuelthaten der Volkswuth hervor. Wehe den Staaten, wenn das Haupt der Nation nicht die überdachte Initiative der großen Entschlüsse ergreift und sie der Insurrektion überläßt. Was das Volk berührt, wird immer mit Gewaltthätigkeit zerschlagen oder mit Blut befleckt. Die Nationalversammlung stand unter der Krisis. Sie besaß das Talent, die Einsichten, den Patriotismus, die Tugenden sogar, deren die Gründer der Freiheit bedürfen; es fehlte ihr nur an Charakter. Charakter ist der Geist der That. Diese Männer hatten nur den Geist des Wortes und den Geist des Todes. Schön zu reden und schön zu sterben war ihre Bestimmung.

2.

Der 10. August machte sich im ganzen Reiche und in ganz Europa fühlbar. Die fremden Kabinette und die Ausgewanderten, so sehr sie die Katastrophe, die Einkerkerung des Königs, die Aufmunterung des revolutionären Geistes durch den Triumph des Volkes von Paris beklagten, freuten sich insgeheim über die krampfhaften Bewegungen, durch welche Frankreich wahrscheinlich zerrissen werden sollte. Ein Bürgerkrieg war der mächtigste Verbündete des Auslandes. Die anarchische Regierung einer Ständeversammkung eignete sich am wenigsten zur Leitung eines Nationalkrieges. Frankreich ohne Oberhaupt, ohne Einheit, ohne Verfassung mußte, wie die Verbündeten glaubten, Stück um Stück unter der Macht der Coalition fallen. Zudem benahm die Erstürmung dieses Schlosses, die

Schlachtung dieser Garden, die Erniedrigung dieser königlichen Familie durch die Insurrektion denjenigen Mächten, welche noch schwankten, jeden Vorwand der Zögerung und Schonung. Frankreich hatte allen Monarchien den Handschuh hingeworfen; man mußte ihn aufheben oder allen Thronen Europa's die Kraft absprechen, sich gegen den Geist der Unruhe und Empörung zu halten, der überall siegte, wenn er in Paris Sieger war. Selbst England, das bis jetzt der Reform in Frankreich so günstig gewesen, faßte einen Widerwillen gegen eine Bewegung der Geister, welche die Grenzen und die Form seiner eigenen Verfassung überschritt. Indem sich Frankreich in das Unbekannte stürzte, entfremdete es sich alle Wünsche, alle Hoffnungen, die es bis jetzt begleitet hatten. Die Sturmglocke der Throne ertönte in Paris. Die Verbündeten und die Ausgewanderten beantworteten ihre Klänge mit Annäherung an die Grenzen. Der Herzog von Braunschweig selbst faßte wieder Vertrauen, zog seine Streitkräfte zusammen und setzte sich in Bewegung.

3.

Im Innern schloß sich im Norden, im Osten und im Süden Frankreichs Alles einmüthig an den 10. August an. Bloß das platte Land der Vendée gerieth in Aufregung und brachte einige Symptome des Bürgerkriegs zum Ausbruch. Sonst verbargen die Royalisten und die Constitutionellen voll Bestürzung überall ihren Groll und ihren Schmerz. Die Girondisten und Jakobiner vereinigten sich, um durch die Urversammlungen Männer von extremer Richtung, alterthümlicher Farbe, unversöhnlichem Hasse gegen das Königthum in den Convent wählen zu lassen. Frankreich fühlte, daß die Stunde der schüchternen Maßregeln vorüber war, und daß das Vaterland keinen andern Wall mehr hatte, als seine Bajonette. Es bedurfte in seinen Rathsversammlungen, wie

an seinen Grenzen Männer, welche nicht hinter sich sehen konnten. Es suchte diese Männer, es fand sie, es wählte sie. Es gab ihnen kein anderes Mandat, als die Rettung der Nation und die Rettung der Freiheit.

Die Armee, die unter den Befehlen von Generalen stand, welche der Constitution, und von Offizieren, welche noch dem Könige ergeben waren, staunte über die unerwartete Nachricht von dem Umsturze der Verfassung und dem Triumphe der Jakobiner. Sie schwankte einige Augenblicke, welche ein gewandter und angesehener Führer hätte benützen können, sie zum Angriff auf Paris hinzureißen; aber der Sieg hatte noch keinem General das Recht gegeben, sich einer Bewegung des Volkes entgegenzustemmen. Der alte Luckner, welcher die Stelle eines Oberfeldherrn begleitete, stammelte, zu Metz vom Stadtrathe und vom Klub befragt, auf welche Seite er die Armee treten lassen wolle, eine unbestimmte Billigung des Staatsstreiches von Paris. Als er am folgenden Tage von seinem Lieutenant Lafayette eines Andern belehrt wurde, sprach er anders und hielt eine Rede an seine Truppen, worin er sie vor den Aufwieglern warnte, welche von Paris kommen würden. Eine alte Kriegspuppe, die nicht im Stande war, die Politik zu begreifen, stammelte Luckner wie ein Kind Alles nach, was man ihm vorsagte. Die Ankunft der Commissäre der Nationalversammlung, welche zu den Armeen geschickt wurden, sie aufzuklären und zu gewinnen, ließ ihn die Sprache zum dritten Mal wechseln.

Zu Valenciennes proklamirte der General Dillon in einem Tagesbefehl, daß die Constitution verletzt worden sei und die Meineidigen zur Strafe gezogen werden müssen. Einige Tage darnach widerrief er in einem Schreiben an die Nationalversammlung. Montesquiou, bei der Südarmee, sprach sich gelinde für Aufrechthaltung der Constitution aus. Zu Straßburg entrüsteten sich der Maire Dietrich, der General Viktor de

Broglie und Caffarelli du Falga über das Attentat auf die Unverletzlichkeit des Königs. Der General Biron, ein Freund des Herzogs von Orleans und Anhänger der Jakobiner, von denen er gehoben wurde, erstickte diesen Keim der Empörung und übergab seine Armee der siegreichen Partei. Lafayette allein faßte einen Entschluß und nahm eine politische Haltung an.

4.

Dieser General hatte sein Hauptquartier zu Sedan, dem Hauptorte der Ardennen. Er erfuhr die Ereignisse des 10. August durch einen Offizier seiner Armee, der sich während des Kampfes in Paris befand, durch die Barrièren eilte und seinen General von dem Gemetzel und den Beschlüssen des Tages in Kenntniß setzte. Durch diese Bewegung überholt, glaubte sich Lafayette stark genug, sie durch eine Föderation seiner Armee und der Departemente zu hemmen. In Ermanglung der Centralgewalt, der er dem Gesetze gemäß Gehorsam schuldig gewesen wäre, erbat er sich Befehle von den Administratoren des Departements der Ardennen. Sein Plan war, eine Art Congreß der vereinigten Departemente zu bilden. Der Kern dieser Föderation lag für ihn in den drei Departementen der Ardennen, der Aisne und der Maas, auf deren Gesinnung er rechnen zu können dachte. Er glaubte nicht sehr an den Erfolg; aber er glaubte an seine Pflicht, und er erfüllte sie mehr in der Eigenschaft eines Bürgers, als in der Eigenschaft eines Parteihaupts. Von diesen Schwankungen der Armee in Kenntniß gesetzt, schickte die Nationalversammlung Commissäre ab, sie den verdächtigen Generalen zu entreißen.

Aber Lafayette vertraute bei allem Edelmuth seines Charakters und bei aller Aufopferung seines Lebens für ein Parteihaupt zu sehr der bloßen Macht des Gesetzes. Statt seine Truppen im Schwung der Bewegung fortzureißen, ließ er sie in unbeweglicher Ruhe nachdenken. Ihre Begeisterung für ihn

und ihre Anhänglichkeit an die Constitution erkalteten in dieser Zögerung. Von der Nationalversammlung am 19ten verlassen, fühlte er, daß ihn sein Glück verließ, daß seine Popularität überwältigt war, und daß die Revolution, die ihm entschlüpfte, sich gegen ihn kehren würde. Er beschloß, sein Vaterland zu verlassen, und verurtheilte sich selbst zu der Verbannung, welche es über ihn auszusprechen im Begriffe stand. Alexander Lameth, die beiden Brüder Latour-Maubourg, Bureau de Pusy, ein Patriot, trefflicher Soldat und Staatsmann, seine Adjutanten nebst einigen andern Offizieren begleiteten ihn auf seiner Flucht. Lafayette wollte nach Holland und von da nach Amerika gehen. Nachdem er eine Nacht gereist war, fiel er einem feindlichen Detachement in die Hände. Er wurde erkannt und nach Namur geführt. Sein Name war sein Verbrechen in den Augen der kaiserlichen Generale. Das Haupt der französischen Insurrektion, der Protektor Ludwig's XVI., der General des Volkes von Paris war eine zu unerwartete und zu glänzende Beute, als daß die verbündeten Könige ihn großmüthig vom Kampfplatze sich zurückziehen lassen wollten. Von seinen Freunden getrennt, von Festung zu Festung bis in die Kerker von Olmütz geschleppt, ertrug Lafayette eine lange und beschwerliche Gefangenschaft mit der Geduld der Ueberzeugung. Märtyrer der Freiheit, nachdem er der Held derselben gewesen, erlitt sein öffentliches Leben von diesem Tage an eine Unterbrechung von dreißig Jahren. Die Revolution rief ihn auf den Schauplatz der Geschichte zurück. Seine Freunde und seine Feinde erkannten ihn an denselben Grundsätzen, an denselben Tugenden, an denselben Täuschungen.

5.

Die Entfernung Lafayette's und die Unterwerfung seines Armeecorps benahm der Nationalversammlung die Unruhe über die Stimmung der Truppen, ließ sie aber wegen der Grenzen

zittern. Die Girondisten, die in der Person Servan's, Clavière's und Roland's wieder ins Ministerium getreten waren, sahen ihren nahen Kampf mit den Jakobinern voraus und fühlten deßhalb, wie wichtig es sei, der Armee ein Oberhaupt zu geben, das ihnen zugleich den Sieg über die äußern Feinde verbürgen und eine Stütze gegen die innern leihen würde. Ehemalige Collegen Dumouriez', wich ihr Groll gegen diesen General dem hohen Begriff, den ihnen dieser Mann von seinen Talenten beigebracht hatte. Seinerseits hatte Dumouriez das Ereigniß vom 10. August mit der Sicherheit seines Blicks geprüft und beurtheilt. Die Krisen werden nicht eher rückgängig, als bis sie sich erschöpft oder ihre Evolution durchgemacht haben. Die Krisis machte einen Schritt weiter, man mußte diesen Schritt mit ihr machen, sonst ließ sie die Unentschiedenen hinter sich. Dumouriez beklagte das Unglück des Königs. Aber wenn er der Nation den Eid verweigerte, richtete er sich zu Grunde, ohne Ludwig XVI. zu retten. Ueberdies mochte die Regierung eine Form annehmen, welche sie wollte, das Vaterland blieb immer. Das Vaterland zu retten, war die einzige Politik, welche in einem solchen Augenblicke dem Soldaten geziemte. Das Schlachtfeld war der Weg zur Macht. Während die übrigen Generale mit der Nothwendigkeit kämpften oder einen unmächtigen Widerstand versuchten, sagte Dumouriez, in sein Lager von Maulde bei Valenciennes eingeschlossen, Dillon keck den Gehorsam auf, weigerte sich, sein Heer dem Königthume den alten Eid schwören zu lassen, und stellte sich dem Gang der Ereignisse zu Gebot. Im Augenblicke wurde ein geheimer Briefwechsel zwischen seinen ehemaligen Collegen Servan, Roland, Clavière und diesem General eröffnet. Andererseits knüpften die Jakobiner mit Dumouriez Verbindungen an, welche der Zufall hervorgerufen hatte und die Gewandtheit des Generals zur Gründung seines Glücks zu benützen wußte.

6.

Der junge Couthon, ein Freund Robespierre's und Abgeordneter der Auvergne in der gesetzgebenden Versammlung, gebrauchte in diesem Augenblicke die Bäder von St. Amand. St. Amand liegt an den Thoren von Valenciennes in der Nähe von Dumouriez' Lager. Der General und der Abgeordnete waren sich begegnet und hatten sich oft mit einander unterhalten. Diesen Mann umstrahlte die Glorie seiner Zukunft. Seine Begeisterung entzückte Diejenigen, die in seine Nähe kamen. Couthon wurde, wie einst Gensonné, durch den Zauber gefesselt, der dem Geiste Dumouriez' eigen war. Er ahnte den Retter des Vaterlandes.

Couthon, ein junger Rechtsanwalt von Clermont, ehe er in die Nationalversammlung, später in den Convent gewählt wurde, trieb seinen Glauben an die Revolution bis zum Fanatismus. Damals mild und besonnen, wurde dieser Fanatismus später blutdürstig. Der Herd dieses Gemüthes, voll von Liebe und Hoffnung für die Menschheit, wurde zum Krater eines innern Vulkans gegen die Feinde seiner Ideen. Je schöner die Träume des Meuschen sind, desto schwerer wird er gegen Alles gereizt, was dieselben zerstört. Couthon war Philosoph. Seine Miene war hold, sein Blick heiter, seine Unterhaltung ernst und melancholisch. Eine junge Gattin und ein Kind, die um ihn waren, nährten die Zärtlichkeit seiner Seele und trösteten seine Gebrechlichkeit; Couthon war des Gebrauches seiner Beine beraubt. Die Ursache dieser Gebrechlichkeit weckte die Theilnahme an seinem Unglück. Als er einst während einer dunkeln Winternacht ein sumpfiges Thal der Auvergne durchstreifte, um das Mädchen seiner Liebe verstohlenerweise zu sprechen, verirrte er sich in der Finsterniß. Bis Anbruch des Tages in einen Eispfuhl begraben, der unter dem Gewichte seines Körpers immer tiefer einsank, kämpfte er die ganze Nacht lang

gegen den Tod an und entrann ihm nur mit erstarrten und gelähmten Gliedern. Man ahnte zu St. Amand die künftige Rolle Couthon's nicht. Man bemerkte kein Blut in seinen Träumen.

Die drei Abgeordneten Delmas, Dubois-Dubais und Bellegarde, welche an die Armee Dillon's geschickt wurden und am 14. August nach Valenciennes kamen, hatten Befehl, Dillon und Lanoue abzusetzen. Diese beiden Generale hatten mit Anerkennung des 10. August gezögert. Jetzt reuig und unterwürfig, flehten sie die Gnade der drei Commissäre an. Diese waren im Begriff, sie ihnen zu bewilligen. Couthon, ihr College, eilte von St. Amand nach Valenciennes, rühmte die Talente und die Thatkraft Dumouriez' und wirkte ihm von der Nationalversammlung den Oberbefehl über die beiden Armeen Lanoue's und Lafayette's aus. Westermann, der Freund Danton's, sein Schwertführer am 10. August und jetzt sein Emissär bei den Armeen, eilte nach dem Besuche des Lagers von Sedan nach Valenciennes. Er schilderte Dumouriez lebhaft die Desorganisation der Armee Lafayette's, die Desertion der Offiziere, die Unzufriedenheit der Soldaten, den schlechten Geist der Ardennen und die bevorstehende Verletzung des französischen Gebiets, wenn der Feind, der bereits Longwy genommen, nach der Champagne vorrückte. Mit Danton's Vertrauen bekleidet und von dem ganzen Feuer des Patriotismus beseelt, das er von Paris brachte, goß Westermann seine Ueberzeugung Dumouriez ein und riß ihn mit sich fort. Gewohnt, mit den Parteiungen zu unterhandeln und die halb ausgesprochenen Gedanken ihrer Führer zu verstehen, begriff der General, daß Danton in der Person Westermanns einen Agenten bei der Armee zu haben wünschte; er machte diesen jungen Offizier zum Knoten seiner Verbindungen mit Danton. Seinerseits wurde Westermann wie alle Andern in die Sphäre der Bewegung und des Geistes Dumouriez' hineingerissen. Gekommen,

um ihn zu beobachten, bewunderte er ihn und diente ihm mit Leidenschaft. Der General, der die Leute nach ihrem Werth, nicht nach ihrem Grade zu verwenden wußte, erkannte auf den ersten Blick in Westermann ein kriegerisches Herz, einen feurigen Geist, einen eisernen Arm; er fesselte ihn an sich.

7.

Dumouriez traf während der Nacht vom 25sten auf den 26. August seine Anordnungen zum belgischen Feldzuge, auf den er noch nicht verzichtete. Er berief den General La Bourdonnaye von Lille, wo derselbe befehligte, und übergab ihm den Oberbefehl über die Armee von Valenciennes in seiner Abwesenheit. Er trat am 26sten mit Westermann, einem einzigen Adjutanten und dem tapfern Baptist, seinem Kammerdiener, dessen Tapferkeit und Aufopferung für seinen Herrn später eines der Werkzeuge seines Ruhmes und der Erfolge der Armee wurde, die Reise nach Sedan an. Am 28sten im Lager Lafayette's angekommen, wurde Dumouriez mit Kälte und Murren von einer Armee empfangen, welche den Führer, den man ihr gibt, nicht kennt, und den Führer, den sie verloren hat, bedauert. Der Zukunft versichert, ließ sich der General durch diesen Empfang nicht einschüchtern. Er bot den feindseligen Blicken die Stirne und vertraute dem Gefühle seiner Ueberlegenheit, die ihm die Herzen erobern würde. Ohne Equipage und Kriegspferde angekommen, bestieg er eines der Pferde Lafayette's, musterte die Truppen und redete sie an. Das Fußvolk zeigte sich finster, aber fest, die Reiterei beinahe aufrührerisch. Als er die Reihen hinunterritt, vernahm er beleidigende Aeußerungen gegen ihn. „Das ist der Mann," sagten die Soldaten unter einander, „der die Kriegserklärung veranlaßte und Schuld an den Gefahren des Vaterlandes und an dem Tod unserer Brüder zu Longwy ist." Dumouriez hielt sein Pferd an, warf einen stolzen Blick auf die Schwadronen

und sagte: „Gibt es unter Soldaten einen Menschen, welcher feig genug ist, sich über den Krieg zu betrüben, und glaubt ihr die Freiheit zu erobern, ohne euch zu schlagen?“ Dieses Wort führte, wo nicht das Vertrauen, doch die Ehrfurcht auf die Stirne der Offiziere und Soldaten zurück. Der Blick Dumouriez', die Gegenwart Westermann's, des Siegers vom 10. August, noch bedeckt mit dem Blute der Schweizer und der Begeisterung des Pariser Volks, geboten den Truppen Achtung. Sie sahen sich durch die Einnahme von Longwy zwischen die Bajonette der Preußen und die Verachtung der Nation gestellt, welche sie im Auge hatte. Sie rafften ihre Kraft wieder zusammen.

Die Karte lag auf dem Rathstische, die betreffenden Streitkräfte waren darauf angegeben, die Entfernungen darauf abgemessen; Dumouriez eröffnete die Sitzung, entwickelte die Lage und fragte um die Meinung. Dillon nahm das Wort zuerst. Er zeigte auf der Karte den Punkt Châlons als die Position, die man vor dem Feinde erreichen müsse, wenn man ihm bei Zeiten den Eingang in die Ebenen Frankreichs und den Weg nach Paris abschneiden wolle. Den Zirkel in der Hand, maß er die Entfernung von Châlons nach Verdun und von Châlons nach Sedan; er zeigte, daß der Feind schon unter den Mauern von Verdun näher bei Châlons sei, als die Vertheidigungsarmee, setzte mit viel Folgerichtigkeit und Nachdruck auseinander, daß die Erhaltung der Hauptstadt von größerer Wichtigkeit für die Nation sei, als die Erhaltung der Ardennen, und schloß mit dem Vorschlage, noch in derselben Nacht gegen Châlons aufzubrechen und den General Chazot nebst einigen Bataillonen im befestigten Lager von Sedan zurückzulassen. Der ganze Kriegsrath trat dieser Ansicht bei. Dumouriez schien sie durch sein Stillschweigen zu billigen und befahl Dillon, mit der Vorhut aufzubrechen und sie auf das linke Marneufer zu verlegen, als wäre die Bewegung gegen Châlons in seinen

Gedanken genehmigt. Sie war es nicht. Kaum war der Kriegsrath entlassen, als sich Dumouriez dem Generaladjutanten Thouvenot, an dem er während Dillon's Rede einen nachdrücklichen Blick und eine ausdrucksvolle Physiognomie bemerkt hatte, und den er nun bei sich behielt, wie einem Vertrauten eröffnete, welcher im Stande wäre, einen großen Gedanken zu begreifen und auszubrüten. „Der Rückzug gegen Châlons," sagte er, „ist ein kluger Gedanke. Aber die Klugheit der großen Gefahren ist die Kühnheit. Man muß das Geschick täuschen, indem man mehr Zuversicht zeigt, als dieses Widerwärtigkeit. Sich vor einem zahlreichen und thätigen Feinde hinter die Marne zurückziehen, heißt Frankreich das Signal der Schwäche und Muthlosigkeit geben; heißt den Krieg mit einer rückgängigen Bewegung eröffnen, die immer einer Niederlage gleicht; heißt endlich den Verbündeten die fruchtbaren Ebenen von Epernay und Reims preisgeben und den Weg nach Paris bahnen, auf welchem sie nach der Marne kein Hinderniß mehr aufzuhalten vermag." Dann auf der Karte eine lange Waldlinie von Sedan bis Sainte-Menehould, zwischen Verdun und Châlons — damals ein unbekannter, später ein nationaler Name — mit dem Finger verfolgend, fuhr er gegen Thouvenot fort: „Hier sind die Thermopylen Frankreichs; wenn ich so glücklich bin, sie vor den Preußen zu erreichen, ist Alles gerettet."

Diese querlaufende Bewegung Dumouriez' brachte die französische Armee den Preußen näher, statt sie von ihnen zu entfernen, und wies ihnen kühn den Kampfplatz auf demselben Boden an, den sie bereits inne hatten; denn von Verdun, wo der König von Preußen lag, ist es in den Mittelpunkt des Argonner Waldes nicht so weit, als von Sedan, wo Dumouriez lag. Thouvenot wurde durch die Begeisterung überzeugt, womit dieser Strahl des Genius sein militärisches Auge plötzlich erleuchtete. Er ging auf die Idee ein, als wäre es seine eigene gewesen. Bezwungen durch die Ueberlegenheit des Cha-

rakters und des Geistes, die er an seinem Vorgesetzten entdeckte, wurde er von diesem Tage an sein nächster Begleiter und sein Freund. Er war einer von jenen Menschen, deren Geist in der Dunkelheit der Unterordnung schlummert, bis eine geschickte Hand die Feder desselben trifft. Er hatte Lafayette geachtet, er machte Dumouriez zu seinem Abgott. Ein guter Offizier unter dem Ersteren, wurde er zum Helden unter dem Letztern. Der Mann macht den Mann. Die Seele einer Armee liegt im General.

8.

Glücklich, sich verstanden zu sehen, gab Dumouriez, der seit dem Vorabende seiner Abreise von Valenciennes nicht mehr geschlafen hatte, Thouvenot den Auftrag, die einzelnen Vorbereitungen zu dieser Bewegung zu treffen, und schlief einige Stunden über seinen Gedanken. Große Entschlüsse beruhigen große Geister. Bei seinem Erwachen schickte er an Beurnonville, den er zu Valenciennes gelassen hatte, den Befehl, ihm neuntausend Mann Fußvolk und Reiterei zuzuführen, die für den Augenblick im Lager von Maulde unnütz waren. Er schickte auf allen Straßen sichere Couriere und Offiziere aus, um Luckner von seinen Bewegungen in Kenntniß zu setzen und sich die seinigen mittheilen zu lassen. Er benachrichtigte den alten General, daß er das ganze Gewicht einer Armee von achtzigtausend Preußen nach der Argonne ziehen wolle, bezeichnete ihm den wahrscheinlichen Punkt, auf welchem die Vereinigung der Armee von Metz und der Armee von Sedan, wenn sie bewerkstelligt werden könnte, die Schlacht entscheiden und das Vaterland retten würde. Er entnahm den Zeughäusern von La Fère und Douai die Kriegsvorräthe, von denen er entblößt war. Endlich ersetzte er die Generale, welche Lafayette mitgenommen hatte, durch andere. Dangest, Diettmann, Ligneville, Chazot, Miaczinski, Offiziere, die vom Soldaten ge-

liebt wurden, empfingen die Grade als Generallieutenants und Generalmajors. Der Generalstab war unzuverlässig, mißvergnügt, schwankend und meuterisch; er setzte ihn aus Männern zusammen, die ihm ihr Glück verdankten, und die er an das seinige fesselte. Die Armee hatte ein Haupt; in vierundzwanzig Stunden hatte dieses Haupt Arme. Er theilte dem Kriegsminister Servan seinen Vertheidigungsplan mit. Er setzte Danton durch Westermann auf vertraulichem Wege von dem kühnen Entschlusse in Kenntniß, den er gefaßt hatte. Selbst durch Westermann von den patriotischen Zuckungen unterrichtet, wodurch er Frankreich zu erschüttern gedachte, um Tausende von Vertheidigern an die Grenzen zu treiben, gab Dumouriez Châlons und Sainte-Menehould als Lagerplätze für die Freiwilligen an, die aus dem Innern kommen würden. Er versah diese beiden Lager mit den erforderlichen Lebensmitteln und Futtervorräthen. Unabläßig zu Pferde oder im Rathe, vervielfältigte er sich, um allen seinen Truppenabtheilungen persönlich bekannt zu werden. Er löschte Lafayette aus ihren Augen, um ihn in ihren Herzen zu ersetzen. Lafayette war mehr Bürger, Dumouriez mehr Soldat. Die Armee gab sich ihm besser hin; er wandelte sie ganz um; er theilte sie in verschiedene Corps und stellte an die Spitze eines jeden derselben einen General, der mit seinem Ruhm für das Betragen seiner Soldaten verantwortlich war. Nachdem er den General Dillon, wie man gesehen hat, am vorhergehenden Abende mit Lafayette's Vorhut beseitigt hatte, um ihn an das äußerste Ende des Argonner Waldes zu stellen und sich auf mehre Tage von diesem Theile der Armee zu trennen, bildete er eine zweite Vorhut und gab ihr Stengel, den tapfern und kühnen Oberst des Husarenregiments Berchiny, zum Befehlshaber. Da es zur Ausführung seines Planes und zur Entwicklung seiner Truppen in den verschiedenen Stellungen, welche er in der Argonne einnehmen wollte, nöthig war, daß Verdun wenigstens einige

Tage lang Widerstand leistete, ließ er den General Galbaud mit einer Verstärkung von dreitausend Mann abgehen, um sich nach Verdun zu werfen und es so lange als möglich zu halten. Nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, studirte er das Terrain, auf welchem er die französische Armee aufzustellen gedachte, die Bedeutung der verschiedenen Posten, die er zu vertheidigen haben würde, und die Mittel, seine Truppen vor dem Feinde an Engpässe zu bringen, denen der ihm an Zahl überlegene Feind näher war, als er. Das tiefste Geheimniß war für ihn nothwendig. Wenn man seinen Gedanken vermuthete, war er vereitelt. Ein Anzeichen vernichtete den Plan.

9.

Der Argonner Wald hat eine Länge von fünfzehn französischen Meilen von Sedan bis Sainte-Menehould, und eine abwechselnde Breite von zwei bis vier Meilen. Er zieht sich über einen bergigen Boden, welcher von Flüssen, Teichen, Bächen, Sümpfen, Schluchten durchschnitten ist, die ihn durch Vereinigung ihrer Hindernisse mit den Hindernissen des Waldes selbst zu einem für eine Armee unübersteiglichen Bollwerk machen. Dieser Wald trennt die reichen Provinzen der drei Bisthümer von den unfruchtbaren Ebenen der Champagne. Der Saum des Waldes an seinen beiden Abdachungen zieht sich in bewässerten und grünen Gehängen hin, die durch Weiden und Ackerland mit Pachthöfen und Weilern bevölkert worden waren. Es ist ein langer Arm der Ardennen, der sich mitten in die Ebenen der Champagne hineinstreckt.

Man kann diesen Wald nur in der Richtung von fünf Hauptlichtungen durchziehen, welche durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens, das Bett der Gewässer, die Ausrodungen des Gehölzes, die Linie der Straßen in seine dichte Masse gegraben und gebahnt sind. Diese fünf Pässe besetzt, befestigt und vertheidigt, und das mittlere Frankreich ist geschützt. Der

erste dieser Pässe, der Sedan am nächsten liegt, ist der Chêne-le-Populeux; breit und ohne natürliches Hinderniß, gibt er der Straße von Rhetel nach Sedan Raum.

Der zweite nennt sich die Croix-au-Bois. Er ist nur ein Hohlweg für Holzhauer. Der dritte ist der Paß von Grandpré, im Mittelpunkte des Waldes gelegen. Die Natur hat diese Lichtung zum Lagerplatz einer Vertheidigungsarmee geschaffen; ein Amphitheater, zwischen zwei Flüssen gelegen, welche es decken, vom Walde begrenzt, der seine Flanken schützt, fällt in jähem Abhang gegen die Seite des Feindes ab und gibt den Truppen, welche diese Stellung besetzt halten, ein überlegenes Terrain, Schutz für ihre Flügel und eine natürliche Brustwehr für den Wall, den sie mit ihrem Feuer krönen; die Straße von Stenay nach Reims durchzieht es. Der vierte Paß ist die Chalade, welche die Städte Varennes und Sainte-Menehould mit einander in Verbindung setzt. Der fünfte endlich, oder die Islettes, öffnet sich für die Hauptstraße von Verdun nach Paris; jenseits der Islettes dacht sich der Wald sanft ab und verliert sich in das Dorf Passavant und die Ebenen, die sich ohne Wellenlinien bis Bar hinziehen.

10.

Dies war das Thor, welches Dumouriez mit einer Armee von siebenundzwanzigtausend Kämpfern einem Heere von neunzigtausend Mann verschließen wollte, welches von seinen ersten Erfolgen berauscht, es nicht erwarten konnte, die Champagne zu überschwemmen und auf Paris loszustürmen. Die Hauptschwierigkeit war, bei Zeiten an Ort und Stelle zu kommen. Zwei Wege standen Dumouriez hiezu offen. Der erste und sicherere war, die Armee von Sedan nach Vouziers und Sainte-Menehould zu führen, indem er seinen Marsch gerade durch den Wald eröffnete und die Hochebene der Argonne zwischen dem Feind und seiner Armee liegen ließ; der zweite, vor den

Augen des Feindes am Saume des Waldes hin gegen die Pässe der Argonne vorzurücken und im Vorüberziehen dem General Clairfayt die Stirne zu bieten, der bereits mit zwanzigtausend Mann in Stenay lag. Der erste dieser Wege war um die Hälfte weiter und hatte, indem er zu viel Zeit wegnahm, den doppelten Nachtheil, daß er die Absicht des Generals verrieth und den General Clairfayt und den Herzog von Braunschweig aufforderte, den Einen, den Paß von Grandpré, den Andern, den Paß der Islettes zuerst zu besetzen; und hatten die Preußen diesen Posten genommen, so war die französische Armee nach Châlons und bald unter die Mauern von Paris zurückgeworfen. Der zweite Weg führte die Vorhut Dillon's in drei Märschen an die Islettes, und Dumouriez in zwei Märschen nach Grandpré. Aber um zu seinem Zweck zu gelangen, mußte man entweder Clairfayt zuvorkommen, welcher nur sechs Stunden von Grandpré stand, während Dumouriez zehn Stunden davon entfernt war; oder man mußte Clairfayt täuschen und einschüchtern, indem man unmittelbar gegen sein Standquartier Stenay rückte und ihn hinter die Maas zurückdrängte.

In dem Augenblicke, in welchem sich Dumouriez für dieses Wagestück entschied, erhielt er von General Galbaud einen Courier, welcher ihm meldete, daß Verdun von der preußischen Armee mit fünfzigtausend Mann belagert werde, und daß es unmöglich sei, diesem Platze Hülfe zu bringen. Er schickte als Antwort Galbaud den Befehl, sich gegen den Paß der Islettes zurückzuziehen und dort Dillon zu erwarten. Er schrieb an den General Duval, den er bei seinem Abgange von Valenciennes bei seiner frühern Armee im Lager zu Maulde gelassen hatte, er möchte mit seinen Truppen aufbrechen, das Lager von Maubeuge und alle Bataillone auf seinem Wege an sich ziehen und in Eilmärschen zu ihm stoßen. Er bezeichnete ihm als Posten, den er einnehmen sollte, den Paß Chêne-le-Populeux

bei Sedan. Unbesorgt über diesen Umzug, der durch die wahrscheinliche Dauer der Belagerung von Stenay auf einige Tage gedeckt war, zweifelte Dumouriez nicht daran, daß Duval noch bei Zeiten kommen werde, um den genannten Paß zu verschließen. Er versäumte es. Am 31. August setzte er sich in Bewegung. Der General Miaczinski hatte Befehl, einen verstellten Angriff auf Stenay zu machen; Dillon, ihn zu unterstützen und sich im Angesichte dieser Stadt aufzustellen. Miaczinski griff Clairfayt's Vorhut an der Spitze von fünfzehnhundert Mann heldenmüthig an, warf sie hinter die Maas zurück und beseitigte Stenay auf einen Augenblick. Aber statt Miaczinski zu unterstützen, blieb Dillon mit dem Reste seiner Vorhut unbeweglich am Saume des Waldes bei Mouzon stehen, und befahl sogar dem siegreichen Miaczinski, sich zurückzuziehen. Dieser Fehler Dillon's stellte Dumouriez' ganzen Plan bloß.

Im Vertrauen auf die Befehle, die er gegeben hatte, und im Glauben, Dillon befinde sich in Stenay, brach er am 1. September mit der Masse seiner Armee auf und rückte nach Mouzon. Erstaunt, Dillon dort zu finden, setzte er seinen Marsch fort und rückte vor Stenay, um dort in eigener Person die Demonstration eines Angriffes gegen Clairfayt zu erneuern. Er lagerte zwei Tage im Angesichte Clairfayt's, als wollte er ihm die Schlacht anbieten, während Dillon den Paß der Islettes besetzte, wohin er endlich die Vorhut am 3. September warf. Clairfayt blieb unbeweglich. Die verschiedenen Truppenabtheilungen Dumouriez' setzten sich in den Päßen fest, die ihnen angewiesen worden. Er selbst wendete sich plötzlich rechts und trat mit den fünfzehntausend Mann, welche sein Centrum bildeten, in den Paß von Grandpré. Dort schlug er sein Lager zwischen den beiden Flüssen Aire und Aisne auf, welche ihn von vorn und von hinten umschanzten; seine Artillerie stand vorn und über dem Lager, im Dorfe Senuc, seine Vorhut unter dem unerschrockenen Stengel jenseits der

Aire, mit einem Rückhalt, der durch zwei Brücken gesichert war, welche sie mit dem Lager in Verbindung setzten. Das Lager von Grandpré war in der Weise angeordnet, daß der Feind, wenn er es stürmen wollte, zuvor alle durch eine furchtbare Vorhut vertheidigten Posten werfen, ohne Brücken über die Aire setzen, und endlich unter dem dreifachen Feuer des Schlosses Grandpré, der Artillerie, welche im Dorfe Senuc stand, und endlich der Kanonen, welche die Vorderseite des Lagers deckten, in ein offenes und schmales Becken rücken mußte. Wächter dieser Feuerstraße, die man durchlaufen mußte, um in das Herz Frankreichs zu dringen, erwartete Dumouriez die Erhebung Frankreichs in seinem Rücken.

11.

Es war Zeit. Longwy war so eben in zwei Tagen genommen worden. Verdun war bedroht. Die preußische und die kaiserliche Armee, die durch die Unentschiedenheit ihres Generalissimus lange in Unthätigkeit gehalten worden, sollten durch ihre Ungeduld und den 10. August einen Anstoß empfangen, den ihnen ihr Führer zu geben sich weigerte.

Seit der Eröffnung dieses Krieges befolgte der Herzog von Braunschweig das Zaudersystem; aber durch Verzögerung des Angriffes gab er der Vertheidigung Zeit zur Selbsterkenntniß. Die Offensive soll dem Feind die Zeit nicht gönnen, die Defensive soll sie ihm Stunde um Stunde streitig machen; denn die Zeit, welche die Kräfte der Invasionsarmeen verzehrt, ist die erste Hülfsmacht der angegriffenen Nation. An die gelehrten und durchdachten Bewegungen der deutschen Kriegskunst gewöhnt, verfuhr der Herzog von Braunschweig mit der Umsicht und Langsamkeit eines Schachspielers. Es war das Gewerbe gegenüber der Begeisterung. Das Gewerbe mußte unterliegen.

Diese Langsamkeit wurde überdies durch die Unterhand-

lungen unterstützt, die sich im Hauptquartier der Verbündeten kreuzten. Man hat gesehen, daß bei der Conferenz zu Koblenz zwischen dem König von Preußen und dem Kaiser verabredet wurde, die französischen Ausgewanderten nicht mit den Operationsarmeen zu vereinigen, weil man fürchtete, Frankreich gegen das Joch aufzureizen, das ihm ein verhaßter Adel mit den Waffen in der Hand wieder aufzulegen die Miene haben würde. Der Kriegsrath des Königs von Preußen, Marquis von Bouillé, schlug eine Milderung dieser für die Ausgewanderten verletzenden Bestimmung vor. Hierauf wurde beschlossen, sie in drei Corps zu theilen. Das eine, von zehntausend Edelleuten, sollte der Hauptarmee des Herzogs von Braunschweig angeschlossen, die beiden andern, jedes von fünftausend Edelleuten, das eine unter dem Prinzen von Condé in Flandern, das andere unter dem Herzog von Bourbon, am Rhein verwendet werden. Diese so eingetheilten drei Corps von Ausgewanderten sollten indessen erst in zweiter Linie marschiren, um ihr Schwert nicht mit dem französischen Blute besudeln zu müssen; und ihnen sollten hinter der Operationsarmee bloß die Ausreißer und die ganzen Regimenter angereiht werden, welche ihnen der Abfall der französischen Corps versprach.

Die widersprechenden Unterhandlungen des Barons von Breteuil, Herrn von Calonne und Herrn von Moustier verwickelten ebenfalls den Gang der Angelegenheiten und hemmten die Thätigkeit der Mächte. Von Ludwig XVI. mit Vollmachten ausgerüstet, widersetzte sich der Baron von Breteuil in seinem Namen der Anerkennung einer andern legitimen Autorität in Frankreich durch die fremden Kabinette, als der Autorität des Königs. Herr von Calonne, Geschäftsträger der Prinzen und ihr Bevollmächtigter zu Koblenz, nahm während der erwiesenen Machtlosigkeit oder der maskirten Gefangenschaft Ludwig's XVI. die Regentschaft für den Grafen von Provence

in Anspruch. Herr von Moustier, den der Graf von Provence an die Stelle des den Ausgewanderten verhaßt gewordenen Herrn von Calonne setzte, beharrte nachdrücklich auf dieser Anerkennung der Rechte des Grafen von Provence auf die Verwaltung des wieder eroberten Königreichs. Rußland begünstigte diesen Ehrgeiz des Prinzen, der so viel Eile hatte, eine eingebildete Herrschaft auszubeuten. Der Kaiser weigerte sich auf die Einflüsterung seiner Schwester Marie Antoinette, welche die Herrschaft ihrer Schwäger fürchtete, auf diese Art die thatsächliche Entthronung des Königs zu erklären, dessen von seinen Unterthanen verläugnete Autorität er wieder herstellen wollte. Conferenzen, welchen der König von Preußen, der Herzog von Braunschweig, der Fürst von Hohenlohe, der Prinz von Nassau anwohnten, führten keine Entscheidung herbei.

Endlich erscholl die Nachricht vom 10. August im Hauptquartiere der Verbündeten. Vergebens wollte der Herzog von Braunschweig wieder zuwarten. Die gebieterische Stimme des Königs von Preußen that seiner Unentschiedenheit Gewalt an. „Wenn wir nicht mehr zeitig genug kommen, um den König zu retten," rief er im Kriegsrathe, „so laßt uns aufbrechen, um das Königthum zu retten." Am folgenden Tage setzte sich die Armee in Bewegung. Nachdem sie in zwanzig Tagen vierzig französische Meilen gemacht hatte, überschritt sie endlich am 19. August die Grenze und lagerte sich zu Tiercelet, wo ihre Vereinigung mit dem österreichischen Corps des Generals Clairfayt erfolgte.

Auf diesen entscheidenden Schritt schwankte der Herzog von Braunschweig auf's Neue; er stellte dem Könige vor, daß er nichts Gutes von einem Einfalle voraussehen könne, der in das Herz eines Landes versucht werde, wo die Energie der Insurrektion bis zur Einkerkerung des Königs und zur Ermordung seiner Garden gehe. „Wer weiß," fügte er hinzu, „ob nicht unser erster Sieg das Signal zum Tode des Königs

sein wird?" Friedrich Wilhelm nahm, durch die Rathschläge seines Ministers, des Grafen von Schulenburg, und durch die nach der Wiedereroberung ihres Vaterlandes verlangenden Häupter der Emigranten in seinem Entschlusse bestärkt, die ewigen Bedenklichkeiten seines Generals mit sichtbarem Mißvergnügen auf. „So entsetzlich auch die Lage der königlichen Familie sein mag," sagte er, „die Armeen dürfen nicht zurückgehen: ich wünsche von ganzem Herzen," fügte er hinzu, „zeitig genug zur Befreiung des Königs von Frankreich zu kommen; aber vor Allem ist die Rettung Europa's meine Pflicht."

12.

Am 20sten rückte die Armee vor die Festung Longwy. Die Beschießung begann in der Nacht des 21sten und wurde, durch ein Gewitter unterbrochen, bei welchem das Feuer und die Ströme des Himmels das Feuer der Belagerer auslöschten, am folgenden Tage fortgesetzt. Dreihundert hineingeworfene Bomben und einige dadurch in Brand gesteckte Häuser bestimmten den Commandanten Lavergne zu einer Kapitulation, welche den Feldzug mit einer Schmach eröffnete. Die Desertion Lafayette's, welche den Verbündeten zu gleicher Zeit gemeldet wurde, schwellte ihre Herzen mit doppelter Freude. Hätte der Herzog von Braunschweig diese Begeisterung der Armee und diese Gunst des Schicksals zu schleunigem Vorrücken gegen das mittlere Frankreich benützt, so hätte ihn nichts aufzuhalten vermocht, als die Mauern von Paris. Wenn er einige tausend Mann vor Thionville ließ, konnte er sich mit einer imposanten Masse auf die ihres Generals beraubte und noch nicht wieder unter Dumouriez' Hand gesammelte Armee Lafayette's werfen; desorganisirt und durch die Ueberzahl erdrückt, sank diese Armee vor ihm in den Staub. Oder er konnte sich auch vor Dumouriez der Pässe der Argonne, der einzigen natürlichen Schranke zwischen der Marne und Paris,

bemächtigen und über die Hauptstadt herfallen, ehe sie durch den Patriotismus der Departemente mit einem Walle von Freiwilligen gedeckt war. Der Herzog von Braunschweig that weder das Eine, noch das Andere, und sprach nur von Klugheit und Hin- und Herziehen, in dem Augenblicke, in welchem Kühnheit die einzige Klugheit war. Entweder wurde der Herzog von Braunschweig von seinem Feldherrnblick verrathen, oder er verrieth selbst die Sache, welche die Könige von Europa in seine Hände gelegt hatten. Er ermüdete den Eifer Friedrich Wilhelm's durch die Geschäftigkeit, womit er immer neue Hindernisse schuf. Er verlor zehn Tage mit Erwartung seiner Verstärkungen, als ob er an zweiundsiebzigtausend Mann nicht genug gehabt hätte, um siebzehntausend anzugreifen, die in schwachen Detachements über eine Linie von fünfzehn französischen Meilen zwischen Sedan und Sainte-Menehould zerstreut waren. Alles war ihm Vorwand, seine eigene Armee zu lähmen. Zwischen seiner Ehrfurcht vor dem alten Kriegsruhm seines Feldherrn und der Augenscheinlichkeit seiner Fehlgriffe kämpfend, stemmte sich der König von Preußen zu lange gegen die Anerkennung der Thatsache, daß das Herz des Herzogs von Braunschweig seinen Arm zurückhielt, und daß er mit Widerstreben eine Sache angriff, die ihm eine Krone geboten hatte und noch bot. Sah der Herzog diese Krone aus dem Hintergrunde als den Preis seiner Schonung gegen das revolutionäre Frankreich hervorschimmern? Seine Zögerung rechtfertigt den Verdacht und sein Rückzug bestätigt ihn. Die natürlichen Ursachen reichen nicht hin, so viel Schwäche oder so viel Schuld zu erklären.

13.

Während dieser zehn Tage fiel Verdun; aber Dumouriez hatte in den Pässen der Argonne Verschanzungen und eine Armee geschaffen, welche unangreifbarer waren, als die Garni-

sonen und Wälle, deren sich der Feind auf Kosten der Zeit bemächtigte. Die Armee der Verbündeten erschien erst am 30. August auf den Höhen des St. Michaelsberges, welcher Verdun beherrschte. Der König von Preußen und der Herzog von Braunschweig lagerten sich zu Grand-Bras auf dem rechten Maasufer unterhalb der Stadt. Verdun war schwach befestigt, vermochte aber einer Belagerung doch eine Zeitlang zu widerstehen. Es hatte eine Besatzung von dreitausendfünfhundert Mann unter dem Befehl des Obersts Beaurepaire, eines unerschrockenen Offiziers und der alten Zeiten würdigen Patrioten. Die Beschießung begann am 31sten und steckte mehre Gebäude in Brand. Das Feuer wurde schwach erwidert. Es fehlte den Feuerwerkern an Kanonen und den Kanonen an vorräthigen Lafetten. Die Bevölkerung war königlich gesinnt und fürchtete den Sturm. Der König von Preußen bot einen Waffenstillstand von einigen Stunden an. Er wurde angenommen.

Ein Vertheidigungsrath versammelte sich, der aus Bürgern und Magistratspersonen bestand, welchen die gesetzgebende Versammlung aus Mißtrauen gegen die Armee die höchste Autorität in den belagerten Städten übertragen hatte. Dieser Kriegsrath erklärte, daß die Stadt außer Stands sei, sich zu widersetzen. Vergebens stemmten sich Beaurepaire und seine vornehmsten Offiziere, unter denen sich junge Lieutenants befanden, welche nachher die Generale Lemoine, Dufour, Marceau, große Namen unserer späteren Kriege, wurden, gegen eine zu frühe Kapitulation. Sie gaben zu, daß die Stadt keine lange Belagerung aushalten könne, aber sie wollten sie wenigstens mit Ehren fallen sehen. Der Rath stürzte sich in die Schande. Die Kapitulation wurde beschlossen.

Beaurepaire warf die Feder weg, welche man ihm bot, riß eine Pistole aus seinem Gürtel und sagte: „Meine Herrn, ich habe geschworen, den Feinden meines Landes nur eine Leiche zu übergeben. Ueberleben Sie Ihre Schande, wenn Sie

es vermögen; ich für meine Person spreche meinen Eiden treu hier mein letztes Wort: ich sterbe als freier Mann. Ich hinterlasse mein Blut den Feiglingen zur Schmach, den Tapfern zum Beispiel.“ Mit diesen Worten drückt er die Pistole auf seine Brust ab und fällt todt in dem Rathssaale nieder.

Dieser Akt des Heroismus rief nicht einmal eine Röthe auf die Wangen der Anwesenden. Man trug die Leiche weg und unterzeichnete die Uebergabe von Verdun. Die jungen Töchter der vornehmsten Einwohner der Stadt gingen mit ihren Festkleidern geschmückt in Prozession dem Könige von Preußen entgegen und streuten ihm Blumen auf den Weg bei seinem Einzuge. Dieses Verbrechen, von dem das Geschlecht, das Alter und die Unschuld freisprachen, führte sie später sämmtlich auf das Blutgerüste. Die Besatzung zog mit allen kriegerischen Ehren ab. Ein Gabelwagen, der mit schwarzen Rossen bespannt und mit einer dreifarbigen Fahne als Sargtuch bedeckt war, führte Beaurepaire's Leiche weg, welche die Soldaten dem Feinde nicht gefangen geben wollten. Die gesetzgebende Versammlung erkannte ihm die Ehre eines feierlichen Begräbnisses zu. Sein Herz wurde in das Pantheon versetzt. Der junge Marceau, dessen beredte Entrüstung gegen die Kapitulation protestirt hatte, wurde ebenfalls Gegenstand der öffentlichen Bewunderung. Er hatte, als er Verdun verließ, Waffen, Pferde und Gepäck verloren. „Was soll Ihnen die Nation zurückgeben?“ fragte ihn ein Volksvertreter, der zum Heere Dumouriez' gesendet war. „Meinen Säbel,“ antwortete Marceau lakonisch.

14.

Die Nachrichten von der Flucht Lafayette's, der Ueberschreitung des französischen Gebiets durch die Armee der Verbündeten, der Einnahme von Longwy und der Uebergabe von Verdun trafen Paris wie Donnerschläge. Bestürzung verbreitete

sich über alle Gesichter. Die fremden Truppen sechs Tagmärsche von der Hauptstadt, der Verrath in der Armee, die Feigheit in den Städten, der Schrecken auf dem Lande, die geheime Freude im Herzen der Mitverschworenen der Emigration, eine gestürzte Regierung, eine aufgelöste Nationalversammlung, eine Katastrophe in einem Zwischenreiche, ein ausländischer Krieg in einem Bürgerkriege — nie war Frankreich jenen bösen Tagen näher gestanden, welche der Auflösung der Nationen vorausgehen. Alles war todt in ihm, mit Ausnahme des Willens, zu leben. Die Begeisterung für das Vaterland und die Freiheit glühte noch. Von Allen aufgegeben, gab das Vaterland sich selbst nicht auf. Es bedurfte nur zweier Dinge zu seiner Rettung: der Zeit und einer Diktatur. Der Zeit? Der Heldensinn Dumouriez' gab sie ihm. Der Diktatur? Danton nahm sie unter dem Namen der Gemeinde von Paris an. Die ganze Zeit, welche zwischen dem 10. August und dem 20. September lag, war nur die Regierung Danton's. In der Gemeinde herrschend, deren Willen er unterstützte, nährte und leitete, trug er die Omnipotenz, die er auf dem Stadthause holte, in den Ministerrath. Er sprach wie ein Marius, der in seinen Amtsgenossen nur Werkzeuge wollte. Der Philosoph Roland, der Finanzmann Clavière, der Geometer Monge, der Diplomat Lebrun, der Soldat Servan besaßen weder die Schöpferkraft, noch die Aufregung, noch die Ruchlosigkeit der Krisen, in welche sie ihr Ehrgeiz gestürzt hatte. Danton war der einzige Staatsmann der vollziehenden Gewalt. Er war auch ihre einzige Stimme. Keiner dieser Männer von der Feder, welche in den Kanzleien oder Schreibstuben ergraut waren, verstand die betonte Sprache der Leidenschaften. Danton hatte sie in der langen Praxis der Aufstände und Unruhen gelernt. Das Volk kannte seine Stimme. Mit einer Geberde brachte er die Straße in Aufruhr, mit einer Geberde brachte er sie zur Ruhe. Er schmetterte die Nationalversamm-

lung zu Boden. Er sprach in ihr nicht sowohl in der Eigenschaft eines Ministers, als vielmehr in der Eigenschaft eines allmächtigen Protektors, welcher mittelt und auszankt. Seine Rathschläge waren Befehle. Auf seine Popularität gestützt, brachte er in donnernden, dunkeln und kurzen Worten seine Volksbeschlüsse an die Schranke. Er beeilte sich, in das Geheimniß seiner verborgenen Zirkel und in die Intriguen seiner Agenten oder in die geheimen Ausschüsse der Gemeinde zurückzutreten. Seine Ueberlegenheit betäubte sichtlich; der Scharfblick seines Geistes, die Energie seines Patriotismus, der Nachdruck seiner Rathschläge, die Vulkane seiner Seele machten die Parteien von ihm abhängig. Er hatte alle Fäden in der Hand und leitete sie, diese Hand bald zeigend, bald versteckend. Er hielt es nicht für der Mühe werth, seine Verachtung gegen Roland zu verschleiern. Er hatte Auge und Hand in der Verwaltung aller seiner Amtsbrüder. Er leitete den Krieg, die Finanzen, das Innere, die dumpfen Unterhandlungen mit dem Ausland. Roland murrte ganz leise und beklagte sich, wenn er nach Hause kam, bei seiner Frau über die Unverschämtheit und Universalität der Thätigkeit, welche Danton an sich riß. Durch die Ueberlegenheit seines Amtsgenossen gedemüthigt, über seinen Scharfblick erschrocken, fühlte Roland, daß der 10. August den Händen seiner Partei entschlüpfte, und daß sich die Girondisten in Danton nicht einen Gehülfen, sondern einen Gebieter gegeben hatten. Indessen schmiegte sich Roland in der Hoffnung, sich unter der nächsten Nationalversammlung wieder zu erhalten. Er stärkte sich einstweilen in den rein administrativen Geschäften des Ministeriums des Innern und tröstete sich in den vertraulichen Unterhaltungen mit Brissot, Guadet und Vergniaud.

15.

Danton versäumte indessen nichts, neben der Macht der

Einschüchterung auch die Macht der Verführung gegen Roland anzuwenden. Er bewarb sich um das Wohlgefallen seiner Frau, deren Einfluß auf ihren Gatten er kannte. Madame Roland sah Danton's Theilnahme an der vollziehenden Gewalt mit jenem zarten und instinktartigen Widerwillen ihres Geschlechts. Dieser Tribun ohne Anmuth, ohne Sittlichkeit, ohne Grundsätze war ihres Erachtens eine demüthigende Nachgiebigkeit der Girondisten gegen die Furcht. „Welche Schmach," sagte sie zu ihren Vertrauten, „daß der Staatsrath durch diesen Danton befleckt wird, der in einem so schlechten Rufe steht!" — „Was wollen Sie?" antwortete ihr Brissot, „man muß die Macht holen, wo sie ist." — „Es ist leichter," erwiderte sie, „solche Menschen nicht mit der Gewalt zu bekleiden, als sie an einem Mißbrauch derselben zu hindern."

Sie träumte von einem Ministerrath, der aus entschiedenen, gemäßigten, unbestechlichen Republikanern bestünde, wie sie Plutarch ihr geschildert hatte. Statt dieses Geistes und Charakters der hochherzigen Männer des Alterthums sah sie die redliche, aber schüchterne Unterwürfigkeit eines Monge, welche aus jedem Blicke Danton's die Besorgniß schöpfte, bei der Gemeinde von ihm verdächtigt zu werden; die Gleichgültigkeit eines Servan gegen Alles, was außerhalb der Competenz des Kriegsministeriums lag; die Mittelmäßigkeit eines Lebrun; das Ungestüm und die Unsittlichkeit eines Danton. Sie empfing indessen den jungen Minister im Anfange seines Ministeriums beinahe täglich in ihrem Hause, bald etwas vor der Stunde der Sitzung, welcher Danton vorauseilte, um Zeit zum Gespräche mit ihr zu gewinnen, bald bei den vertraulichen Mahlen, bei welchen sie eine kleine Anzahl von Gästen versammelte, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen. Danton brachte Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine mit. Die Unterhaltung Danton's athmete Patriotismus, Aufopferung und ein glühendes Verlangen nach Eintracht mit

seinen Amtsbrüdern. Seine Worte, der Klang seiner Stimme, der Ton der Aufrichtigkeit und so zu sagen Heiterkeit seiner Begeisterung täuschten Madame Roland einen Augenblick; sie fühlte sich versucht, den Ruf der Verleumdung anzuklagen und diesem Menschen die rauhen Tugenden der Freiheit zuzutrauen. Aber wenn sie ihm ins Gesicht sah, warf sie sich ihre Nachsicht vor. Sie konnte den Begriff eines redlichen Mannes nicht auf dieses Gesicht anwenden. „Ich habe noch nie etwas gesehen," sagte sie, „was die Herrschaft der thierischen Triebe und die zügelloseste Frechheit halb verschleiert unter der Hülle von Offenheit, Frohsinn und Gutmüthigkeit so vollkommen charakterisirt hätte. Meine Einbildungskraft, welche den Persönlichkeiten eine Rolle zu geben pflegt, zeichnete mir Danton von jeher mit einem Dolch in der Hand, wie er mit Wort und Geberde eine Schaar Mörder aufstachelt, welche mehr Furcht oder weniger Rohheit haben, als er; oder auch, wie er zufrieden mit seinen Freveln, mit der Geberde eines Sardanapal die cynischen Wollüste bezeichnet, in welchen seine Seele vom Verbrechen ausruhte."

Kaum durch die Katastrophe vom 10. August zur Gewalt erhoben, streifte Danton seine Aufwieglerrolle ab und erschien auf der Höhe der Krisis. Er fesselte durch freigebige Spenden jeden nach Gold und Einfluß dürstenden untergeordneten Ehrgeiz an sich, den er lange in den Klubs mit Ellbogenstößen beehrt hatte. Er schuf sich eine Partei aus allen Glücksrittern. Selbst käuflich, kannte er die Macht der Käuflichkeit. Ohne Scheu verschaffte er sich die Mittel dazu. Er organisirte die Bestechung unter den Patrioten. Nicht zufrieden mit den hunderttausend Franken geheimer Fonds, welche am Tage nach dem 10. August jedem Ministerium bewilligt worden waren, maßte er sich, ohne Rechnung davon abzulegen, den vierten Theil der zwei Millionen geheimer Ausgaben an, welche die Nationalversammlung der vollziehenden Gewalt aussetzte,

um die fremden Kabinette und den öffentlichen Geist zu bearbeiten. Er zwang sogar Lebrun und Servan, ihm einen Theil der ihren Ministerien ausgesetzten Fonds zu überlassen. Er schickte Commissäre an die Armeen, welche aus diesen Fonds besoldet und aus denjenigen Mitgliedern der Gemeinde gewählt wurden, die am meisten an seine Interessen verkauft waren. Der öffentliche Schatz bezahlte die Proconsuln Danton's.

16.

Die Rivalität der Gewalt, welche in der Nacht vom 9. auf den 10. August zwischen der sterbenden Nationalversammlung und der Gemeinde begonnen hatte, dauerte fort und trat mit jeder Stunde schroffer hervor. Die Nationalversammlung, die einzige gesetzliche Gewalt und der einzige Ueberrest der Constitution, der noch aufrecht stand, suchte das Volk nach der Krisis zum Gefühle der Gesetzlichkeit und zur verfassungsmäßigen Achtung gegen die Autorität der Vertreter der Nation zurückzuführen. Sie wollte durch Gesetze regieren. Der allgemeine Rath der Gemeinde, das Erzeugniß einer Empörung und Usurpation, wollte das Recht der Empörung in sich verewigen und sich der Nationalvertretung nur dazu bedienen, die absoluten Befehle der Hauptstadt zum Beschluß zu erheben. Jede Sitzung zeugte von diesem Kampfe. Commissäre brachten einen Wunsch der Gemeinde vor die Nationalversammlung. Einige energische Stimmen widersetzten sich dem Uebergriff der Gewalt. Andere Stimmen, die entweder eingeschüchtert oder mitschuldig waren, wiesen die Dringlichkeit des vorgeschlagenen Beschlusses nach. Alles endigte mit einem Akte knechtischer Unterwürfigkeit unter den Willen der Gemeinde, oder mit einer jener zweideutigen Maßregeln, welche eine thatsächliche Unterjochung unter dem Scheine von Uebereinstimmung bergen. Die Girondisten knirschten, aber sie gehorchten. Um nicht als Besiegte zu erscheinen, wurden sie Mitschuldige.

So forderte die Gemeinde gebieterisch die Aufstellung eines Kriegsgerichts, welches die Feinde des Volkes und die Mitschuldigen des Hofes summarisch aburtheilen sollte. Brissot und seine Freunde zitterten, dem Volke ein solches Werkzeug der Tyrannei in die Hände zu geben. Sie widersetzten sich einige Tage lang diesem Wunsche. Sie entwarfen eine Proklamation, worin sie an die Grundsätze der Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Unparteilichkeit, die Bürgschaften für das Leben der Bürger bei den Tribunalen erinnerten. Choudieu und Thuriot, obgleich Jakobiner, widersetzten sich der Aufstellung dieses Rachegerichtes mit Nachdruck. „Ich bete die Revolution an," rief Thuriot; „aber ich erkläre, daß ich, wenn die Revolution nur durch ein Verbrechen triumphiren könnte, sie lieber zu Grunde gehen lassen, als mich besudeln wollte, um sie zu retten." Thuriot hatte in seinem Gewissen die Offenbarung der wahren Rettung der Revolutionen. Das Verbrechen ist die Politik der Mörder. Das wahre Genie ist immer unschuldig, weil es die höchste Intelligenz ist.

Die Gemeinde beharrte und drohte. „Bürger!" sagte ein Redner an der Schranke der Versammlung, „das Volk ist es müde, sich ungerochen zu sehen. Fürchtet, es möchte sich selbst Gerechtigkeit verschaffen! Ich thue Euch kund, daß heute Nacht um zwölf Uhr die Sturmglocke angezogen, der Generalmarsch geschlagen werden wird. Wir wollen, daß ein Bürger von jeder Sektion ernannt werde, um ein peinliches Gericht zu bilden, und daß dieses Gericht im Schlosse der Tuilerien seinen Sitz nehme, damit die Rache dort ausbreche, wo das Verbrechen angezettelt worden. Ich verlange, daß Ludwig XVI. und Marie Antoinette, die so sehr nach dem Blute des Volkes dürsteten, diesen Durst im Anblicke des Blutes ihrer schändlichen Satelliten sehen!" — „Wenn die Geschworenen, die wir verlangen," setzte ein anderer Redner hinzu, „nicht binnen drei Stunden am Werke sind, wird großes Unglück über Euer

Haupt kommen!" Hérault von Séchelles beantwortete im Namen der außerordentlichen Commission wenige Augenblicke darnach diese Aufforderung mit Verlesung eines Dekretes, welches ein Obertribunal einsetzte, das die Verbrechen des 10. August richten sollte. Robespierre wurde zum Präsidenten dieses Tribunals ernannt. Er lehnte es ab, sei es, daß er einen Abscheu vor dem Blute hatte, oder daß er eine Stelle verschmähte, welche für das Vorgefühl seiner Zukunft zu niedrig war.

17.

Die Nationalgarde, den Einen verhaßt, den Andern verdächtig, wurde volksthümlich reorganisirt: sie erhielt den Namen bewaffnete Sektionen. Man reihte an jede Compagnie der bewaffneten Sektionen eine unbestimmte Anzahl Arbeiter und Proletarier, welche mit Piken bewaffnet waren: eine Prätorianer-Garde der Gemeinde, die, von ihr besoldet und ganz in ihrer Hand, den Auftrag hatte, die Bürger der Sektionen zu überwachen.

Nicht zufrieden mit der Einsetzung des peinlichen Gerichts, verlangte die Gemeinde in der Sitzung vom 25. August die Verlegung der Gefangenen von Orleans nach Paris, „um dort die Strafe zu erleiden, die ihren Frevelthaten gebührte." Föderirte von Brest begleiteten mit den Waffen in der Hand an diesem Tage die Abgeordneten der Gemeinden. Einer von ihnen bedrohte die Versammlung mit der Rache des Volkes, wenn ihnen das Blut der Gefangenen nicht geopfert würde. Lacroix, ein Freund Robespierre's und Danton's, ein fanatischer Jakobiner, aber unerschrockener Abgeordneter, führte den Vorsitz in der Versammlung. „Ganz Frankreich," antwortete er den Commissären der Gemeinde entrüstet, „hat die Augen auf die Nationalversammlung gerichtet. Wir werden seiner würdig sein. Eure Drohungen werden keine andere Wirkung auf uns hervorbringen, als daß wir uns darein er-

geben, auf unserem Posten zu sterben. Es ist nicht unsere Sache, die Constitution zu ändern. Stellt eure Forderungen an den Nationalconvent, er allein wird die Organisation des hohen Kriegsgerichts von Orleans umgestalten können. Wir haben unsere Pflicht gethan. Wenn unser Tod ein letzter nothwendiger Beweis ist, um Euch zu überzeugen, so kann das Volk, mit welchem Ihr uns droht, über unser Leben verfügen. Die Abgeordneten, welche den Tod nicht gefürchtet haben, als die Satelliten des Despotismus das Volk bedrohten; welche alle Gefahren mit ihm getheilt haben, denen es ausgesetzt war, werden auf ihrem Posten zu sterben wissen. Gehet hin und sagt es Denjenigen, welche Euch gesandt haben!" Dieser edle Widerstand Lacroix', des Freundes und Vertrauten Danton's, läßt voraussetzen, daß sich dieser Minister den Aufreizungen Marat's und seiner Partei, die ihn zu den Septemberverbrechen trieben, noch selbst widersetzte. So war vierzehn Tage nach einem Triumphe, den sie gemeinschaftlich über den Thron davongetragen hatten, die Nationalversammlung dahin gekommen, daß sie der Mordgier der Gemeinde und des Volkes nachgeben mußte. Sie erließ am andern Tage das Dekret der Deportation gegen alle Priester, welche den Eid auf die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit verweigert oder zurückgenommen hatten.

18.

Die Einnahme von Longwy unterbrach einen Augenblick den Kampf zwischen der Nationalversammlung und der Gemeinde und setzte einen Wetteifer in Aufopferungen für die Gefahr des Vaterlandes an dessen Stelle. Jakobiner, Girondisten, Cordeliers bewilligten in die Wette die außerordentlichen Truppenaushebungen, die Waffen, die Ausrüstungen, die Kanonen, welche durch die Umstände erfordert wurden. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich gegen den Commandanten von Longwy.

Vergniaud schlug das Dekret der Todesstrafe gegen jeden Bürger einer belagerten Stadt vor, der von Uebergabe sprechen würde. Luckner wurde bei der Armee von Metz durch Kellermann ersetzt.

Kellermann, der für die Waffen und die Freiheit begeistert war, hatte seine Grade im siebenjährigen Kriege erlangt. Ein Jüngling, hatte er in Deutschland die Erfahrung der alten Heerführer und die Lehren Friedrich's sich zu eigen gemacht. Die Revolution hatte ihn als Oberst angetreten und zum Range eines Generals befördert. An Luckner angeschlossen, hatte er sich die Liebe der Truppen dieses Armeecorps erworben. Luckner hatte gezögert, der Nation den Eid leisten zu lassen und dadurch sich verdächtig gemacht. Er wurde abgesetzt. Kellermann weigerte sich, den Oberbefehl über die Armee Luckner's, seines ehemaligen Vorgesetzten und Freundes, zu übernehmen, wenn man dem alten Marschall nicht den Grad eines Generalissimus verleihen würde. Gerührt durch den Edelmuth Kellermann's und überzeugt von der Unschuld und Einfalt Luckner's, gab ihm die Nationalversammlung wirklich seinen Grad zurück und schickte ihn nach Châlons, sich eines bloßen Ehrentitels zu freuen und die Bataillone Freiwilliger zu organisiren, welche aus allen Departementen zur Armee eilten.

Während Danton der Regierung die Kraft seiner Handstreiche lieh, begann Robespierre, weniger Herr des Rathes der Gemeinde und weniger hoch gehoben durch ein Ereigniß, an dem er keinen Theil genommen hatte, die Stimme wieder nach der Schlacht zu erheben, als wollte er dem Volke den Sinn und die Bedeutung derselben erklären. „Die französische Nation," schrieb er, „ist auf demjenigen Punkte der öffentlichen Noth angekommen, an welchem die Nationen, wie die Individuen, nur noch eine Pflicht haben, die Pflicht der Selbsterhaltung. Sie hat sich erhoben wie im Jahr 89, aber noch mit mehr Ordnung und Würde als im Jahr 89, sie hat ihre

Souveränetät mit mehr Kaltblütigkeit ausgeübt, um ihre Rettung und Wohlfahrt zu sichern. Im Jahr 89 half ihr ein Theil der Aristokratie; im Jahr 92 hatte sie zu ihrer Rettung nur sich selbst.“ Nachdem er hierauf die Geschichte des Tages gegeben, faßte er seine Meinung über die Consequenzen des 10. August dahin zusammen: „Die Nationalversammlung hat den König suspendirt, aber hier hat sie nicht genug gewagt; sie hätte nicht die Suspension, sie hätte die Abschaffung des Königthums aussprechen sollen. Sie hätte die Frage, deren Lösung uns Schwierigkeiten und Verzögerungen bereitet, mit dem Schwerte zerhauen sollen. Statt dessen hat sie von Ernennung eines Erziehers für den Kronprinzen gesprochen. Franzosen! denkt an das Blut, welches geflossen ist! Erinnert Euch an die Wunder von Geisteskraft und Muth, welche Euch über alle Völker der Erde gestellt haben; erinnert Euch an jene unsterblichen Grundsätze, die Ihr die Kühnheit und den Ruhm hattet, zuerst an den Thronen wiederhallen zu lassen, um das menschliche Geschlecht aus seiner Finsterniß und Knechtschaft zu wecken! In welcher Verbindung steht diese erhabene Rolle mit der Aufstellung eines Erziehers für den Sohn eines Tyrannen!

„Aber siehe, sie ist im Gang, die schönste Revolution, welche der Menschheit je zur Ehre gereichte! Die einzige, die je einen des Menschen würdigen Zweck hatte, den Zweck, staatliche Gesellschaften auf die göttlichen Prinzipien der Gleichheit, Gerechtigkeit und Vernunft zu gründen! Welche andere Sache konnte diesem Volke diesen erhabenen und geduldigen Muth eingeben und Wunder von Heroismus erzeugen, die Alles erreichen, was uns die Geschichte vom Alterthume erzählt! Schon hat die Bewegung, die einen Thron umgestürzt, alle Throne erschüttert! Franzosen, seid aufrecht und wachet! entweder müssen die Könige unterliegen oder die Franzosen! Schüttelt denn die letzten Ringe der Kette des Königthums ab! Ihr

seid es der Welt, Ihr seid es Euch selbst schuldig, die möglich beste der Constitutionen zu geben! Rufet nur Männer in den Convent, die nichts von Intrigue und Feigheit wissen, den Tugenden der Höfe! Ihr seid von nun an mit all Euern Unterdrückern im Kriege begriffen. Ihr werdet den Frieden nur im Siege und in der Züchtigung finden!" Dies war der Aufruf zu den bevorstehenden Wahlen.

19.

Pétion, der Gegenstand der platonischen Verehrung der Commissäre der neuen Gemeinde, die ihn Vater des Vaterlands nannten, erschien nur von Zeit zu Zeit an den Schranken der Nationalversammlung, um mit gefälliger Stimme die Anmaßung dieses aufständischen Körpers zu rechtfertigen. Das Lächeln der Seligkeit, welches immer auf seinen Lippen ruhte, war eine dünne Hülle für die Bitterkeiten, mit denen er auf der Mairie getränkt wurde. Er war der Geisel des Volkes auf dem Stadthause, der wahre Maire war Danton. Danton wohnte den Berathungen dieses Munizipalkörpers, der sich in Permanenz erklärt hatte, ohne Unterlaß bei und vernachlässigte die Nationalversammlung gegen den Gemeinderath. Er verabredete mit ihm alle Maßregeln der Regierung; er war seine vollziehende Gewalt. Um ihm die Leitung, die Einheit, das Geheimniß zu geben, welche für einen Verein von Männern der That nothwendig sind, und um in der allgemeinen Sitzung die Beschlüsse, die er und seine Vertrauten gefaßt hatten, durchzusetzen, hatte er im Einverständnisse mit Marat den Munizipalrath in besondere Ausschüsse getheilt. Diese Ausschüsse beriethen und handelten einzeln. Sie waren der Typus Derjenigen, welche später die Regierung im Convent concentrirten. Der oberste Ausschuß war das Comité der allgemeinen Ueberwachung. Aus einer kleinen Anzahl von Männern zusammengesetzt, die nach einander von Marat und Danton

gewählt und gesichtet wurden, beugte er alle übrigen Ausschüsse unter sein Joch. Er maßte sich alle Gewalten an; er berief die Bürger vor seine Schranken; er ließ sie verhaften; er füllte die Gefängnisse; er übte die allgemeine Polizei des Reiches; er disciplinirte und verewigte in sich die Insurrektion; er war die permanente Verschwörung, das Modell des Institutes der Zwingherrschaft, welche später der öffentliche Wohlfahrtsausschuß ausübte. Zu gleicher Zeit auf seine gesetzliche Gewalt als Minister der Justiz bei dem vollziehenden Rath und auf seine volksthümliche Gewalt im Ueberwachungsausschuß der Gemeinde sich stützend, gab Danton seinen Befehlen als Minister die Kraft der Insurrektion und der Insurrektion die Kraft des Gesetzes. Es war das Consulat Catilina's. Nichts konnte ihm widerstehen. Wenn dieser Mensch von einem Verbrechen träumte, wurde dieses Verbrechen ein Akt der Regierung. Wenn er nicht auf ein Verbrechen sann, so duldete er wenigstens, daß man es im Dunkeln um ihn her vorbereitete. Er erneuerte absichtlich die Mitglieder des Ausschusses, damit der Augenblick der Ausführung bei keinem derselben mehr Gewissensbisse und Bedenklichkeiten fände, als bei ihm. Er ließ schon am 29. August vor der Nationalversammlung einige Winke fallen, welche auf seinen Gedanken deuteten.

20.

Es war in der nächtlichen Sitzung. Durch die Nachrichten von der Grenze erschüttert, suchte die Nationalversammlung Maßregeln auf Maßregeln zu ergreifen, um den Gefahren durch Aufopferung das Gleichgewicht zu halten. Vergniaud, Guadet, Brissot, Gensonné, Lasource, Chambon, Ducos stampften mit dem Fuß auf den Boden der Tribüne, um Vertheidiger des Vaterlandes daraus hervorzuzaubern. Man bewilligte Mannschaft, Pferde, Waffen, Requisitionen. Danton

trat an der Spitze seiner Collegen in den Saal und bestieg die Tribüne mit der Haltung eines Menschen, welcher die Lösung einer großen Frage im Kopfe trägt. Das Schweigen der Erwartung trat bei seinem Anblicke ein.

„Die vollziehende Gewalt," sagte er, „gibt mir den Auftrag, die Nationalversammlung von den Maßregeln zu unterhalten, die sie zur Rettung des Reiches ergriffen. Ich will diese Maßregeln als Minister des Volkes, als revolutionärer Minister motiviren. Der Feind bedroht das Reich, aber der Feind hat Longwy nicht genommen. Man übertreibt unsere Unfälle. Indessen sind unsere Gefahren groß. Es ist nöthig, daß die Versammlung sich der Nation würdig zeige. Durch eine krampfhafte Erschütterung haben wir den Despotismus gestürzt, nur durch eine gewaltige krampfhafte Erschütterung der Nation werden wir die Despoten zum Rückzuge bringen. Bis jetzt haben wir nur den Lafayette'schen Scheinkrieg geführt, wir müssen einen schrecklichern Krieg führen. Es ist Zeit, daß wir das Volk treiben, sich in Masse auf seine Feinde zu stürzen. Man hat bis auf diesen Augenblick die Thore der Hauptstadt geschlossen, und man hat wohl daran gethan: es war von Wichtigkeit, sich der Verräther zu bemächtigen; aber hätte man dreißigtausend festzunehmen, so ist es nöthig, daß sie morgen festgenommen werden, und daß man morgen in Paris mit ganz Frankreich in Communikation trete! Wir verlangen Eure Bevollmächtigung zu Haussuchungen. Was würde Frankreich sagen, wenn Paris in der Betäubung regungslos die Ankunft der Feinde erwartete? Das französische Volk hat frei sein wollen, es soll es sein." Der Minister schweigt. Die Versammlung ist betäubt, der Beschluß geht durch. Danton entfernt sich und eilt in den allgemeinen Rath der Gemeinde, der durch seine Vertrauten zum Gehorsam vorbereitet ist. Er verlangt vom Rathe, daß er stehenden Fußes die Maßregeln dekretire, welche für den Nationalstaatsstreich nöthig seien, des-

sen Verantwortlichkeit die vollziehende Gewalt auf sich nehme: „Auf den Rappell, der am folgenden Tage geschlagen werden soll, sind alle Bürger gehalten, in ihre Häuser zu gehen. Die Cirkulation der Wagen ist auf zwei Stunden aufgehoben. Die Sektionen, die Tribunale, die Klubs sind eingeladen, keine Sitzung zu halten, um die öffentliche Aufmerksamkeit nicht von den Erfordernissen des Augenblicks abzulenken. Abends werden die Häuser beleuchtet. Commissäre, welche von den Sektionen gewählt und von der öffentlichen Macht begleitet werden, dringen im Namen des Gesetzes in alle Wohnungen der Bürger. Jeder Bürger gibt seine Waffen an und liefert sie ab. Wenn er verdächtig ist, wird ausgesucht; wenn er gelogen hat, wird er festgenommen. Jeder Privatmann, welcher in einer andern Wohnung getroffen wird, als der seinigen, wird für verdächtig erklärt und eingesetzt. Die Häuser, welche leer sind oder nicht geöffnet werden, versiegelt man. Der Oberbefehlshaber Santerre requirirt die bewaffneten Sektionen. Er bildet einen zweiten Wachpostencordon um die Ringmauer von Paris, um Jeden festzunehmen, welcher einen Versuch zur Flucht macht. Die Gärten, Gehölze, Spaziergänge der Umgebungen werden durchsucht. Bemannte Fahrzeuge sperren an beiden Enden von Paris den Lauf des Stromes, um den Feinden der Nation alle Wege zur Flucht abzuschneiden."

Nachdem diese Maßregeln dekretirt sind, zieht sich Danton in den Ueberwachungsausschuß der Gemeinde zurück und ertheilt seinen Mitschuldigen die letzten Befehle. Den Vorsitz bei dem erneuerten Ausschusse führte Marat. Marat war bei keiner Sektion Commissär, aber der allgemeine Rath hatte ihm ausnahmsweise gestattet, den Sitzungen vermöge des Rechtes des Patriotismus anzuwohnen, und hatte ihm eine Ehrentribüne in seinem Lokal eingeräumt, um dem Volke Bericht über die Berathungen zu erstatten. Die übrigen Mit-

glieder waren Panis, Santerre's Schwager; Lepeintre, Sergent, Sektionspräsidenten; Duplein, Lenfant, Lefort, Jourdeuil, Desforgues, Guermeur, Leclerc und Dufort — Männer, welche würdig waren, Marat's Collegen und Danton's Henker zu sein. Mechée, Rathsschreiber; Manuel, Anwalt der Gemeinde; Billaud-Varennes, sein Substitut; Collot d'Herbois, Fabre d'Eglantine, Tallien, Sekretär des allgemeinen Rathes; Huguenin, Präsident; Hébert und einige andere Häupter der Gemeinde, mögen sie den Beschluß gebilligt, bekämpft oder geduldet haben, kannten ihn. Unwidersprechliche Thatsachen und Urkunden geben Zeugniß, daß zu dieser von Danton vorausgesagten und wenn nicht hervorgerufenen, so doch genehmigten krampfhaften Erschütterung des Volkes Alles vorherbedacht und vorbereitet war, Henker, Schlachtopfer und sogar Gräber.

Das Geheimniß hat die Berathungen dieser Verschwörung verhüllt. Man weiß bloß, daß Danton eine wagerechte Bewegung mit der Hand machte und mit rauher und abgebrochener Stimme dabei sagte: „Man muß den Royalisten Furcht machen.“ Später zeugte er selbst gegen sich in jenem bekannten Worte, das er den Girondisten, welche ihm den 2. September zur Last legten, als Erwiderung hinwarf: „Ich habe meinem Verbrechen ins Angesicht gesehen, und ich habe es begangen.“

21.

Vor Mitternacht erhielt Maillard, der Führer der Horden des Oktobers, die Weisung, seine Mördermiliz zu einer bevorstehenden Expedition zusammenzuziehen, deren Stunde und Opfer ihm später bezeichnet würden. Man versprach ihm für seine Leute einen starken Sold, so und so viel für den Mord. Man gab ihm Befehl, die erforderlichen Karren bereit zu halten, um die Leichen wegzuführen.

Endlich erschienen zwei Agenten des Ueberwachungsaus-

schusses den 28. August um sechs Uhr Morgens bei dem Todtengräber der Pfarre St.-Jacques-du-Haut-Pas; sie befahlen ihm, ihnen mit seinem Grabscheite zu folgen. Bei den Steinbrüchen angekommen, die sich außerhalb der Barrière St. Jacques erstrecken und zur Zeit der Verlegung der Begräbnißplätze von Paris, welche kurz vorher vorgenommen worden war, zum Theil als Katakomben gedient hatten, entfalteten die beiden Unbekannten eine Karte und orientirten sich über dieses Todtenfeld. Sie erkannten an Zeichen, die auf dem Boden angebracht und auf die Karte übertragen waren, die Stelle, unter welcher diese verschlossenen Räume lagen. Sie zogen mit dem Grabscheite einen Kreis von sechs Fuß im Durchmesser, in welchem der Todtengräber graben sollte, um die Oeffnung des Schachtes wieder zu finden, welcher in diese Abgründe hinabführte. Sie stellten ihm die zur Belohnung seiner Arbeiter erforderliche Summe zu. Sie empfahlen ihm, dafür zu sorgen, daß das Werk am vierten Tage vollendet sei, legten ihm Stillschweigen auf und zogen sich zurück.

Das Stillschweigen verhüllte diese Vorbereitungen zu einem Begräbnisse nur halb. Ein dumpfes Gerücht, das in den Gefängnissen herumging, ließ die Schlachtopfer den Schlag ahnen. Die Kerkermeister und Schließer empfingen und gaben dunkle Warnungen.

Danton, im Ganzen grausam, im Einzelnen des Mitleids fähig, ließ, den Bitten der Freundschaft oder den eigenen Regungen des Herzens weichend, am Vorabende einige Gefangene frei, an deren Loos man Theil nahm. Indem er das Verbrechen aus Rohheit des Systems, nicht aus Rohheit der Natur anordnete, schien er glücklich, sich selbst einige Schlachtopfer zu entreißen. Herr von Marguerie, ein höherer Offizier der constitutionellen Garde des Königs, der Abbé Lhomond, ein berühmter Sprachlehrer; einige arme Priester der christlichen Schulen, welche ihre Sorge der Erziehung Dan-

ton's gewidmet hatten, verdankten ihm das Leben. Marat ließ auf Befehl des Ministers diese Gefangenen in Freiheit setzen. Er selbst brachte eine gewisse Anzahl in Sicherheit vor dem Streiche, den man zu führen im Begriff stand. Das Herz des Menschen ist nie so unbeugsam, als sein Geist. Die Freundschaft Manuel's rettete Beaumarchais, den Verfasser des Lustspieles Figaro, dieses Prologen einer mit Lachen anfangenden und mit dem Beile endenden Revolution. Manuel verfügte sich in eigener Person in das Gefängniß der Karmeliter und stellte eine Schildwache an die Thüre der vier alten Mönche dieses Hauses, denen man gestattet hatte, ihre Tage in diesen Mauern zu beschließen. Diese Greise blieben allein am Leben. Manuel kannte sie nicht; aber ihr Blut war nutzlos, es wurde geschont.

Der Abbé Bérardier, Vorstand des Collegiums Louis-le-Grand, unter welchem Robespierre und Camille-Desmoulins studirt hatten, empfing am Tage des Blutbades einen Entlassungsschein von unbekannter Hand. Diese Vorbereitungen, diese Warnungen, diese Ausnahmen beweisen einen Vorbedacht. Camille, der Vertraute aller Pulsschläge Danton's, konnte mit dem organisirten Mordplane nicht unbekannt sein. Auch war es unmöglich, daß Santerre, der Oberbefehlshaber der Nationalgarde, der zur Vollführung so vieler Mordthaten nothwendig drei Tage lang unthätig sein mußte, von Danton keine Andeutung empfangen hatte. War Santerre in Kenntniß gesetzt, so konnte Pétion nicht mit Allem unbekannt sein. Der Befehlshaber der Bürgerwehr hing vom Maire von Paris ab. Die halben Worte, das zweideutige Geflüster, die Winke des Einverständnisses zwischen den Verschworenen, welche in einem Rathe von hundertundachtzig Mitgliedern beinahe offen unter den Augen Aller Sitzung halten, deliberiren, handeln, konnten Pétion nicht entgehen.

22.

Die Berichte der städtischen Polizei, welche der Mairie von Stunde zu Stunde erstattet wurden, schwiegen nicht über die Sachen, die Menschen, die Waffen, die man für die That in Bereitschaft setzte. Wie konnte, was in den Gefängnissen bekannt war, auf dem Stadthause unbekannt bleiben? Nach vollbrachter That wusch Jedermann seine Hände rein vom Blute. Nachdem man es lange auf eine plötzliche, unwiderstehliche Bewegung des Volkszornes geschoben hatte, wollte man das Verbrechen auf die möglich geringste Zahl von Vollstreckern beschränken. Die Geschichte kennt solche Gefälligkeiten nicht. Der Gedanke desselben gehört Marat, die Genehmigung und Verantwortlichkeit Danton, die Ausführung dem Ueberwachungsrathe, die Mitschuld Vielen, die feige Duldung beinahe Allen. Die Muthigsten stellten sich im Gefühle ihrer Unmacht, den Mord zu verhindern, als wüßten sie nichts davon, um ihm weder beistimmen, noch zuvorkommen zu müssen. Sie traten bei Seite, sie seufzten, sie schwiegen. Für die Nationalgarde, für die Ständeversammlung, für den allgemeinen Rath der Gemeinde war es ein Verbrechen des Stillschweigens. Man wendete die Augen ab, während es begangen wurde. Erst nach geschehener That verfluchte man es laut. In der Seele Marat's war es Begeisterung für das Blutvergießen, als das letzte Heilmittel einer Gesellschaft, die er tödten wollte, um sie nach seinen Träumen wieder zu erwecken; im Geiste Danton's war es ein Staatsstreich der Politik. Danton überlegte sein Verbrechen, ehe er es anordnete. Es war ihm eben so leicht, es zu verhindern, als es zuzulassen. Er verbarg sich selbst die Größe desselben. „Wir wollen nicht morden," sagte er in seiner letzten Unterredung mit dem Ueberwachungsrathe; „wir wollen Gericht halten, kein Unschuldiger soll umkommen." Danton wollte drei Dinge: er-

stens das Volk erschüttern und die Sache der Revolution dermaßen bloßstellen, daß es nicht mehr zurückweichen könnte und sich, bedeckt mit dem Blute der Royalisten, ohne andere Hoffnung als den Sieg oder den Tod, an die Grenze stürzte; zweitens den Schrecken in die Seele der Royalisten, der Aristokraten und Priester werfen; drittens endlich die Girondisten einschüchtern, welche über die Zwingherrschaft der Gemeinde zu murren begannen, und diesen schwachen Seelen zeigen, daß sie, wenn sie sich nicht zu Werkzeugen des Volks hergäben, leicht dessen Opfer werden könnten.

Aber Danton wurde durch eine Ursache zum Morde getrieben, welche mehr die Person, weniger die Theorie berührte: durch seinen Charakter. Er hatte den Ruf der Energie, er war auch stolz auf diesen Ruf. Er wollte sie in einem Maße in Anwendung bringen, welches seine Freunde und seine Feinde in Erstaunen setzen würde. Er hielt das Verbrechen für Genie. Er verachtete Diejenigen, welche vor irgend etwas zurückbebten, und wäre es der Meuchelmord im Großen. Er bewunderte sich in seiner Verachtung der Gewissensbisse. Er gefiel sich in dem Gedanken, das Phänomen der revolutionären Wuth zu sein. Es lag Eitelkeit in seiner Freventhat. Er glaubte, seine Handlung werde, durch die Absicht und die Ferne geläutert, ihren Charakter verlieren, sein Name werde sich in der Perspektive vergrößern und er werde der Riese der Revolution werden; er täuschte sich. Je weiter sich die politischen Verbrechen von den Leidenschaften entfernen, von denen sie erzeugt werden, desto tiefer sinken sie, desto mehr erbleichen sie in den Augen der Nachwelt. Die Geschichte ist das Gewissen des Menschengeschlechtes. Der Schrei dieses Gewissens wird das Verdammungsurtheil Danton's sein. Man hat gesagt, er habe das Vaterland und die Revolution durch diese Mordthaten gerettet und unsere Siege seien ihre Entschuldigung. Man täuscht sich, wie er sich getäuscht hat. Ein Volk, das

man mit Blut berauschen müßte, um es zur Vertheidigung seines Vaterlandes zu treiben, wäre ein Volk von Verruchten, nicht von Helden. Das Heldenthum ist das Gegentheil des Meuchelmords. Die Zauberkraft der Revolution lag in ihrer Gerechtigkeit und in ihrer Moralität. Dieses Gemetzel mußte sie in den Augen Europa's besudeln. Europa sollte zwar einen Schrei des Schreckens ausstoßen; aber Schrecken ist nicht Achtung. Man fördert die Sache nicht, die man entehrt.

Fünfundzwanzigstes Buch.

Paris vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen — Haussuchungen — Die Verdächtigen in den Gefängnissen — Danton bereitet das Ereigniß vor — Robespierre läßt die Revolution ihren Gang gehen — Saint=Just und Robespierre — Der zweite September — Gemetzel in den Gefängnissen — Die Schweizer — Herr von Reding — Die Garden des Königs — Herr von Montmorin — Herr von Sombreuil und seine Tochter — Cazotte und seine Tochter — Thierri — Die Herrn von Maillé, von Rohan=Chabot — Der junge Montsabray — Der Erzbischof von Arles — Die Fürstin von Lamballe — Der Neger Delorme.

1.

Kaum hatte Danton den geheimen Ausschuß der Gemeinde verlassen, als die Stadt auf den Rappell der Trommeln plötzlich stille stand, wie ein todter Ort, dessen sämmtliche Einwohner durch eine plötzliche Katastrophe zerstreut wurden. Obgleich die heitere Sonne des Sommers die Gipfel der Bäume der Tuilerien, des Luxembourg, der elysäischen Felder, der Boulevards vergoldete, waren diese Spazirgänge, die öffentlichen Plätze, die Straßen ganz verödet. Das dumpfe Rollen der Wagen, welches das Geräusch des Lebens und gleichsam das Gemurmel der Menschenströmungen ist, hatte aufgehört. Man hörte nur noch das Geräusch der Thüren und Fenster, welche die Bewohner wie bei der Annäherung eines öffentlichen Feindes eiligst hinter sich schlossen. Banden von Pikenmännern, Streifwachen von Föderirten, Abtheilungen von Marseillern und Brestern durchzogen in langsamen Schritten die verschiedenen Stadtviertel. Santerre ritt an der Spitze eines aus achtundvierzig von den Sektionen gestellten Adjutanten be=

stehenden Generalstabs durch die Straßen und visitirte die Posten. Die Barrièren waren geschlossen und von den Marseillern bewacht. Außerhalb der Barrièren bildeten die Sektionen eine zweite Linie von Schildwachen.

Aller Verkehr zwischen dem Lande und der Hauptstadt war abgeschlossen. Ganz Paris war in das Geheimniß gehüllt und glich einem Gefangenen, dem man die Glieder hält, während man ihn aussucht und fesselt. Das Wasser des Flusses war so gebunden, als der Erdboden. Flotillen von Booten, welche mit Bewaffneten bemannt waren, fuhren ohne Unterlaß auf der Seine umher und schnitten jeden Verkehr zwischen beiden Ufern ab. Die Brustwehren der Quais, die Bögen der Brücken, die Dächer der Bade- oder Waschkähne auf dem Strom starrten von Schildwachen. Von Zeit zu Zeit wurden Flüchtlinge, welche selbst in der Mündung der Kloaken Zuflucht suchten, von einem Schusse erreicht, der von einem dieser hohen Punkte ausging. Mehre Schiffleute wurden auf diese Art getödtet, während sie aus ihren Booten hervorgingen oder in dieselben zurückkehren wollten. Nachdem die Stunde einmal geschlagen hatte, war jeder Schritt in der Stadt ein Verbrechen. Rotten von Pikenmännern nahmen Jeden fest, den ein Zufall, eine Unvorsichtigkeit, ein Bedürfniß des Lebens aufgehalten hatte. Während die Straßen auf diese Art geräumt wurden, war das Innere der Häuser in Erwartung und Schrecken. Niemand wußte, ob er in den Augen der Visitatoren unschuldig oder schuldig erfunden und nicht seinem Herde, seiner Gattin, seinen Kindern entrissen würde.

Eine nicht angegebene Waffe war ein Grund zur Anklage, eine angegebene begründete einen Verdacht. Irgend ein Zeichen von königlicher Gesinnung, eine Uniform der Garde des Königs, ein Siegel, ein Rockknopf mit dem königlichen Wappen, ein Portrait, eine Korrespondenz mit einem Freund oder einem Verwandten unter den Ausgewanderten, Gastfreundschaft gegen

einen Fremden, dessen Aufenthalt im Hause nicht erklärbar war, Alles konnte den Tod bringen. Wer von einem Freunde, einem Nachbar, einem Diener angegeben war, erbleichte. Jedermann suchte für sich, für seine Gäste, für die Gegenstände, die er der Nachsuchung entziehen wollte, Finsternisse, Zufluchtsorte, Freistätten, Schlupfwinkel, die dem Auge der Visitatoren entgehen sollten. Man barg sich in die Keller, man stieg auf die Dächer, man schlüpfte in die Rauchfänge, man höhlte die Wände aus, man brachte Nischen darin an und verdeckte sie durch Schränke und Gemälde, man brach die Fußböden auf, man schlüpfte zwischen die Balken und Planken derselben, man beneidete das Loos der Reptilien.

Auf die Hammerschläge der Commissäre an die Hausthüren stockte der Athem. Diese Commissäre erschienen von Männern der Sektionen begleitet mit dem bloßen Säbel in der Hand, größtentheils Arbeiter, welche mit allen Kunstgriffen vertraut waren, womit man die Mauern, die Möbel, das Täfelwerk, die Betten, die Matrazen, die Steine zu Verstecken benützen kann. Schlosser, welche mit ihren Werkzeugen versehen waren, öffneten die Schlösser, erbrachen die Thüren, untersuchten die Fußböden, vereitelten jede List der Zärtlichkeit, der Gastfreundschaft, der Furcht.

Fünftausend Verdächtige wurden in dem kurzen Zeitraume einer Nacht aus ihren Häusern oder Zufluchtsorten weggenommen. Man entdeckte dergleichen sogar in den Krankenbetten der Spitäler, wohin sie sich geflüchtet hatten, das Lager der Sterbenden und Todten zu theilen. Der Haß der Mörder Danton's war erfinderischer, als die Furcht. Man verhaftete sogar die drei Gebrüder Sanson, Henker von Paris, welche beschuldigt waren, der Rache des Königthums mechanisch ihre Guillotine geliehen zu haben.

Wenige Royalisten entkamen. Paris wurde von allen

geleert, welche seit dem 10. August keine Mittel mehr gefunden hatten, aus seinen Mauern zu fliehen.

2.

Am andern Tage waren das Depot der Mairie, die Sektionen, die alten Gefängnisse von Paris und die in Gefängnisse verwandelten Klöster überfüllt mit Gefangenen. Man verhörte sie summarisch. Opfer des Irrthums, der Eile, der Nacht und reklamirt von ihren Sektionen, wurde die Hälfte entlassen. Die Uebrigen, wie es der Zufall gab, in die Gefängnisse der Abtei Saint-Germain, der Conciergerie, des Chatelet, der Force, des Luxembourg und die ehemaligen Klöster der Bernhardiner, des heiligen Firmin, der Carmeliter vertheilt. Bicêtre und die Salpêtrière, diese beiden Hauptpfuhle von Paris, drängten ihre Einwohnerschaft zusammen, um noch Raum für sie zu haben.

Die drei folgenden Tage wurden von den Commissären der Sektionen zur Sichtung der Gefangenen angewendet. Das Gerücht von dem Loose, welches man ihnen bereitete, verbreitete sich von ferne. Man berieth sich schon über ihren Tod. Die Sektion Poissonière verurtheilte sie in Masse zur Ermordung. Die Sektion der Thermes verlangte, man sollte sie ohne allen andern Rechtsgrund als die bloße Gefahr, hinrichten, in welche das Vaterland durch ihre Existenz gestürzt werde. „Wir müssen die Gefängnisse säubern und dürfen keine Verräther hinter uns lassen, wenn wir an die Grenzen rücken!“ Dies war der Ruf, welchen Marat und Danton in den Massen cirkuliren ließen. Das Volk hat das Bedürfniß, sich seinen Zorn auseinandersetzen und sich mit seinem eigenen Verbrechen vertraut machen zu lassen.

3.

Dies war die Haltung Danton's am Vorabende dieser Verbrechen.

Was Robespierre betrifft, so spielte er in diesen Tagen die Rolle, die er in allen Krisen spielte, bei der Kriegsfrage, am 20. Juni, am 10. August. Er handelte nicht, er tadelte bloß; aber er ließ der That den Lauf, und einmal vollbracht, nahm er sie als einen Schritt der Revolution an, den man nicht mehr zurücknehmen konnte. Er wollte Andern nicht den Vorrang der Popularität vor sich lassen; er wusch seine Hände rein von diesem Blute und ließ es vergossen werden. Aber sein Einfluß, der dem Einflusse Danton's und Marat's beim Gemeinderath nachstand, machte es ihm damals auch noch nicht möglich, etwas zu verhindern. Er stand wie Pétion im Schatten. Diese Männer sahen wie die Girondisten die Pläne Marat's und Danton's durchschimmern, aber außer Stands, ihnen zuvorzukommen, gaben sie sich den Anschein, als wüßten sie nichts davon. Eine Thatsache, die der Geschichte erst vor Kurzem von einem Vertrauten Robespierre's und Saint-Just's enthüllt wurde, welcher diese schweren Zeiten überlebte, beweist die Richtigkeit dieser Vermuthungen über den Antheil Robespierre's an dem Gemetzel der Septembertage.

4.

Um jene Zeit lebten Robespierre und Saint-Just, der Eine schon berühmt, der Andere noch unbekannt, in jener innigen Vertraulichkeit mit einander, welche oft Lehrer und Schüler verknüpft. Saint-Just, der bereits in die Bewegung der Zeit verflochten war, begleitete und überholte die Krisen der Revolution mit dem kalten Blicke der Unempfindlichkeit einer Logik, die das Herz vertrocknet und die Grausamkeit einer Abstraktion hat. Die Politik war in seinen Augen ein Kampf auf Tod und Leben, und die Besiegten wurden geopfert. Ermüdet von den körperlichen und geistigen Anstrengungen eines Tages, der ganz im Lärm der Berathungen verflossen war und mit einer so entsetzlichen Nacht schwanger ging, verließen Robespierre

und Saint-Just am 2. September um elf Uhr Abends die Jakobiner.

Saint-Just bewohnte ein kleines Zimmer in einem Hôtel garni der Sankt-Annenstraße, nicht weit vom Hause des Tischlers Duplay, in welchem Robespierre wohnte. Im Gespräche über die Ereignisse des Tages und die Dinge, die auf den folgenden Morgen angedroht waren, kamen die beiden Freunde an der Thüre des Hauses an, in welchem Saint-Just sein Obdach hatte. In seine Gedanken vertieft, ging Robespierre, um die Unterhaltung fortzusetzen, mit in das Zimmer des jungen Mannes hinauf. Saint-Just warf seine Kleider auf einen Stuhl und schickte sich zum Schlafen an. — „Was machst Du denn?" fragte Robespierre. — „Ich lege mich zur Ruhe," antwortete Saint-Just. — „Wie! Du kannst in einer solchen Nacht an Schlaf denken!" versetzte Robespierre; „hörst Du nicht die Sturmglocke? Weißt Du nicht, daß diese Nacht vielleicht die letzte für Tausende von Unsersgleichen ist, die in dem Augenblicke, in welchem Du einschläfst, Menschen, und wenn Du aufwachst, Leichen sind?" — „Ach!" erwiderte Saint-Just, „ich weiß, daß man diese Nacht vielleicht würgen wird, ich beklage es, ich wollte, ich wäre mächtig genug, die Erschütterungen einer Gesellschaft zu mäßigen, welche zwischen Freiheit und Tod kämpft; aber was bin ich? und dann bei Allem sind Diejenigen, die man in dieser Nacht opfern wird, nicht die Freunde unserer Ideen. Adieu." Er schlief ein.

Als Saint-Just mit Tagesanbruch erwachte, sah er Robespierre mit unterbrochenen Schritten im Zimmer auf- und abgehen und seine Stirne von Zeit zu Zeit an die Fensterscheiben drücken, indem er den Tag am Himmel betrachtete und auf das Geräusch in den Straßen horchte. Erstaunt, seinen Freund so frühe wieder an derselben Stelle zu sehen, fragte Saint-Just: „Was führt Dich denn heute so bald zurück?" — „Was mich zurückführt?" antwortete Robespierre

„Glaubst Du also, ich sei wieder gekommen?“ — „Wie? Du bist nicht schlafen gegangen?“ versetzte Saint-Just. — „Schlafen?“ entgegnete Robespierre, „schlafen? während Hunderte von Mördern Tausende von Schlachtopfern würgten und reines oder unreines Blut wie Wasser in den Gossen floß! . . . O nein,“ setzte er mit dumpfer Stimme und sardonischem Lächeln hinzu, „nein, ich habe nicht geschlafen, ich habe gewacht, wie das nagende Gewissen oder wie das Verbrechen: ja, ich habe die Schwachheit gehabt, nicht zu schlafen; aber **Danton, Er hat geschlafen!**“

5.

Die unglücklichen Nachrichten von den Grenzen; die patriotischen Werbungen an den Buden, die auf den Hauptplätzen von Paris errichtet waren; die Spaziergänge der Freiwilligen beim Schalle der Trommeln und unter dem Gesang der Marseillaise und des Ça ira; die Entfaltung der schwarzen Fahne, das Zeichen eines mörderischen Krieges, auf dem Stadthause und den Thürmen der Cathedrale; die blutige Sprache der Blätter Marats, Hébert's; die anonymen Ausrufungen der Mauerjournale, welche den Wänden Worte liehen und das Volk in stürmischen Zusammenrottungen um sich schaarten, sie lesen zu hören; das Läuten der Sturmglocke auf den Thürmen, welche den Puls einer ungeheuern Stadt beschleunigte; endlich die Lärmkanone, welche von Stunde zu Stunde abgefeuert wurde — Alles war berechnet worden, die Stadt in fieberische Aufregung zu versetzen. Der Mordplan war entworfen, wie ein Feldzugsplan. Selbst seine Zufälligkeiten waren in Rechnung gebracht und verabredet.

6.

Sonntag, den 2. September, um drei Uhr Nachmittags, zu der Stunde, in welcher das Volk von seiner Mahlzeit auf-

steht und sich in den Straßen drängt, um sich während der Abende dieser Mußetage zu verlaufen, wurde das Signal wie durch einen jener Zufälle gegeben, welche von selbst eintreten.

Fünf Wagen, jeder mit sechs Priestern angefüllt, fuhren vom Depot des Stadthauses über den Pont-Neuf und durch die Straße de Bussy, lärmende und unheimliche Punkte, nach dem Gefängnisse der Abtei. Auf den dritten Schuß der Lärmkanone setzten sich diese Wagen in Bewegung. Ein schwaches Geleite von Avignonern und Marseillern, mit Säbeln und Piken bewaffnet, begleitete sie. Die Kutschenschläge waren offen, damit die Menge im Innern die Trachten sehen könnte, die ihr am meisten verhaßt waren. Schaaren von Kindern, Weibern und Männern aus dem Volke folgten den Priestern mit Hohngeschrei. Die Mannschaft, welche das Geleite bildete, unterstützte den Pöbel in seinen Beleidigungen, Drohungen und Beschimpfungen. „Seht!" sagten sie, mit der Spitze ihrer Säbel auf die Gefangenen deutend, zu der Menge; „seht hier die Mitschuldigen der Preußen! seht hier Diejenigen, welche Euch erwürgen werden, wenn Ihr sie am Leben lasset, Euch zu verrathen!"

Der Auflauf, der durch die Straße Dauphine mit jedem Schritte mehr anschwoll, wurde durch eine andere Schaar zurückgeschoben, welche den Bussyplatz versperrte, wo städtische Beamte Werbungen im Freien anstellten. Die Wagen halten. Ein Mensch spaltet das Geleite, welches sich gefällig vor ihm öffnet; er steigt auf den Tritt des ersten Wagens, bohrt zweimal die Klinge seines Säbels in den Leib eines der Priester, zieht sie rauchend zurück und zeigt sie, von Blut geröthet, dem Volke. Das Volk stößt einen Schrei des Entsetzens aus und weicht zurück. „Dies erschreckt Euch, Memmen!" sagt der Mörder mit verächtlichem Lächeln. „Man muß Euch an den Tod gewöhnen." Bei diesen Worten taucht er die Spitze seines Säbels von Neuem in den Wagen und fährt mit seinen Stößen

fort. Dem Einen der Priester wird die Schulter durchbohrt, dem Andern das Gesicht zerfetzt, dem Dritten eine Hand abgehauen, während er das Antlitz schützen will. Den Abbé Sicard, den liebevollen Lehrer der Taubstummen, decken die Leiber seiner verwundeten Gefährten. Die Wagen setzen sich langsam wieder in Gang. Der Mörder geht von dem Einen zum Andern und stößt, sich mit der einen Hand am Kissen des Kutschenschlags haltend, mit der andern auf's Gerathewohl gegen Alle, die seine Waffe erreichen kann. Mörder von Avignon, welche sich unter das Geleite gemengt haben, wetteifern mit ihm und tauchen ihre Bajonette in das Innere der Wagen. Pikenspitzen, welche gegen die Kutschenschläge gerichtet sind, bedrohen Diejenigen von den Priestern, welche etwa herausspringen würden. Die lange Reihe dieser Wagen, welche langsam dahinrollen und eine Blutspur hinter sich lassen, das Geschrei und die verzweifelten Geberden der Priester, das Wuthgeheul der Henker, das Gelächter und der Jubel des Pöbels kündigen den Gefangenen der Abtei von Ferne die Ankunft des Zuges an. Die Ungeduld der Mörder hatte nicht gewartet, bis die Wagen am Orte der Hinrichtung angekommen waren: sie schlachteten die Opfer unterwegs.

Der Zug hält auf dem Platze, an der Thüre des Gefängnisses. Die Soldaten des Geleites ziehen acht Leichen an den Füßen aus dem Wagen. Die von den Säbeln verschont gebliebenen oder bloß verwundeten Priester werfen sich in das Gefängniß. Man ergreift vier von ihnen in dem Spalier, den der Wachtposten bildet. Man erwürgt sie auf der Schwelle. Einige, für die sich die Thüre zu langsam öffnet, schwingen sich durch das Fenster des Gemaches, in welchem der Ausschuß der Sektion in diesem Augenblicke Sitzung hielt. Diese Bürger, welche dem Gemetzel fremd sind, entziehen diese Schlachtopfer der Wuth der Mörder, indem sie ihnen Sitze in ihren Reihen einräumen. Der Journalist Pariseau und der Intendant des

Haushaltes des Königs, Lachapelle, verdankten ihr Leben der Geistesgegenwart und muthvollen Lüge der Mitglieder dieses Ausschusses.

7.

Indessen hörten die in der Abtei aufgespeicherten Gefangenen dieses Vorspiel des Mordes an ihrer Thüre. Schon am Morgen hatten ihnen das düstere Gesicht und die halben Worte ihrer Wächter einen unheilvollen Abend geweissagt. Ein Befehl der Gemeinde hatte an diesem Tage in allen Gefängnissen die Stunde des Essens früher eintreten lassen. Die Gefangenen fragten einander, was wohl der Grund dieser Aenderung in der gewöhnlichen Hausordnung sein könnte. War es eine Verlegung? war es die Abreise nach einem Verbannungsort jenseits der Meere? Die Einen hofften, die Andern zitterten, Alle waren in Unruhe. Durch die Gitterfenster eines Thürmchens, welches auf die Sankt-Margarethenstraße geht, erblickten endlich Einige von ihnen die Wagen und vernahmen das Geschrei; sie schleuderten den Schrecken in das Gefängniß. Das Gerücht kam in demselben in Umlauf, man hätte alle Priester unterwegs umgebracht. Das Gesumme einer ungeheuren Volksmenge, welche in den Hof gedrungen war und den öffentlichen Platz und die Nachbarstraßen der Abtei füllte, drang durch die Fenster und Luftlöcher des Gefängnisses zu ihnen. Das Rollen der Wagen, die Schritte der Pferde, das Klirren der Säbel, die verworrenen Stimmen, die einen Augenblick verstummten, um von Zeit zu Zeit in den lang gezogenen Ruf auszubrechen: Es lebe die Nation! ließen sie einen Augenblick in Ungewißheit` ob dieser Aufruf den Zweck hätte, sie zu opfern oder zu vertheidigen. Die innern Thüren wurden hinter ihnen geschlossen. So eben war ihnen der Befehl gegeben worden, daß Jeder in seinen Saal gehen sollte, als ob Einer nach dem Andern gerufen würde.

8.

Folgendes war das Schauspiel, das man vor ihnen verbarg. Das äußerste Gelaß, dessen Thüre in den Hof führte, war in ein Tribunal verwandelt worden. Um einen ungeheuern, mit Papieren, Schreibzeugen, Gefangenenlisten, Gläsern, Flaschen, Pistolen, Säbeln, Pfeifen bedeckten Tisch saßen auf Bänken zwölf Richter von unheimlichen Gesichtszügen, athletischen Schultern und einem Aeußern, welches auf Mühsale, Ausschweifungen oder Blut deutete. Ihre Tracht war die Kleidung der arbeitenden Klassen; wollene Mützen auf dem Kopf, Westen, mit Nägeln beschlagene Schuhe, linnene Schürzen, wie sie die Fleischer tragen. Einige hatten ihre Röcke ausgezogen. Ihre bis zu den Ellbogen zurückgestülpten Hemdärmeln ließen sehnigte Arme und eine mit den Symbolen verschiedener Gewerbe tätowirte Haut sehen. Zwei oder drei, an denen man schlankere Formen, weißere Hände, einen intelligentern Ausdruck des Gesichtes wahrnahm, verriethen Männer des Gedankens, die man absichtlich unter diese Männer der That gemengt hatte, um sie zu leiten. Als Präsident dieses Tribunals saß im Mittelpunkte des Tisches ein Mann von unbeugsamem und gleichsam versteinertem Gesichte in grauem Rocke, den Säbel an der Seite, die Feder in der Hand. Es war der Thürhüter Maillard, der Abgott der Volksversammlungen der Vorstadt Saint-Marceau, einer jener Menschen, welche der Abschaum des Volkes erzeugt, um sich hinter ihnen zu sammeln, weil er sie nicht überholen kann. Nebenbuhler Jourdan's, Freund Théroignens, Held der Oktobertage, des 20. Juni, des 10. August, hatte sich Maillard selbst zum Henker des Volks aufgeworfen. Er liebte das Blut, er trug die Köpfe umher, er spießte die Herzen, er zerstückte die Leichen. Die unzüchtigen Weiber und die grausamen Kinder, welche nach dem Kampfe den Tod belauerten, verherrlichten Mail-

lard, weil er ihnen Augenweide gab. Er hatte sich zuletzt eine Popularität aus dem Schrecken seines Namens geschaffen. Er übertrug jetzt eine gewisse Unparteilichkeit in seine Rache und eine gewisse Mäßigung in den Mord. Er mordete nicht mehr mit eigenen Händen, er überließ dieses Geschäft seinen Untergebenen. Er sprach mit seinem Gewissen, ehe er ihnen ihre Opfer auslieferte.

So war Maillard. Er kam von den Carmelitern zurück, wo er das Gemetzel organisirt hatte. Nicht der Zufall hatte ihn gerade im Augenblick der Ankunft des letzten Zuges und mit den Gefangenenlisten in der Hand in die Abtei geführt. Er hatte am Abende vorher durch Mitglieder des Ueberwachungsausschusses die vertraulichen Mittheilungen Marat's erhalten. Danton hatte diesem Ausschusse die Listen überschickt; man hatte sie in demselben gesichtet. Man hatte Maillard Diejenigen bezeichnet, die er freisprechen, Diejenigen, die er verurtheilen müsse. Das Loos der Uebrigen war dem Tribunale überlassen worden, das sich an Ort und Stelle bilden würde. Dieses Tribunal hatte die Willkür des Volkes zum Gesetz. Man las das Verzeichniß. Die Schließer holten die Gefangenen. Maillard verhörte sie; er fragte seine Collegen mit den Augen um ihre Meinung. Wenn der Gefangene losgesprochen wurde, sagte Maillard: „Man lasse den Herrn frei.“ Wenn er verurtheilt wurde, sagte eine Stimme: In die Force. Auf dieses Wort öffnete sich die Außenthüre; der Gefangene wurde über die Schwelle geschleppt und fiel im Hinausgehen.

9.

Das Gemetzel begann mit den Schweizern. Es waren ihrer hundertundfünfzig in der Abtei, Offiziere und Soldaten. Maillard ließ sie in das Gerichtszimmer führen und verurtheilte sie in Masse. „Ihr habt am 10. August das Volk er-

mordet," sagte er, „Ihr werdet in die Force gebracht werden." — „Gnade! Gnade!" rufen die Soldaten, auf die Kniee fallend. — „Es handelt sich nicht um den Tod," antwortet ihnen Maillard; „es handelt sich um Eure Verlegung in ein anderes Gefängniß. Vielleicht wird man Euch anderswo Gnade geben!" Aber die Schweizer hatten das Geschrei gehört, das ihr Leben forderte. — „Warum uns täuschen?" sagen sie, „wir wissen wohl, daß wir von hier weg nur in den Tod gehen." Bei diesen Worten öffnen ein Marseiller und ein Fleischerjunge die Thüre ein wenig und rufen, mit ausgestrecktem Finger auf die Schweizer deutend: „Auf! auf! entscheidet Euch! Voran! Das Volk wird ungeduldig!" Die Schweizer weichen wie eine Herde beim Anblicke der Schlachtbank zurück und drücken sich in Masse in den Hintergrund des Gemaches, indem sie sich unter herzzerreißenden Wehklagen an einander klammern. „Das muß ein Ende nehmen," sagte einer der Richter. „Wir wollen sehen, wer derjenige ist, der zuerst hinausgeht." — „Wohlan, der bin ich," ruft ein junger Offizier von hohem Wuchs, ruhiger Stirne und kriegerischer Haltung, „ich will das Beispiel geben. Zeigt mir die Thüre. Wo muß ich durchgehen?"

Die Thüre öffnet sich. Er schleudert mit einem Lebewohl an seine Kameraden seinen Hut zurück und überschreitet die Schwelle. Seine Schönheit, seine Entschlossenheit setzen die Mörder in Bestürzung. Sie weichen spalierartig zurück. Sie lassen ihn bis in die Mitte des Hofes vortreten. Aber bald kommen sie von ihrer Ueberraschung zurück und schließen, näher tretend, einen Kreis von Säbeln, Piken und Bajonetten um ihn, die gegen ihn gerichtet sind. Er tritt zwei Schritte vor, wirft ruhig seine Blicke auf seine Mörder, kreuzt die Arme über seine Brust, bleibt einen Augenblick regungslos stehen, als erwartete er den Stoß, stürzt dann, als er sieht, daß Alles bereit ist, köpflings in die Bajonette und fällt, von tau-

fend Stichen durchbohrt, nieder. Sein Tod zieht den Tod seiner hundertundfünfzig Kameraden nach sich. Sie stürzen Einer nach dem Andern auf das Pflaster wie Ochsen, die vor den Kopf geschlagen werden. Die Karren reichen nicht hin, die Leichen schnell genug wegzuschaffen; man beugt sie zu beiden Seiten des Hofes auf einander, um denjenigen Platz zu machen, die noch sterben müssen. Baron von Reding starb zuletzt. Dieser junge Offizier zeichnete sich durch die Höhe seiner Gestalt und durch den männlichen Ausdruck seiner Züge unter jenen Kindern der Berge aus, wo die Natur Alles größer und schöner formt.

In den Tuilerien verwundet, hatte Reding eine zerschossene Schulter und ein zerschossenes Bein davongetragen. Man hatte ihn vom Kampfplatze weg in die Abtei gebracht. Auf ein elendes Lager in einer finstern Ecke der Kapelle geworfen, renkte die geringste Bewegung seine gebrochenen Glieder aus und preßte ihm Seufzer ab. Eine Frau, die ihn liebte, hatte von den Commissären der Gefängnisse um Geld die Erlaubniß erkauft, ihn zu pflegen. Als Krankenwärter der Spitäler verkleidet, brachte sie ganze Tage an Reding's Bette zu. Obgleich sie von Mehren erkannt wurde, stellten sich doch Alle, als täuschte sie ihre Verkleidung. Sie achteten das Geheimniß, welches so viel Liebe in so viel Aufopferung barg. Es waren keine Schweizer mehr zu schlachten. Auf die Säbelhiebe und den Laut des Falles der Körper auf das Pflaster war seit einem Augenblicke Stille im Hofe eingetreten. Die Mörder tranken. Reding glaubte sich vergessen oder verschont. Seine Schlafgefährten wünschten ihm leise Glück. Aber die Opfer werden auf der Straße gezählt, sie entsprechen der Zahl der Gefangenen nicht; es fehlt ein Schweizer. Man erinnert sich des Verwundeten. Drei Mörder, denen ein Schließer mit einer Fackel vorausgeht, treten mit dem Säbel in der Hand in die Kapelle und verlangen Reding. Die Geliebte, die ihm

wacht, fällt bei diesem Namen in Ohnmacht. Reding beschwört seine Henker, ihn auf seinem Bette zu tödten, um ihm nach so vielen Martern, die er schon erduldet, die Marter der Transportation und des Bruches seiner Glieder zu ersparen. Sie schlagen es mit rohem Gespötte ab. Einer von ihnen nimmt ihn in seine Arme, lädt ihn auf seine Schultern, so daß die Beine nach vorn sehen, der Kopf nach hinten herabhängt. Der Verwundete stößt ein unwillkürliches Geheul aus. Aus Rohheit oder aus Mitleiden schneidet ihm einer seiner Mörder mit seiner Säbelklinge den herabhängenden Hals ab. Sein Geschrei erstickt in seinem Blute. Er kommt todt am Fuße der Treppe an. Man wirft den Schlächtern seine Leiche hin.

10.

Sie ruhen einen Augenblick aus. Die Nacht brach herein. Fackeln erleuchteten den Hof. Mit den Füßen im Blute dasitzend, aßen und tranken diese Söldlinge des Verbrechens wie der Arbeiter nach vollbrachtem Tagewerk. Die Gemeinde hatte, amtlich von dem Gemetzel in Kenntniß gesetzt, Manuel, Billaud-Varennes und andere Commissäre in die Gefängnisse geschickt, um wenigstens die Verantwortung des Verbrechens von sich zu wälzen und einen Beweis von einigen Versuchen zur Unterdrückung der Greuel zu geben. Durch die Haltung der Mörder und die blutgetränkten Waffen eingeschüchtert, glichen ihre Reden mehr Schmeicheleien als Zurechtweisungen. Man sah die Zustimmung oder die Furcht hindurchschimmern. Das Volk legte sie als Aufmunterungen aus. Einige enthielten sogar Glückwünsche und Aufforderungen zu neuen Mordthaten. „Wackere Bürger," sagte Billaud-Varennes im Hofe der Abtei, „Ihr habt so eben große Verbrecher erschlagen; die Munizipalität weiß nicht, womit sie Euch lohnen soll. Unstreitig gehören die Spolien dieser Uebelthäter Denjenigen, welche uns

von denselben befreit haben. Ohne Euch belohnen zu wollen, bin ich beauftragt, Jedem von Euch vierundzwanzig Livres anzubieten, die Euch auf der Stelle ausbezahlt werden sollen."

Während Billaud-Varennes also sprach, begann das einen Augenblick unterbrochene Gemetzel unter seinen Augen auf's Neue. Der alte Befehlshaber der Gendarmerie, Rulhières, der schon von fünf Pikenmännern durchbohrt, ausgeplündert und als todt allein gelassen war, tappte nackt und blutend an den Mauern des Hofes umher, fiel und erhob sich wieder im Todeskampfe. Diese Flucht ohne Ausgang dauerte zehn Minuten!

Nach den Schweizern verurtheilte man in Masse alle Mitglieder der Garde des Königs, die in der Abtei gefangen saßen. Ihr Verbrechen bestand in ihrer Treue am 10. August. Es bedurfte keines Prozesses. Sie waren Besiegte. Man beschränkte sich auf die Frage nach ihren Namen. Ihre Schlachtung dauerte lange. Einer wurde nach dem Andern ausgeliefert, und das Volk, dessen Wuth durch den Wein, den mit Pulver gemischten Branntwein und den Anblick und Geruch des Blutes sich zu verfeinern schien, verlängerte ihren Martertod, als scheute es sich, das Schauspiel abzukürzen. Die ganze Nacht reichte kaum zu ihrer Abschlachtung und Plünderung hin.

Der Abbé Sicard und die beiden Priester, die sich mit ihm in ein kleines Gemach neben dem Sitzungslokale des Ausschusses geflüchtet hatten, sahen, hörten und notirten die Vorfälle einer jeden Minute dieser Nacht. Eine alte, von Ritzen durchbohrte Thüre trennte sie vom Schauplatze des Gemetzels. Sie unterschieden das Geräusch der Tritte, die Säbelhiebe auf die Köpfe, den Fall der Körper, das Geheul der Henker, das Beifallsgeschrei des Pöbels, die Stimmen der Freunde selbst, die sie so eben verlassen hatten, und die wilden Tänze der Weiber und Kinder beim Scheine der Fackeln, unter dem Gesange der Carmagnole, um die Leichen. Von Minute

zu Minute kamen Bürgerdeputationen und begehrten Wein vom Ausschusse, der ihnen welchen verabreichen ließ. Weiber brachten ihren Männern beim Anbruche des Tages zu essen um sie, wie sie sagten, bei ihrer rauhen Arbeit zu stärken: Handlanger des Todes, zum Vieh erniedrigt durch das Elend, die Unwissenheit und den Hunger, denen der Mord das Leben fristete!

Die von der Gemeinde aufgebotenen Karren säuberten während dieser Mahlzeit die Höfe von den Leichen, von denen sie vollgepfropft waren. Das Wasser reichte nicht hin, das Blut abzuwaschen. Die Füße glitten darin aus. Die Mörder breiteten, ehe sie ihr Werk wieder aufnahmen, ein Strohlager auf einen Theil des Hofes und bedeckten dasselbe mit Kleidern der Schlachtopfer. Sie beschlossen nur noch auf dieser Unterlage von Wolle und Stroh zu morden, damit das Blut von den Kleidern aufgesogen, das Pflaster nicht mehr überschwämme. Sie stellten Bänke um dieses Theater herum, damit die Weiber und Männer, welche sich etwa am Todeskampfe der Schlachtopfer weiden wollten, bei der Wiederkehr des Tageslichts dem Schauspiel ordentlich zusehen könnten. Sie stellten Wachen um den Raum, welche die Polizei handhaben mußten. Wirklich fanden diese Bänke beim Anbruche des Tages Weiber und Männer aus dem Abteiviertel zu Zuschauern und diese Ermordungen Hände zum Beifallklatschen!

Mittlerweile nahmen Maillard und die Richter ihr Mahl im Gerichtszimmer ein. Nachdem sie ruhig ihre Pfeifen geraucht hatten, schliefen sie ohne Gewissensbisse auf ihren Richterbänken und sammelten wieder Kräfte für die Arbeit des neuen Tages.

11.

Die Gefangenen allein schliefen nicht. Alle in ihre Kerker oder ihre Säle gesprochen, horchten sie stehend oder auf dem

Rand ihrer Betten sitzend. Alle Laute hatten eine Bedeutung des Todes oder des Lebens in ihren Ohren. Das Gitterfenster des Thürmchens der Abtei, wo man von einer Seite in die Sankt-Margarethen-Straße, von der andern in einen Theil des Hofes sah, war ein Observatorium, welches die Muthigsten abwechslungsweise bestiegen, um den Uebrigen mitzutheilen, was außen vorfiel. Bei der Stille der letzten Stunden der Nacht glaubten sie, das Volk habe des Mordes genug. Einige schliefen aus Müdigkeit ein. Andere beteten, setzten ihre Vertheidigung auf, schrieben Briefe an ihre Frauen, machten ihr Testament.

Beim Aufgang der Sonne versammelten zwei Priester, der Abbé Lenfant, Prediger des Königs, und der Abbé de Rastignac, ein religiöser Schriftsteller, die mit einander in der Abtei gefangen saßen, die Gefangenen in der Kapelle. Dort bereiteten sie dieselben von einer Tribüne herab auf den Tod vor. Beide Priester waren nahe an achtzig. Ihre weißen Haare, ihr durch das Alter gebleichtes, durch die Nachtwachen abgezehrtes, durch die Nähe der Märtyrerkrone verklärtes Gesicht liehen ihren Geberden und Worten das feierliche Gepräge der Ewigkeit. Sie erschienen den jungen Gefangenen als die Engel des Todeskampfes. Alle fielen auf die Kniee. Dieser Strahl der Religion auf einem Blutfelde ließ sie selbst im Tode durch Mörderhände die Gegenwart einer Vorsehung fühlen. Die Einen wurden gestärkt, die Andern getröstet, Alle gerührt. Kaum hatten die beiden Priester die Hände über ihre Gefährten ausgestreckt, als man sie rief, um das Beispiel und die Lehre des Märtyrerthums zugleich zu geben. Mit gefalteten Händen, mit gesammeltem Geiste, mit himmelwärts gerichteten Augen, ohne Unterlaß betend, stürzten sie von tausend Säbelhieben zerhackt.

Aber die Ergebung dieser beiden Greise hatte die Gefangenen nicht von den Schrecken dieser Aussicht befreit. Die

Natur sträubte sich in ihnen nichts desto weniger gegen den Tod. Sie beriethen sich über die Stellung, in welcher man die Streiche empfangen oder vermeiden müsse, um den Tod zu beschleunigen und weniger schmerzlich zu machen. Einige wollten den Säbeln den Hals darbieten, damit er auf einen Hieb durchschnitten würde; Andere ihre Brust entblößen und ihre Hände auf den Rücken halten, damit das Eisen unmittelbar das Herz träfe; wieder Andere bis ans Ende mit ihren Henkern kämpfen, die Piken umarmen, die Säbel bei Seite drücken, die Mörder niederwerfen und die Hinrichtung in einen Kampf verwandeln, um in der Begeisterung des Muthes und im Genusse der Rache zu sterben. Nicht zufrieden mit dieser Theorie des Todes, studirten die Gefangenen, gleich Gladiatoren, die Kunst zu sterben in der Stellung Derjenigen, welche vor ihnen starben und wiederholten so zu sagen den Tod. Sie bemerkten, durch eine hohe Lücke sehend, wie Diejenigen, welche vermöge der natürlichen Geberde eines Menschen, dessen Gesicht bedroht ist, die Hände vorhielten, zweimal starben, weil sie vorher zerhackt wurden. Diejenigen dagegen, welche die Arme über der Brust kreuzten und dem Eisen entgegengingen, fielen unter sicherern Streichen und standen nicht wieder auf. Sie beschlossen in Masse, auf diese Art zu sterben.

12.

Einige zogen es vor, sich selbst den Tod zu geben und fanden es süßer, ihm vorauszueilen, als auf ihn zu warten. Sie zerschlugen sich den Kopf an den eisernen Schlössern, an den scharfen Ecken der Mauersteine. Sie stießen sich schlecht geschliffene Messer ins Herz, die sie am Abende zuvor den Nachsuchungen der Schließer entzogen hatten. Herr de Chantereine, Oberst der constitutionellen Garde des Königs, gab sich drei Dolchstöße und starb mit dem Ausrufe: „Mein Gott, ich gehe zu Dir!“

Herr von Montmorin, der ehemalige Minister Ludwig's XVI., war einige Tage zuvor in der Nationalversammlung verhört worden. Brissot, Guadet, Vergniaud, Gensonné, seine Feinde, hatten den Sieg des 10. August gegen diesen Staatsmann mißbraucht, der sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, und den ihr Groll hätte vergessen sollen. Sie hatten indessen sein Verhör verlängert und mit Fallstricken umstellt, um sich ein Verdienst aus seiner Verurtheilung zu machen. Man hatte Herrn von Montmorin in die Abtei geworfen; sein Sohn, der beinahe noch ein Kind war, tröstete ihn daselbst. Mit d'Affry, Thierri, Sombreuil, Gouverneur der Invaliden, der Tochter Sombreuil's und Beaumarchais, der noch hinter den Riegeln lachte, in einen und denselben Saal eingeschlossen, hatte Montmorin seine Gefangenschaft in den süßen Unterhaltungen dieser ehemaligen Freunde mit Ruhe getragen. Die Entlassung d'Affry's und Beaumarchais', welche Manuel am vorhergehenden Abende mit Madame de Saint-Brice und Madame de Tourzel in Freiheit gesetzt hatte, gab ihm Hoffnung zu einer nahen Befreiung. Die Sturmglocke des 2. September, der Aufruhr in den Höfen, das Geschrei der Schlachtopfer, die Entfernung seines Sohnes, den man am Morgen aus seinen Armen riß, warfen ihn plötzlich aus der Hoffnung in die Niedergeschlagenheit zurück. Seine Verzweiflung wurde zur Wuth. Er rief seine Feinde, um sie zu Boden zu werfen. Mit zerzausten Haaren, mit flammenden Augen, mit aufgehobenen Fäusten maß er das Zimmer, Verwünschungen gegen die Schurken ausstoßend. Durch den Zorn angespannt, gaben ihm seine Muskeln eine Stärke, welche die Eisengitter seines Gefängnisses erschütterte. Er zerbrach mit seinen Fingern einen eichenen Tisch, dessen Blatt zwei Zoll dick war. Man mußte ihn täuschen, um ihn zur Ueberschreitung der Schwelle der Außenthüre zu bestimmen. Er erschien mit stolzer Haltung und spöttischem Lächeln vor dem Tribunale. „Präsident," sagte er zu Mail-

lard, „weil es Euch beliebt, Euch so zu nennen, ich hoffe, Ihr werdet mich in einem Wagen in die Force bringen lassen, um mir die Beschimpfungen Eurer Mörder zu ersparen.“ Maillard gab ein Zeichen der Einwilligung. Montmorin setzte sich einen Augenblick in dem richterlichen Gemach und sah einige Gefangenen ihr Urtheil empfangen. „Der Wagen, der Sie an Ihren Bestimmungsort bringen soll, ist angekommen,“ sagte endlich der Präsident. In demselben Augenblicke öffnet sich die Thüre des Hofes. Montmorin stürzte hinaus. Er wurde von dreißig Piken an die Wand genagelt und starb, indem er der Freiheit in die Arme zu fliegen glaubte.

Herr von Montmorin hatte einen Empfangsschein für hunderttausend Franken in Händen gehabt, welche Danton auf Befehl des Königs ausbezahlt worden waren, um ihn für seine Anwaltstelle am Châtelet zu entschädigen. Dies war in der That der Preis der Bestechung, den der junge Demagog gefordert und der Hof bewilligt hatte. Einige Zeit vor dem 20. Juni war Montmorin unruhig über den Besitz eines Geheimnisses, welches Danton als eine drohende Enthüllung erscheinen konnte, die ohne Unterlaß über seiner Popularität schwebte. Der ehemalige Minister suchte seinen Freund, Herrn von Lafayette auf, vertraute ihm das Geheimniß an und fragte ihn um Rath. „Sie haben nur zwischen zwei Entschlüssen die Wahl,“ antwortete Herr von Lafayette: „entweder Danton zu warnen, daß Sie seinen Schritt veröffentlichen werden, wenn er die gegen den König eingegangenen Bedingungen nicht erfülle; oder ihm den Empfangschein zurückzustellen und ihn auf diese Art an der Dankbarkeit und Ehre zu fassen, indem Sie die Beweise gegen ihn aus der Hand geben.“ Herr von Montmorin befolgte weder den einen, noch den andern dieser Rathschläge. Er begnügte sich, Danton zu schreiben, er hätte seinen Empfangschein verbrannt, stellte ihm aber seine Unterschrift nicht zurück. Danton konnte glauben, dieses Zeug-

niß sei noch vorhanden und jedenfalls sei Herr von Montmorin stets ein seinem Rufe gefährlicher Zeuge. Man flehte vergebens für ihn um die Freilassung, die man für so viele Andere ausgewirkt hatte. Er kam um. Niemand weiß, ob dieser Tod eine Vergessenheit oder eine Klugheit Derjenigen war, deren Namen in seinem Gedächtniß und deren Unterschrift in seinen Papieren stand.

Nach Herrn von Montmorin erschien Sombreuil, Gouverneur der Invaliden. Seine Tochter, die mit ihm verhaftet worden war, hatte die Freiheit erhalten. Sie weigerte sich, das Gefängniß zu verlassen, an welches sie ihre Liebe gegen ihren Vater fesselte. Sie bewohnte in demselben mit den Frauen von Tourzel, von Saint-Brice und der Tochter Cazotte's ein für das weibliche Geschlecht bestimmtes Gemach. Seit dem Anfange des Gemetzels harrte sie, von dem Mitleiden der Wachen und Kerkerknechte beschützt, in dem Gerichtszimmer auf die Erscheinung ihres Vaters. Sombreuil erscheint; er wird verurtheilt; die Thüre öffnet sich, die Bajonette funkeln; seine Tochter stürzt hervor, hängt sich an den Hals des Greises, deckt ihn mit ihrem Körper, beschwört die Mörder, ihren Vater zu schonen oder sie mit demselben Stoße zu durchbohren. Ihre Geberden, ihr Geschlecht, ihre Jugend, ihre aufgelösten Haare, ihre durch die Aufregung erhöhte Schönheit, ihre erhabene Aufopferung, ihre inbrünstigen Bitten erweichen die Mörder. Ein Ruf der Gnade erhebt sich aus der Masse, die Piken senken sich, man bewilligt der Tochter das Leben ihres Vaters, aber um einen entsetzlichen Preis: man verlangt, daß sie zum Zeichen der Abschwörung der Aristokratie ihre Lippen in ein mit dem Blute der Aristokraten gefülltes Glas tauche. Fräulein von Sombreuil ergreift das Glas mit unerschrockener Hand, führt es an den Mund und trinkt auf das Wohl ihres Vaters. Dies rettet sie. Man theilt ihre Freude. Die Thränen ihrer Mörder mischen sich

in die ihrigen. Man überrascht die Natur oft in der tiefsten Tiefe des Verbrechens. Es gibt Abgründe im menschlichen Herzen. Ungeheuer mit bluttriefenden Armen tragen Sombreuil und seine Tochter im Triumph in ihre Wohnung und schwören ihnen, sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen.

Die Tochter Cazotte's erlangte ihren Vater folgendermaßen. Cazotte war ein Greis von beinahe fünfundsiebzig Jahren. Die Höhe seiner Gestalt, die Silberfarbe seiner langen Haare, das Feuer seines Blickes unter weißen Augbrauen, die ernste Schönheit und der erhabene Ausdruck seiner Gesichtszüge verliehen ihm die Majestät eines Propheten. Er hatte die Beredsamkeit und Begeisterung eines solchen. Phantastisch in seinen Schriften, schwärmerisch in seiner Frömmigkeit, redlich in seinem Leben, sah er in der Revolution eine Feuerprobe, welche Gott über die Kinder der Welt verhängte, um die Seinen zu erkennen und sie in ihrem Märtyrerthum zu verherrlichen. Er bot sein Blut an. Er harrte ungeduldig des Opfers. Seine Tochter war ihm freiwillig in seinen Kerker gefolgt. Das Gemetzel voraussehend, hatte sie unter den Marseillern, welche die Gefangenen bewachten, Beschützer gesucht und gefunden. Die rührende Jugend, die kindliche Liebe, die holde Vertraulichkeit des jungen Mädchens hatten die Rohheit dieser Menschen erweicht. Sie hatten ihr ihren Vater versprochen. Sie hielten Wort. Von dem Tribunale verhört, antwortete Cazotte wie ein Mensch, der durchaus sterben will. „Mein Weib, meine Kinder," rief er, „beweinet mich nicht! Vergesset mich nicht, aber vor Allem denket an Gott! Ich will sterben, wie ich gelebt habe, treu meinem Gott und meinem König!" Seine Tochter, die ihn nicht hindern konnte, sich in den Tod zu stürzen, warf sich mit ihm hinein.

13.

Mitleidige Marseiller folgten ihr in den Hof; sie drückten

die gegen sie erhobenen Säbel und Piken mit der Hand nieder. Sie baten um Gnade für diese zwei unzertrennlichen Leben. Sie ließen ihren Schützling den Blutsumpf durchwaten. Sie stellten ihr ihren Vater zurück und ließen beide in Sicherheit bringen.

Diese Gnade war nur eine Frist für Cazotte. Er wurde einige Tage darnach wieder festgenommen und sein Kind in ein besonderes Gefängniß gebracht, um des Mitleidens los zu werden. Was die Mörder nicht zu thun gewagt hatten, thaten die Richter: Cazotte starb.

Nach ihm kam Thierri, erster Kammerdiener des Königs. „Die Dankbarkeit," sagte er zu Maillard, „hat keine Meinung, meine Pflicht war, meinem Herrn treu zu sein." Von einer Pike durchbohrt, welche durch die Brust eindrang und durch die Schultern hervorkam, stützte er sich mit der einen Hand auf einen Eckstein des Hofes und schwenkte mit der andern noch seinen Hut mit einer letzten Anstrengung „es lebe der König" zu rufen.

Maillé, Rohan-Chabot, der Generallieutenant Wittgenstein, Romainvilliers, zweiter Befehlshaber der Nationalgarde am 10. August, die Friedensrichter Buob und Bosquillon fielen nach ihm. Es gab Bedaurungen, Uebereilungen, Namensverwechslungen. Man sah Leute von außen in den Hof treten, die Leichen umwenden, das Blut mit Schwämmen vom Gesichte waschen, sie erkennen und bestürzt oder erfreut über Vereitlung oder Befriedigung ihrer Rache wieder gehen. Am Abende des zweiten Tages erschollen Rufe der Gnade für Diejenigen, welche noch übrig waren, auf der Straße und in den Höfen. Die Gefangenen, welche vergessen worden waren, faßten wieder Hoffnung. Einige raffen ihre kostbarste Habe zusammen und schicken sich zum Gehen an. Schüsse in das Innere des Gefängnisses und Geschrei von außen treiben sie

in den Hintergrund der leeren Säle zurück. Der junge Montsabray and seinen Tod auf folgende Art:

Montsabray, welcher kaum achtzehn Jahre zählte, gehörte vermöge seiner Familie den größten Namen des Adels an. Sein holdes Antlitz, seine liebliche Jugend, sein sanfter Charakter machten ihn zum Gegenstande der Bewunderung und Abgötterei bei der Armee. Der Herzog von Brissac hatte ihn zu seinem Adjutanten ernannt. Nach dem Tode Ludwig's XV. hatte der Herzog ein Verhältniß mit der noch so jungen und so schönen Madame Dubarry angeknüpft. Aus Liebe im Gefolge dieser verbannten Favoritin, bewohnte Brissac mit ihr das im Gehölze von Marly gelegene Lusthaus Lucienne, welches der König seiner Maitresse geschenkt hatte. Madame Dubarry liebte Montsabray mit jener mütterlichen Zärtlichkeit, welche sich die Natur ihres Gefühles nicht zu gestehen wagt. Am 10. August leicht verwundet, hatte sich Montsabray nach Lucienne geflüchtet. Das verborgene Zimmer des Schlosses, wo er seine Genesung erwartete, war Niemand bekannt als der Madame Dubarry und ihren Frauen. Sie verband die Wunde des jungen Soldaten selbst. Audouin, ein Mitglied der Gemeinde, der eine Abtheilung von zweihundert Föderirten vom allgemeinen Rath begehrt hatte, um die Umgebungen von Paris von den Aristokraten zu säubern, welche nach dem Kampfe entkommen waren, entdeckte Montsabray im Lustschlosse Lucienne. Weder das Gold, noch die Thränen, noch die flehentlichen Bitten der Madame Dubarry konnten Audouin erweichen. Er nahm den jungen Adjutanten in einer Sänfte mit und warf ihn in die Abtei. Auf den Lärm des Gemetzels schlüpfte Montsabray, welcher in der Sakristei der Kapelle lag, aus seinem Bette, kletterte den Rauchfang bis zum Gipfel des Gebäudes hinauf und hielt sich an einem starken Eisengitter, das den Kamin durchschnitt. Von dort aus hörte er zwei Tage und zwei Nächte lang ohne Nahrung, den Lärm des Mordens, dem

er durch seine Geduld zu entkommen hoffte. Aber die Gefangenenliste ergab ein Opfer zu wenig. Man erinnert sich des Verwundeten; man sucht ihn vergebens. Der Schließer der Kapelle, der in den Kunstgriffen der Gefangenen erfahren ist, läßt in den Rauchfang hinaufschießen. Eine einzige Kugel traf Montsabray und zerschmetterte ihm die Handwurzel. Er hatte die Stärke, nicht zu fallen und zu schweigen. Man wollte auf ihn verzichten. Ein Kerkerknecht brachte Stroh und zündete es auf dem Herde an. Der Rauch erstickte den Verwundeten. Er fiel auf das brennende Stroh. Man trug ihn verstümmelt, verbrannt, ohnmächtig, halbtodt auf die Straße. Dort legte man ihn in's Blut und rathschlagte vor ihm, welchen Tod man ihn sterben lassen sollte. Wieder zu sich gekommen, blieb der unglückliche junge Mann beinahe eine Viertelstunde auf diesem Leichenbette liegen, bis die Mörder Schießgewehre gefunden und geladen hatten. Sie hatten endlich Mitleiden mit der Marter dieses Kindes und tödteten ihn vollends durch fünf Pistolenschüsse, die sie zu gleicher Zeit auf seine Brust abdrückten.

Nur noch ein Gefangener war in der Abtei übrig. Es war Herr von Saint-Marc, Oberst eines Reiterregiments. Die Mörder verabredeten unter einander, seinen Martertod zu verlängern, damit Alle ihren Theil an seinen Qualen und seinem Sterben hätten. Sie ließen ihn langsam durch eine Gasse von Säbeln laufen, deren Hiebe sie mäßigten, um ihn nicht zu schnell zu tödten. Dann durchbohrten sie ihn mit einer Lanze, die ihm ganz durch den Leib ging. So zwangen sie ihn, auf den Knieen fortzurutschen, indem sie die Verkrümmungen nachahmten und verspotteten, die ihm der Schmerz auspreßte. Als er sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, zerhackten sie ihm Hände, Gesicht und Glieder mit Säbelhieben und tödteten ihn endlich durch sechs Kugeln, die sie ihm in den Kopf schossen. Solche Menschen sind in jenen Abgründen

der Civilisation verborgen, welche mit so viel Luxus und Kenntnissen überdeckt sind! Es gibt Nero's in allen Graden, vom Throne bis zum Stalle, abgeschliffen in der Höhe, viehisch in der Tiefe. Der Blutdurst ist die erste und letzte Verderbniß des Menschen.

Indessen setzen auch einige unerklärliche oder tröstende Akte bei diesen Greuelthaten in Erstaunen. Maillard's Mitleiden schien ebenso sorgfältig Unschuldige zu suchen, als seine Rache Schuldige suchte. Er verschonte Alle, welche ihm einen Vorwand zu ihrer Freilassung liehen. Sei es, daß er den Mord als eine mühsame Pflicht betrachtete, von der er auf einigen Begnadigungen ausruhte, oder daß es seinem Stolze wohlthat, auf diese Art über Tod und Leben zu verfügen; er verschwendete Beides. Er setzte seinen eigenen Kopf aufs Spiel, um seinen Henkern Schlachtopfern streitig zu machen. Man murrte im Hofe oft gegen seine Kargheit im Morden. Man schrie über Verrath. Mehremale stürmten die Bürger mit dem Säbel in der Hand das Gerichtszimmer und drohten, das Tribunal zu ermorden. Bürger, die den Schlachtopfern fremd waren, weihten sich der Rettung von Menschen, die sie nur dem Namen nach kannten. Der Uhrmacher Monnot wagte es, den Abbé Sicard zu reklamiren, und erhielt ihn im Namen des Elendes Derjenigen unter dem Volke, denen der Taubstummenlehrer sein Leben gewidmet hatte. Deputationen von Sektionen versuchten in das Gefängniß zu dringen, um Bürger zu reklamiren. Sie wurden abgewiesen. Ein Nationalgardeposten stand am Gewölbe, welches von dem Abteiplatz in den Hof führte. Dieser Posten hatte Befehl sie einzulassen, aber nicht mehr herauszulassen. Er schien zum Schutze des Mordes dort aufgestellt. Ein Einziger von diesen Deputirten wagte sich durch das Gewölbe. „Bist du des Lebens müde?" fragten ihn die Mörder. Man führte diesen Deputirten zu Maillard. Maillard ließ ihm die beiden Gefangenen zustellen, die er

begehrte. Der Deputirte trat seinen Rückweg mit diesen Gefangenen an. Fackeln erleuchteten Leichenhaufen und Blutteiche. Auf diesen menschlichen Ueberresten sitzend, ruhten die Mörder wie Schnitter auf den Garben aus, rauchten, aßen und tranken in Ruhe. „Willst du ein Aristokratenherz sehen?" sagten diese Menschenschlächter zu dem Deputirten: „hier, siehe!" Mit diesen Worten spaltet Einer von ihnen den Rumpf einer noch warmen Leiche, reißt ihr das Herz aus, drückt Blut aus demselben in ein Glas und trinkt es vor den Augen Bisson's; dann nöthigt er ihn, ihm das Glas darreichend, selbst seine Lippen mit dem Blute zu benetzen, und öffnet den Gefangenen den Weg bloß um diesen Preis. Die Mörder selbst verließen mehremale ihr blutiges Werk und wuschen sich Hände und Füße, um die vom Tribunal freigesprochenen Personen ihren Familien zurückzustellen. Diese Leute schlugen jede Belohnung aus. „Die Nation bezahlt uns für den Mord," sagten sie, „aber nicht für die Rettung." Nachdem sie einen Vater seiner Tochter, einen Sohn seiner Mutter zurückgestellt hatten, trockneten sie ihre Thränen der Rührung, um wieder an ihr Mordgeschäft zu gehen. Nie trug das Gemetzel mehr das Gepräge einer aufgetragenen Arbeit. Der Mord war in diesen Tagen zu einem neuen Handwerk in Paris geworden.

14.

Während die von den Agenten des Ueberwachungsausschusses aufgebotenen Karren die Leichen und das Blut aus der Abtei wegführten, lauerten vom Morgen an dreißig Mörder an den Thoren des Karmeliterbau's in der Straße de Vaugirard auf das Signal. Das Karmelitergefängniß war das ehemalige Kloster, ein ungeheures, von Kreuzgängen durchbrochenes Gebäude, das an eine Kirche stieß und von Höfen, Gärten und öden Strecken umgeben war. Man hatte es in ein Gefängniß verwandelt, das für die zur Deportation verur-

theilten Priester bestimmt war. Die Gendarmerie und die Nationalgarde hatten Posten daselbst. Man hatte diese Posten am Morgen absichtlich geschwächt. Die Mörder, welche gegen sechs Uhr Abends die Thüren erbrachen, verschlossen sie hinter sich wieder. Diejenigen, welche das Gemetzel eröffneten, hatten nichts vom Volke an sich, weder in der Tracht, noch in der Sprache, noch in den Waffen. Es waren wohlgekleidete, mit Pistolen und Jagdflinten bewaffnete junge Männer. Cérat, der junge Seïde Marat's und Danton's, stand an ihrer Spitze. Man erkannte in seiner Schaar einige der schwärmerischen Gesichter, welche man gewöhnlich auf den Galerien des Cordeliersklubs sah.

Prätorianer jener Agitatoren, wurden sie mit Anspielung auf das Kloster, in welchem die Sitzungen gehalten wurden, „Danton's rothe Brüder" genannt. Sie trugen die rothe Mütze, eine Cravatte, eine Weste, einen Gürtel von derselben Farbe, ein bedeutungsvolles Symbol, um Augen und Sinn an die Farbe des Blutes zu gewöhnen. Die Lenker des Gemetzels fürchteten, der Einfluß der Priester auf das gemeine Volk möchte die Mörder von den kirchenräuberischen Mordthaten abschrecken. Sie warben in den Schulen, in den Lasterhöhlen und in den Klubs freiwillige Henker, welche über diese Bedenklichkeiten erhaben waren und durch ihren Haß gegen den Aberglauben von selbst zur Ermordung der Priester getrieben wurden. Flintenschüsse in den Kreuzgängen und Gärten auf einige Greise, welche darin auf- und abgingen, gaben das Signal zum Gemetzel. Von Gang zu Gang, von Zelle zu Zelle, von Baum zu Baum fielen die Flüchtlinge verwundet oder todt unter den Kugeln. Man ließ die Leichen der Getroffenen über die Treppen hinabrollen, man warf sie zum Fenster hinaus.

Scheußliche Horden von lumpenumhüllten Männern, Weibern, Kindern, welche durch den Knall der Flintenschüsse aus

diesen Quartieren des Elends hervorgelockt wurden, drängten sich an die Thore. Man öffnete sie von Zeit zu Zeit, um Karren herauszulassen, welche mit prächtigen Pferden bespannt waren, die man aus den Ställen des Königs genommen hatte. Diese Wagen spalteten die Menge langsam und ließen eine lange Blutlinie hinter sich. Auf diesen wandelnden Leichenhaufen saßen Weiber und Kinder, zitternd vor Freude, und zeigten den Vorübergehenden lachend Stücke von Menschenfleisch. Das Blut spritzte auf ihre Kleider, auf ihre Gesichter, auf ihr Brod. Diese erdfahlen Lippen heulten die Marseillaise und entehrten diesen Heldengesang durch seine Verbindung mit dem Morde. Der hagere Pöbel, der den Rädern folgte, wiederholte die Schlußreime im Chorus und tanzte um diese Karren als die Triumphspolien der besiegten Geistlichkeit und Aristokratie. Die kleine Anzahl der Mörder, die große Anzahl der Schlachtopfer, die ungeheure Größe des Gebäudes, der große Umfang des Gartens, die Mauern, die Bäume, die Hecken, welche die Priester schützten, die dahin und dorthin flohen, um den Kugeln auszuweichen, zogen das Mordgeschäft in die Länge. Die einbrechende Nacht war im Begriff, sie mit ihrem Schatten zu decken. Die Mörder bildeten einen Cordon um den Garten, wie bei einer Hetzjagd auf wilde Thiere. Schritt für Schritt den Gebäuden sich nähernd, zwangen sie alle Priester durch Hiebe mit der flachen Klinge, sich in die Kirche zu werfen. Sie schlossen sie dort ein. Während außen dieses Hetzjagen vor sich ging, trieb eine allgemeine Haussuchung die Priester, welche den ersten Salven entgangen waren, ebenfalls in die Kirche. Die Mörder trugen die Verwundeten, welche nicht gehen konnten, auf ihren eigenen Armen dahin. Einmal in diese vier Wände zusammengetrieben, wurden die Schlachtopfer, eines nach dem andern, gerufen, durch ein Pförtchen geschleppt, das in den Garten ging, und auf der Treppe geschlachtet.

Der Erzbischof von Arles, Dulau, der Aelteste und Verehrteste dieser Märtyrer, erbaute sie durch seine Haltung und ermuthigte sie durch seine Worte. Der Bischof von Beauvais und der Bischof von Saintes, zwei Brüder aus dem Hause La Rochefoucauld, durch das Herz noch inniger verbunden als durch das Blut, umarmten sich und freuten sich, mit einander zu sterben. Im Chor um den Altar geschaart, beteten Alle. Diejenigen, welche zum Tode gerufen wurden, empfingen von ihren Brüdern den Friedenskuß und die Gebete der Sterbenden. Der Erzbischof von Arles war einer von den Ersten, welche gerufen wurden. — „Du also bist es," sagte ein Marseiller zu ihm, „der Du das Blut der Patrioten von Arles vergossen hast?" — „Ich," antwortete der Erzbischof, „ich habe in meinem Leben noch Niemanden etwas zu Leide gethan." Bei diesen Worten erhält der Erzbischof einen Säbelhieb in's Gesicht. Er bleibt unbeweglich und aufrecht. Er erhält einen zweiten, der seine Augen mit einem Blutflore bedeckt. Beim dritten fällt er, sich auf die linke Hand stützend, ohne einen Seufzer auszustoßen. Der Marseiller durchbohrt ihn mit seiner Pike, deren Schaft durch die Gewalt des Stoßes abspringt. Er steigt auf die Leiche des Erzbischofs, reißt ihm sein Kreuz weg und zeigt es als eine Trophäe seinen Gefährten.

Der Bischof von Beauvais umfaßt den Altar bis zum letzten Augenblick; dann schreitet er mit derselben Ruhe und Majestät gegen die Thüre, wie bei den heiligen Ceremonien. Die jungen Priester begleiteten ihn bis zur Schwelle, wo er sie segnete. Nach ihm wurde der Beichtvater des Königs, Hébert, Superior der Eudisten, geopfert, welcher Ludwig XVI. in der Nacht des 10. August getröstet hatte. Jede Minute lichtete die Reihen im Chor. Es waren nur noch einige Priester übrig, die auf den Stufen des Altares saßen oder knieten. Bald lebte nur noch e i n e r.

Der Bischof von Saintes, der im Garten den Schenkel

gebrochen hatte, lag auf einer Matratze in einer Kapelle des Kirchenschiffs. Die wachhabenden Gendarmen umgaben sein Lager und entzogen es den Augen. Besser bewaffnet und stärker an Zahl, als die Mörder, hätten sie ihr Pfand vertheidigen können. Sie wohnten der Ermordung Gewehr in Arm bei. Sie lieferten den Bischof von Saintes aus, wie die Uebrigen. „Ich weigere mich nicht, mit meinem Bruder zu sterben," antwortete der Bischof, als man ihn rief, „aber ich habe den Schenkel gebrochen, ich kann mich nicht aufrecht halten, führet mich, und ich will mit Freuden in den Tod gehen. Zwei seiner Mörder trugen ihn, indem sie ihre Arme um seinen Leib legten. Er fiel, indem er ihnen dankte. Er war der Letzte. Es war acht Uhr. Das Gemetzel hatte vier Stunden lang gedauert.

15.

Die Karren führten hundertundneunzig Leichen weg. Die Mörder zerstreuten sich und liefen in die andern Gefängnisse. Blut steigert den Blutdurst, es löscht ihn nicht.

Es floß bereits in den neun Gefängnissen von Paris. Die Force enthielt nach der Abtei diejenigen Gefangenen, deren Ausrottung dem Volke am nächsten gelegt worden war. Man hatte in dieses Gefängniß die Hofleute geworfen, welche am 10. August festgenommen wurden. In der Stunde, in welcher Maillard sein Tribunal in der Abtei niedersetzte, warfen sich zwei Mitglieder des Gemeinderathes, Hébert und Lhuilier, unter dem Thore der Force von selbst zu unumschränkten Richtern auf. Hier dieselben Zeichen des Vorbedachtes an dem Attentat; derselbe Einfall einer Horde von sechszig Mördern; dieselbe Mannszucht bei der Ermordung; dieselben Formen von Verhör und Verurtheilung; dieselbe sorgfältige Abwaschung des Blutes; dieselben Karren zur Aufspeicherung der Leichen; dieselbe Verstümmlung der Todten; dieselben Spiele mit den

abgeschlagenen Köpfen; dieselbe viehische Gleichgültigkeit der Henker, welche aßen, tranken, tanzten, die Glieder der Schlachtopfer mit Füßen traten; dieselben Fackeln, welche dieselben Saturnalien beleuchteten und sich in denselben Blutseen spiegelten; endlich dieselbe Regungslosigkeit der öffentlichen Macht, welche das Würgen mit ansah und genehmigte.

Hundertundsechszig Köpfe fielen binnen zwei Tagen unter dem Säbel und rollten zu den Füßen der Mörder. Hébert und Lhuilier retteten zehn, worunter mehre Frauen der Königin. Welchen Preis bezahlte man für ihre Rettung? Man sah ihn den Richtern nicht in die Hand zählen. Aber das Schwert, das erbarmungslos gegen die Leute aus den niederern und ärmern Volksklassen wüthete, verschonte die Vornehmern und Reichern. Man marktete um jeden Tropfen Blut. Man ließ sich das Mitleiden bezahlen.

Ein einziges dieser Opfer, dessen Freilassung in der Absicht der Richter lag, konnte dem Tode nicht entgehen. Hébert und Lhuilier wollten es retten. Ein Ruf kostete ihm das Leben. Es fiel zwischen dem Tribunal und der Straße. Es war die Fürstin von Lamballe. Diese junge Wittwe des Sohnes des Herzogs von Penthièvre war eine Prinzessin von Savoie-Carignan. Ihre Schönheit des Leibes und der Seele hatten ihr die leidenschaftliche Freundschaft Marie Antoinettens erworben. Die keusche Liebe der Fürstin von Lamballe hatte dem schändlichen Verdachte des Volkes nur durch eine heldenmüthige Hingebung an das Unglück ihrer Freundin entsprochen. Je tiefer die Königin fiel, desto inniger schloß sich die Fürstin an ihren Fall an. Sie fand eine Wollust darin, ihr Mißgeschick zu theilen. Pétion hatte ihr die Erlaubniß gegeben, ihrer königlichen Freundin in den Temple zu folgen. Die unversöhnlichere Gemeinde hatte sie aus den Armen der Königin gerissen und in die Force geworfen. Der Schwiegervater der Frau von Lamballe, der Herzog von Penthièvre, betete sie an wie seine eigene Tochter.

16.

Der Herzog von Penthièvre lebte zurückgezogen auf dem Schloß Bizy in der Normandie. Die Liebe des Volkes beschützte dort sein Alter. Er wußte von der Gefangenschaft seiner Schwiegertochter und den Gefahren, welche die Gefängnisse bedrohten. Er wachte von ferne über ihr Leben. Ein geheimer Unterhändler seines Hauses hatte sich, mit einer Summe von hunderttausend Thalern ausgestattet, auf Befehl des Fürsten nach Paris begeben und von einem der Hauptagenten der Gemeinde die Rettung der Fürstin von Lamballe erkauft. Andere untergeordnete Diener oder Vertraute des Hauses Penthièvre waren vom Herzoge nach Paris geschickt worden, um mit den gefährlichen Menschen, welche um die Gefängnisse herumschweiften, Freundschaft anzuknüpfen, sich in ihr Vertrauen einzuschleichen, das Verbrechen abzulauern und ihm durch Bestechung der Mörder zuvorzukommen. Alle diese Maßregeln, die ihren Mittelpunkt in dem Hotel von Toulouse, dem Palaste des Herzogs, hatten, waren gelungen. Bei der Gemeinde, unter den Richtern, unter den Henkern wachten Augen über die Fürstin.

Sie war eine der Letzten, welche vor dem Tribunale erschien. Sie war am Tage und in der Nacht des 2. September verschont worden, um gleichsam dem Volke Zeit zur Sättigung zu geben, ehe man ihm diese Beute entriß. Allein mit Madame de Navarre, einer ihrer Frauen in ein oberes Gemach des Gefängnisses eingeschlossen, hörte sie von dort aus seit vierzig Stunden das Getümmel des Volkes, die Streiche der Mörder, das Aechzen der Sterbenden. Stimmen, welche ihren Namen aussprachen, drangen bis zu ihren Ohren hinauf. Krank auf ihrem Bette liegend, aus den Krämpfen des Schreckens in die Vernichtung des Schlafes geworfen, aus Träumen auffahrend, die weniger entsetzlich waren, als der Lärm des Mör-

des unter ihrem Fenster, fiel sie jeden Augenblick in Ohnmacht. Um vier Uhr traten zwei Nationalgardisten in das Gemach der Fürstin und befahlen ihr mit verstellter Rohheit, aufzustehen und ihnen in die Abtei zu folgen. Weil sie sich kaum halb aufrichten und auf den Ellbogen stützen konnte, beschwur sie ihre Wohlthäter, sie zu lassen, wo sie sei, indem sie, wie sie sagte, hier eben so gern sterbe, als anderswo. Einer derselben neigte sich über ihr Bett und flüsterte ihr in's Ohr, sie müsse gehorchen, indem ihre Rettung davon abhänge. Sie bat die Männer, welche im Gemache waren, sich zurückzuziehen, kleidete sich rasch an und ging auf den Arm des Nationalgardisten gestützt, dem an ihrer Rettung gelegen zu sein schien, die Treppe hinunter.

Hébert und Lhuilier erwarteten sie. Beim Anblicke dieser unheilverkündenden Gesichter, dieses Gepräges des Verbrechens, dieser Henker mit ihren bluttriefenden Armen, welche die Thüre des Hofes halb öffneten, wo man die Schlachtopfer fallen hörte, verlor die junge Frau das Bewußtsein, gleitete in die Arme ihrer Kammerfrau und kam langsam wieder zum Leben. Nach einem kurzen Verhöre sagten die Richter: „Schwören Sie der Gleichheit und Freiheit Liebe, den Königen und Königinnen Haß. „Den ersten Eid würde ich gern leisten," antwortete sie, „dem Könige und der Königin kann ich nicht Haß schwören; denn er ist meinem Herzen fremd." Einer der Richter beugte sich zu ihr hinüber und sagte mit bedeutungsvoller Geberde: „Schwören Sie Alles; wenn Sie nicht schwören, sind Sie des Todes." Sie senkte das Haupt und verschloß ihre Lippen. — „Wohlan, so gehen Sie," sagten die Anwesenden, und wenn Sie auf der Straße sein werden, rufen Sie: Es lebe die Nation!" Eines der Häupter der Mörderbande, Truchon oder der große Nicolas genannt, unterstützt die Fürstin auf der einen Seite, einer seiner Handlanger auf der andern. Sie erscheint auf der Schwelle und weicht beim

Anblicke des Haufens verstümmelter Leichname zurück. Sie vergißt den rettenden Ruf, den man ihr anempfohlen hat, und ruft: „Gott! welches Entsetzen!“ Truchon legt ihr die Hand auf den Mund und läßt sie über die Todten wegsteigen. Durch diese engelgleiche Erscheinung entwaffnet, bleiben die Mörder vor so viel Schönheit stehen. Sie hat unter ihrem Staunen und Schweigen mehr als die Hälfte der Straße überschritten, als ein Perrückenmacherjunge, Namens Charlot, der von Wein und Blut trunken ist, vermöge eines rohen Spaßes die Haube, welche die Haare der Fürstin bedeckt, mit der Spitze seiner Pike herunterstechen will; die Pike, welche von einer betrunkenen Hand schlecht geführt wird; streift ihre Stirne; das Blut springt hervor und bedeckt ihr Gesicht.

17.

Beim Anblicke des Blutes glauben die Mörder, das Opfer sei ihnen verfallen und stürzen über dasselbe her. Ein Frevler, Namens Grizon, streckt sie mit einer Keule zu seinen Füßen nieder. Säbel und Piken thun das Uebrige. Charlot faßt sie bei den Haaren und schneidet ihr den Kopf ab. Andere reißen der Leiche die Kleider herunter, schänden und verstümmeln sie. Während dieser Greuelthaten tragen Charlot, Grizon, Mamin, Rodi — die Geschichte ist der ewige Pranger verruchter Namen — den Kopf der Fürstin v. Lamballe in eine benachbarte Schenke, stellen ihn auf den Tisch zwischen die Gläser und Flaschen und zwingen die Anwesenden, mit ihnen auf das Wohl des Todes zu trinken. Diese Blutsäufer ziehen, zu einer immer größern Masse anschwellend, bis zu den Thoren des Temple, um Marie Antoinette mit dem Anblicke des erdfahlen Hauptes ihrer Freundin zu erschrecken. Die Commissäre der Gemeinde, welche mit einer Deputation der Nationalversammlung im Temple wachten, empfingen auf die Nachricht von der Annäherung des Haufens denselben mit Ach-

tung und Bitten. Die Rotte beschränkte sich auf das Begehren, den Kopf der Mitschuldigen der Königin unter den Fenstern der königlichen Familie umherzutragen. Die Commissäre bewilligten es. Während der Haufen im Garten unter dem von den Gefangenen bewohnten Thurme vorüberzog, lud der Wachcommandant den König ein, sich dem Volke zu zeigen. Der König gehorchte. Ein menschlicherer Commissär warf sich zwischen den König und das Fenster, an welches man das furchtbare Siegeszeichen emporhielt. Der König bemerkte nichtsdestoweniger den Kopf und erkannte ihn. Die Königin, welche der Haufen mit großem Geschrei herausrief, wußte nichts von dem Schauspiel, das man ihr bereitete, und stürzte gegen das Fenster. Der König fing sie in seinen Armen auf und führte sie in den Hintergrund ihrer Gemächer. Man entzog ihr nur den Anblick ihrer gemordeten Freundin; an demselben Abende erfuhr sie noch die einzelnen Umstände ihres Martertodes und erkannte den Haß des Volkes an seiner Wuth gegen Alles, was ihr theuer war.

18.

Der Haufen trat seinen Rückweg durch die Straßen von Paris an und machte unter den Fenstern des Palais Royal Halt, um dem Herzog von Orleans nicht als Drohung, sondern als Tribut den Kopf seiner Schwägerin zu zeigen. Der Herzog von Orleans saß mit Frau von Buffon, seiner neuen Geliebten, und einigen Theilnehmern an seinen Genüssen zu Tisch. Er wagte es nicht, die Huldigung eines Verbrechens zurückzuweisen, die ihm im Namen des Volkes von Mördern dargebracht wurde. Er erhob sich, zeigte sich auf dem Balkon und betrachtete einige Augenblicke schweigend das blutige Haupt, das man zu ihm emporhielt. Frau von Buffon bemerkte es und rief die Hände faltend und zurückspringend: „O Gott, so wird man also bald meinen eigenen Kopf in den Straßen

umhertragen.“ Der Herzog schloß das Fenster wieder und bemühte sich, seine Geliebte zu beruhigen. „Die arme Frau,“ sagte er, von der Fürstin sprechend, „hätte sie mir geglaubt, so wäre ihr Kopf nicht dort!“ Dann setzte er sich und blieb bis zum Ende der Mahlzeit schweigsam und düster. Seine Feinde beschuldigten ihn, er hätte diesen Kopf dem Schwerte der Mörder bezeichnet und verlangt, man solle ihm denselben vorzeigen, um seine Rache zu sättigen und seine Habgier zu befriedigen; er hätte eine Feindin in der Freundin der Königin gesehen und durch den Tod der Frau von Lamballe von dem Witthum geerbt, welches die Güter des Herzogs von Penthièvre der Wittwe seines Schwagers schuldig waren. Diese Beschuldigungen zerfallen vor der Wahrheit in Nichts. Das Leben dieser Frau war für seinen Ehrgeiz gleichgültig, ihr Tod setzte seinem Vermögen nichts zu. Im Augenblicke der Ermordung waren der Herzog und die Herzogin von Orleans in Betreff der Güter gerichtlich getrennt. Das Witthum der Frau von Lamballe vermehrte die künftigen Güter der Herzogin von Orleans nur um eine schwache Jahresrente von dreißigtausend Franken. Dieses Blutgeld war zu gering für einen Mord und kam nicht einmal dem Mörder zu gut. Man wälzte alle Verbrechen, für die man um einen Urheber verlegen war, auf den Herzog von Orleans; trauriger Fluch, der auf einem schlechten Rufe liegt! Man überraschte oft seine Hand in den Verirrungen des Volkes, man glaubte sie auch in diesem Blute zu überraschen; sie war nicht darin.

19.

Als die Nacht eingebrochen war, kaufte ein Unbekannter, welcher dem Zuge eifrig von Halt zu Halt folgte, den noch mit seinen langen Haaren geschmückten Kopf der Fürstin von den Mördern um Gold ab. Er reinigte ihn von dem Blute und Kothe, womit seine Züge besudelt waren, verschloß ihn in ein

bleiernes Kistchen und stellte ihn den Dienern des Herzogs von Penthièvre zu, damit dieser Theil des schönen Körpers wenigstens in der Familiengruft beigesetzt werden könnte. Der Herzog von Penthièvre wartete mit Todesangst auf die Neuigkeiten, welche das öffentliche Gerücht bis in sein Schloß Bizy brachte. Beim Empfange dieser theuern Ueberreste suchten seine Tochter, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, und seine Diener vergebens ihren Zügen das Gepräge der Ruhe zu geben, um dem Greise diesen Mord zu verheimlichen. Er las sein Unglück in ihren Augen und rief, die Hände zum Himmel erhebend: „Großer Gott! wozu dienen Jugend, Schönheit, alle Anmuth der Frauen, wenn sie vor dem Volke nicht Gnade finden konnten? Was ist doch das Volk?“ Er stund vor Thränen nicht mehr vom Bett auf. Der Leichengottesdienst wurde in seinem schwarzbehangenen Zimmer gehalten. „Ich glaube sie immer zu hören,“ sagte er in seinen letzten Unterhaltungen mit seiner Tochter; „ich glaube sie immer in diesem kleinen Kabinet am Fenster sitzen zu sehen. Erinnerst Du Dich, meine Tochter, wie emsig sie dort von Morgen bis Abend an weiblichen Arbeiten für die Armen saß? Ich habe viele Jahre mit ihr zugebracht; ich habe nie einen Gedanken in ihrer Seele überrascht, welcher nicht der Königin, oder mir, oder den Unglücklichen gehört hätte, und siehe, diesen Engel haben sie gemordet! Ach, ich fühle, wie dieser Gedanke mein Grab gräbt!“ Er stieg in dasselbe hinunter, ohne sich einen Augenblick getröstet zu haben.

20.

Das Châtelet und die Conciergerie, Gefängnisse für bürgerliche Verbrecher, in die man, weil die übrigen Gefängnisse nicht hinreichten, Schweizer und Royalisten geworfen hatte, wurden am folgenden Tage von den Würgern der Abtei und der Force heimgesucht. Die Gemeinde hatte Sorge getragen,

zweihundert Personen daraus zu entfernen, welche wegen Schulden oder unbedeutender Vergehen in Haft saßen. Sie hatte dem Gemetzel nur solche Leute preisgegeben, welche in ihren Augen strafbar und zum Voraus den Gefahren dieser Tage geweiht waren. Das Gemetzel begann daselbst am Morgen des 3. September. Das Tribunal, welches über die Verbrechen des 10. August zu Gericht saß, hielt seine Sitzungen im Schloß, einige Schritte weit von dem Schauplatz der Urtheilsvollstreckung. Die ungeduldigen Mörder warteten seine zu langsame Gerechtigkeit nicht ab. Der Tod eilte dem Spruch voraus, und die Pike richtete in Masse. In wenigen Minuten war der Hof des Schlosses mit achtzig Leichen gedüngt. Während dieser Zeit saß das Tribunal noch zu Gericht. Der Major Bachmann, der Unterbefehlshaber der Schweizer am 10. August, wird vor die Richter geführt. Die Mörder begegnen ihm auf der Treppe, welche aus dem Gefängniß in das Gerichtszimmer führt. Sie richten ihn in seiner Eigenschaft als Opfer des Gesetzes. In fünf Minuten zum Tode verurtheilt, besteigt Bachmann den Karren, der ihn zur Richtstätte führen soll. In aufrechter Stellung, mit hoher Stirne, heiterem Auge, stolzem Munde, kriegerisch in seinen rothen Uniformmantel gehüllt, wie ein Soldat, der im Bivouak ausruht, bewahrte er noch im Angesichte des Todes die Würde des Befehlshabers. Er wirft einen Blick der Verachtung auf die blutdürstige Menge, die sich um die Räder drängt und seinen Kopf verlangt. Der Karren fährt langsam durch den Hof, wo das Volk seine Landsleute und Freunde opfert. Bachmann seufzt nur über sie. Diejenigen seiner Soldaten, welche den Tod noch erwarten, verneigen sich ehrfurchtsvoll vor ihrem Befehlshaber, als er vorüberfährt und scheinen seine Autorität selbst im Tode noch anzuerkennen. Der Henker, der ihn ergreift, schützt ihn gegen die Mörder. Sie verschonen ihn nur unter der Bedingung des Schaffots. Dies ist sein Schlachtfeld des Tages.

Er besteigt es mit Stolz und stirbt als Soldat auf demselben.

Zweihundertundzwanzig Leichen im Grand-Châtelet, zweihundertundneunundachtzig in der Conciergerie wurden von den Travailleurs zerstückt. Zu wenig zahlreich für so viel Arbeit, befreiten die Mörder die wegen Diebstahls Verhafteten unter der Bedingung ihrer Mitwirkung beim Mordgeschäfte. Ihr Leben mit dem Verbrechen erkaufend, schlachteten diese Menschen ihre Mitgefangenen, denen sie so eben die Hand gedrückt hatten. Mehr als die Hälfte der Gefangenen kam unter den Streichen der andern Hälfte um. Ein junger Waffenschmied aus der Straße Sainte-Avoie, der wegen einer unbedeutenden Sache in Haft saß und sich durch Größe und Stärke auszeichnete, erhielt auf diese Art die Freiheit unter der Bedingung, den Mördern seine Arme zu leihen. Die natürliche Liebe zum Leben ließ es ihn um diesen Preis annehmen. Er führte zaudernd einige unsichere Streiche. Aber beim Anblicke des Blutes alsbald zu sich selbst gekommen, warf er das Mordwerkzeug, das man ihm in die Hand gegeben hatte, voll Entsetzen weg und rief: „Nein, nein! Lieber Schlachtopfer, als Henker! Ich will lieber den Tod von der Hand Verruchter empfangen, wie Ihr seid, als ihn unschuldigen Wehrlosen geben. Erschlaget mich!" Er fällt und wäscht das Blut, das er so eben vergossen hat, freiwillig mit dem seinigen ab.

D'Eprémesnil, der von einem Nationalgardisten von Bordeaux erkannt und begünstigt wurde, war der einzige Gefangene, welcher dem Gemetzel im Châtelet entging. Er entkam, einen blutgetränkten Säbel in der Hand, in der Verkleidung eines Mörders. Die Nacht, die Unordnung, die Trunkenheit gestatteten die Verwechslung des Flüchtlings mit seinen Henkern. Er sank bis an die Knöcheln in den rothen Pfuhl des Blutbades. Am Brunnen Maubué brachte er mehr als eine Stunde mit Reinigung seiner Schuhe und Kleider zu, um die Leute,

bei denen er Zuflucht suchen wollte, nicht durch das Entsetzen zu tödten.

In diesem Gefängnisse anticipirte man die Hinrichtung Mehrer, die wegen bürgerlicher Verbrechen angeklagt oder zum Tode verurtheilt waren. Unter diesen befand sich der Abbé Bardi, der des Mordes an seinem eigenen Bruder angeklagt war. Ein Mann von übermenschlicher Größe und wilder Stärke kämpfte er eine halbe Stunde lang gegen seine Henker und erstickte zwei derselben unter seinen Knieen.

Ein junges Mädchen von bewunderungswürdiger Schönheit, bekannt unter dem Namen des schönen Blumenmädchens, welches angeklagt war, in einem Anfalle von Eifersucht ihren Geliebten, einen Unteroffizier der französischen Garde verwundet zu haben, sollte binnen wenigen Tagen ihr Urtheil empfangen. Die Mörder, von denen Einige ihr Schlachtopfer rächen wollten und von seiner Nebenbuhlerin aufgestachelt waren, eilten dem Winke des Henkers voraus. Théroigne von Méricourt lieh dieser Hinrichtung ihren erfinderischen Geist. Nackt, mit ausgespreizten Beinen an einen Pfahl gebunden und mit den Füßen an den Boden genagelt, wurde die Unglückliche mit Strohfackeln gebrannt. Man schnitt ihr mit Säbeln die Brüste aus, stieß ihr geglühte Pikenspitzen in's Fleisch und spießte sie an dieselben. Ihr Geschrei drang bis über die Seine und erfüllte die Bewohner des gegenüberliegenden Ufers mit Entsetzen. Gegen fünfzig Weiber gaben, durch die Mörder in Freiheit gesetzt, ihre Hände zu diesen Mordthaten her und übertrafen die Männer an Rohheit.

Die fünfhundertfünfundsiebzig Leichname des Châtelet und der Conciergerie wurden auf dem Pont-au-Change zu Bergen aufgehäuft. Nachts zündeten Schaaren von Kindern, die sich seit drei Tagen mit dem Gemetzel vertraut gemacht hatten und mit den todten Körpern spielten, Lampen am Rande dieser Leichenhaufen an und tanzten die Carmagnole. Von männ-

lichern Stimmen im Chorus gesungen, erscholl zu derselben Zeit die Marseillaise an den Zugängen und Thoren aller Gefängnisse. Straßenlaternen, Lampen, Pechfackeln mischten ihr blasses Licht mit dem Scheine des Mondes, der diese Leichenthürme, diese zerhackten Leiber, diese abgeschlagenen Köpfe, diese Blutlachen erleuchtete. Während dieser Nacht leitete und vollführte Henriot, Gauner und Spion unter den Königen, Mörder und Henker unter dem Volke, an der Spitze einer Bande von zwanzig bis dreißig Mann die Ermordung von zweiundneunzig Priestern im Saint-Firmin-Seminar. Henriot's Satelliten verfolgten die Priester in die Gänge und Zellen und schleuderten sie lebendig durch die Fenster auf einen Wald von Piken, Spießen und Bajonetten, von denen sie im Falle durchbohrt wurden. Weiber, denen die Mörder diese Freude ließen, schlugen sie mit Prügeln vollends todt und schleppten sie in die Bäche. Dasselbe geschah im Bernhardiner Kloster.

Aber schon fehlte es in Paris an Opfern für den Blutdurst, den diese zweiundneunzig Mordstunden entflammt hatten. Die Gefängnisse waren leer. Henriot und die Vollbringer dieser Mordthaten, mehr als zweihundert an der Zahl, zogen verstärkt durch die Verbrecher, die sie in den Gefängnissen geworben hatten, mit sieben Kanonen, welche sie die Gemeinde ungestraft wegführen ließ, gegen Bicêtre.

Bicêtre, ein ungeheurer Sumpf, in welchem sich aller Schlamm des Reiches sammelte, um die Bevölkerung von den unverbesserlichen Narren, Bettlern oder Verbrechern zu befreien, schloß dreitausendfünfhundert Gefangene in sich. Ihr Blut hatte keine politische Farbe; aber rein oder unrein, war es Blut. Die Mörder erbrachen die Thore von Bicêtre, zerschossen die Kerker mit Kanonenkugeln, rissen die Gefangenen heraus und stellten eine Schlächterei mit ihnen an, welche fünf Tage und fünf Nächte lang dauerte. Wasser, Schwert und Feuer theilten sich in die Ausrottung der Bewohner dieses Gebäudes.

Die Einen wurden in den unterirdischen Gewölben, in denen sie Zuflucht gesucht hatten, überschwemmt oder ertränkt, die Andern mit Säbeln zerhackt, die Uebrigen durch Kartätschen in den Höfen zusammengeschossen. Schuldige oder Unschuldige, Kranke oder Gesunde, Landstreicher oder Dürftige, Alle, selbst die Tollen, denen dieses Haus als Hospitium diente, wurden ohne Unterschied geschlachtet. Der Hausmeister, die Almoseniere, die Gefangenwärter, die Schreiber der Verwaltung wurden in das allgemeine Gemetzel mit eingeschlossen. Vergebens schickte die Gemeinde Commissäre, vergebens erschien Pétion selbst und hielt eine Rede an die Mörder. Sie unterbrachen kaum ihre Arbeit, um die Ermahnungen des Maire zu hören. Worten ohne Kraft leiht das Volk nur Gehör ohne Gehorsam. Die Würger machten erst vor dem leeren Raum Halt. Am andern Tage bricht dieselbe Bande, ungefähr zweihundertfünfzig Mann, mit Flinten, Piken, Aexten, Keulen bewaffnet, in den Spital der Salpêtrière ein, welcher Hospiz und Gefängniß zugleich war. Die Salpêtrière schloß nur Opfer der Wollust in sich: ein Besserungshaus für die alten, eine Heilanstalt für die jungen, ein Asyl für Diejenigen, die noch an die Kindheit streiften. Nachdem sie fünfunddreißig von den ältesten zusammengehauen, erbrechen sie die Schlafgemächer der Uebrigen, zwingen sie zur Befriedigung ihrer viehischen Lüste, erschlagen Diejenigen, welche ihnen Widerstand leisten, und führen Mädchen von sechs bis zwölf Jahren, die im Blute aufgefischte unreine Beute der Ausschweifung, im Triumphe weg.

21.

Während diese Greuel Paris in Bestürzung setzten, schickte die Nationalversammlung vergebens Commissäre, das Volk an den Thoren des Gefängnisses zu ermahnen. Die Mörder unterbrachen nicht einmal ihr Geschäft, um diesen Amtsreden das Ohr zu leihen. Die Worte Gerechtigkeit und Menschlichkeit

finden keinen Wiederhall in dem Herzen wein- und blutberauschter Unmenschen. Vergebens schrieb der Minister des Innern, Roland, über seine Unmacht seufzend, an Santerre und forderte ihn auf, die bewaffnete Macht zum Schutz der Gefängnisse aufzubieten. Santerre erschien erst am dritten Tage vor dem allgemeinen Rath der Gemeinde und bat um Ermächtigung, die Frevler zu bekämpfen, die selbst denjenigen gefährlich geworden, welche sich derselben gegen ihre Feinde bedient hatten. Die Todtschläger forderten von der Munizipalität frech den Lohn für ihre Mordthaten. Tallien und seine Collegen wagten es nicht, ihnen den Arbeitslohn für diese Tage zu verweigern, und trugen denselben kaum verschleiert unter durchsichtigen Titeln und Vorwänden in die Gemeinderegister von Paris ein. Santerre und seine Truppen, welche nach vollbrachter That auf den Platz kamen, hatten Mühe, diese mordgierigen Horden in ihre Schlupfwinkel zurückzutreiben. Sieben Tage lang mit Verbrechen genährt, von mit Schießpulver vermischtem Wein überfüllt, durch den Dampf des Blutes berauscht, hatten diese Menschen ihren physischen Zustand bis zum Wahnsinn gesteigert, der sie der Ruhe unfähig machte. Das Mordfieber hatte sie befallen. Sie taugten zu keinem andern Geschäfte mehr, als zum Todtschlage. Sobald ihnen der Stoff ausging, kehrten viele von ihnen ihre Wuth gegen sich selbst. Nach Hause zurückgekehrt, ergossen sich Einige in Verwünschungen gegen den Undank der Gemeinde, die ihnen nur vierzig Sous täglich genehmigt hätte. Es kam kein Sou auf das Schlachtopfer bei diesen Ermordungen im Großen. Andere sahen, von Gewissensbissen gepeinigt, nur noch die erdfahlen Gesichter, die blutigen Glieder, die rauchenden Eingeweide derjenigen vor sich, die von ihnen erschlagen worden waren. Sie bekamen Anfälle von Verrücktheit oder fielen in ein böses Zehrfieber, das sie in wenigen Tagen ins Grab stürzte. Andere endlich, Gegenstände des Schreckens und Hasses

für ihre Nachbarn und Verwandten, entfernten sich aus ihren Quartieren, ließen sich als Freiwillige einschreiben oder schlossen sich, unersättlich im Verbrechen, an die Mörderbanden an, welche die Greuel von Paris nach Orleans, Lyon, Meaux, Reims, Versailles verpflanzten. Unter sie gehörten Charbot, Grizon, Mamin, der Weber Rodi, Hanriot, der Fleischerjunge Allaigre und ein Schwarzer, Namens Delorme, den der Amerikaner Fournier nach Paris gebracht hatte. Unermüdet im Mordgeschäfte, erwürgte dieser Neger während der drei Tage und drei Nächte des Gemetzels für sich allein mehr als zweihundert Gefangene, ohne sich eine andere Erholung zu gönnen, als die kurzen Orgien, bei denen er seine Kräfte im Weine wieder stärkte. Sein über den Gürtel zurückgeschlagenes Hemde, das seinen nackten Oberleib sehen ließ, seine häßlichen Züge, seine von Blutflecken geröthete schwarze Haut, das wilde Gelächter, welches bei jedem Streich, den er führte, seinen Mund aufriß und seine Zähne zeigte, machten diesen Menschen zum Symbole des Mordes und zum Rächer seines Stammes. Ein Blut vergoß das andere, der Würgengel züchtigte den Europäer für seine Frevel an Afrika. Dieser Schwarze, den man mit einem abgeschlagenen Kopf in der Hand in allen Volkskrämpfen der Revolution trifft, wurde zwei Jahre später in den Tagen des Prairial, als er den Kopf des Abgeordneten Féraud auf einer Pikenspitze trug, festgenommen, und fiel endlich selbst dem Henker anheim, den er an so vielen Schlachtopfern gemacht hatte. Sobald man diese Septembermörder, die sich als Freiwillige in die Armee geflüchtet hatten, ihren Waffengefährten in derselben bezeichnete, wurden sie von den Bataillonen mit Abscheu ausgestoßen. Soldaten konnten nicht mit Mördern zusammenleben. Die Fahne des Patriotismus mußte rein sein von dem Blute der Bürger. Heldenthum und Verbrechen wollten nicht mit einander verwechselt sein.

22.

Dies waren die Septembertage. Die Gruben von Clamart, die Katakomben der Barrière Saint-Jacques kannten allein die Zahl der Schlachtopfer. Einige sprachen von zehntausend, Andere nur von zwei- bis dreitausend. Aber das Verbrechen liegt nicht in der Zahl, es liegt in dem Akte dieser Mordthaten. Eine barbarische Theorie hat sie zu rechtfertigen gesucht. Theorien, welche das Gewissen empören, sind nur Paradoxa des Geistes, der den Verirrungen des Herzens zu Gebot stehen soll. Man will größer werden, indem man sich in sogenannten staatsmännischen Berechnungen über die Bedenklichkeiten des Sittengesetzes und die Regungen des Gemüthes erhebt. Man glaubt sich auf diese Art über den Menschen erhaben. Man täuscht sich, man ist unter den Menschen erniedrigt. Alles, was dem Menschen etwas von der Empfänglichkeit des Gemüthes raubt, raubt ihm einen Theil seiner wahren Größe. Alles, was als Verläugnung seines Gewissens auftritt, raubt ihm einen Theil seiner Erkenntniß. Die Erkenntniß des Menschen liegt in seinem Geiste, aber sie liegt vor Allem in seinem Gewissen. Die Systeme trügen. Das Gefühl allein ist unfehlbar, wie die Natur. Wer den Septembertagen den Charakter des Verbrechens abspricht, tritt gegen das Gefühl des Menschengeschlechts in die Schranken. Er läugnet die Natur, welche nichts Anderes ist, als das angeborene Sittengesetz. Es gibt nichts Größeres im Menschen, als die Menschlichkeit. Der Mord ist einer Regierung so wenig erlaubt, als einem Einzelnen. Die Menge der Schlachtopfer ändert seinen Charakter nicht. Wenn ein Tropfen Blut die Hand eines Mörders besudelt, machen Ströme von Blut einen Danton nicht unschuldig. Die Größe der Frevelthat verwandelt sie nicht in Tugend. Pyramiden von Leichen heben zwar höher, aber nur höher in der Verwünschung der Menschen.

23.

Ohne Zweifel darf man die Leben nicht zählen, welche eine gerechte und heilige Sache kostet, und die Völker waten im Blut und besudeln sich nicht, wenn sie auf die Eroberung ihrer Rechte, auf die Herstellung der Gerechtigkeit und Freiheit der Welt ausgehen. Aber dieses Blut fließt auf den Schlachtfeldern und nicht aus den Adern der kalt und systematisch gemordeten Besiegten. Die Revolutionen und die Regierungen haben zwei gesetzliche Mittel zu ihrer Vollendung und Vertheidigung: sie können nach dem Gesetze richten und kämpfen. Wenn sie morden, erfüllen sie ihre Freunde mit Entsetzen und geben ihren Feinden Recht. Die Welt hat kein Mitleiden mit einer blutgetränkten Sache. Eine Revolution, welche unerschütterlich rein bliebe, würde das ganze Weltall für ihre Ideen gewinnen. Diejenigen, welche zur Nachahmuug der Septemberbeispiele rathen und Blutbäder als Elemente von Patriotismus darstellen, richten die Sache der Völker zum Voraus zu Grunde, indem sie Abscheu gegen dieselbe erwecken; solche Doktrinen führen nur in Finsternisse und Abgründe, und bringen den Untergang. Die Bartholomäusnacht hat dem Katholizismus mehr Kraft entzogen, als das Blut einer Million Katholiken. Die Septembertage waren die Bartholomäusnacht der Freiheit. Machiavelli würde sie angerathen, Fénelon würde sie verflucht haben. Es liegt mehr Politik in einer Fénelonschen Tugend, als in allen Machiavellistischen Maximen. Die großen Staatsmänner der Revolutionen werden bisweilen ihre Märtyrer, nie ihre Henker.

Sechsundzwanzigstes Buch.

Greuelthaten — Ermordung des Herzogs von La Rochefoucauld zu Gisors — Metzeleien zu Orleans, Lyon, Meaux, Reims, Versailles — Der Maire Richaud — Danton nimmt die Verantwortlichkeit für die Septembertage auf sich.

1.

Frankreich schauderte vor Entsetzen und Schrecken. Der Gemeinderath von Paris hüllte sich in sein Verbrechen; er entblödete sich nicht, eine Adresse in die Departemente zu schicken, worin er ihnen die Septembermetzeleien als ein nachahmungswerthes Beispiel empfahl. Das Verbrechen anerkennen, heißt mit kaltem Blute die Verantwortung desselben übernehmen, ohne die Entschuldigung der Leidenschaft zu haben, durch welche es erklärt wird. Das Beispiel der Straflosigkeit der Metzeleien von Paris sprach nur zu laut zu den Provinzen. Diese stillschweigende Aufmunterung wurde verstanden. Der Herzog von La Rochefoucauld, der populärste aller Aristokraten nach Lafayette, ein Freund und Wohlthäter Condorcet's, dem er hunderttausend Franken zur Hochzeit geschenkt hatte, war der Menge verhaßt geworden. Präsident des Departements von Paris, hatte er am 20. Juni die Absetzung Pétion's verlangt. Dies war sein Todesurtheil. Seit dem 10. August mit seiner Mutter, der Herzogin von Enville und seiner jungen Frau zurückgezogen in den Bädern von Forges lebend, erhielt er einen Verhaftsbefehl der Gemeinde, welchen ihm einer ihrer Proconsuln vom Stadthause brachte. Selbst über seine Sendung erschrocken, rieth ihm der Commissär, nicht auf seine

Unschuld zu bauen und nach England zu entfliehen. La Rochefoucauld weigerte sich. Er trat mit seiner Mutter, seiner Gattin und dem Commissär der Gemeinde den Weg nach Paris an. Ein Bürgerwehrbanner von Finistère, zu dem eine Schaar der Pariser Mörder stieß, erwartete ihn zu Gisors. Sie verlangten seinen Kopf. Maire und Bürgerwehr von Gisors suchten ihn vergebens zu schützen. Während der Wagen, worin die Frauen saßen, vorausfuhr, geleitete ein Zug Munizipalbeamten und Nationalgardisten den Gefangenen auf Umwegen zur Stadt hinaus. Vergebliche Vorsicht! Unter den Thoren versperrte ein Gedräng von Wagen die Straße, das Geleite trat aus der Reihe. Ein Mörder schleuderte dem Herzog einen Pflasterstein an den Kopf und streckte ihn todt zu den Füßen des Volkes nieder, dem er sein Leben geweiht hatte. Man brachte seiner Mutter und seiner Frau, die ihn gerettet glaubten, nur noch die Leiche. Diese Ermordung eines der ersten Apostel der Freiheit und Philosophie wiederhallte wie eine Tempelschändung in ganz Europa. Kein Verbrechen entfremdete die Völker der Revolution mehr. Indem sie diesen Vater des Volkes schlachtete, erschien sie als Vatermord. Der große Redner Burke und seine Freunde im englischen Parlament errötheten über die Verbrüderung mit den Mördern La Rochefoucald's und verwandelten ihre Apotheosen in Verwünschungen.

2.

In Orleans ließ die vom Maire entwaffnete Nationalgarde ungestraft die Gefängnisse erbrechen, die Häuser der ersten Kaufleute plündern, acht oder zehn Personen niederhauen und endlich zwei Commis einer Raffinerie, welche das Haus ihres Gebieters der Plünderung zu entziehen gesucht hatten, langsam über einem Kohlenfeuer braten, welches auf dem öffentlichen Platze angezündet wurde. Zu Lyon weckte die Nachricht von den Pariser Vorgängen eine wilde Nacheiferung

im Volke. Zweitausend Männer, Weiber oder Kinder, die von der Hefe dieses großen Sammelplatzes nomadischer Arbeiter abgeschäumt waren, begaben sich trotz des Widerstandes von Seiten des Maire Vitet und des Stadtcommandanten Imbert Colomez an das feste Schloß Pierre-Encise. Sie erbrachen die Thore und erschlugen einundzwanzig Offiziere des Regiments Royal-Pologne, welche daselbst gefangen saßen. Sie begeben sich von dort aus in die bürgerlichen Gefängnisse, würgen Alle, welche sich darin befinden, ohne Unterschied und nageln die verstümmelten Glieder ihrer Schlachtopfer an die Bäume des Spazierganges Bellecour.

Ronsin, Befehlshaber eines der Pariser Bataillone, das aus den Siegern vom 10. August und einigen Mördern vom September bestand, kam auf seinem Wege nach der Grenze durch Meaux. Bei seiner Ankunft zankt er den Maire aus, daß er dem Beispiele der Pariser Gemeinde noch nicht gefolgt sei. Den Säbel in der Hand, durchläuft er die Straßen der Stadt, wirbt einige Ruchlose in den Freistätten des Lasters, läßt sie gegen das Gefängniß los und ermuthigt sie durch Worte und Geberden zum Werke. „Meine Leute sind Räuber,“ antwortete Ronsin denjenigen, die ihm die Greuelthaten seiner Schaar vorwarfen, „aber waren die Legionen, welche die Proskriptionen des Marius vollzogen, aus ehrlichen Leuten zusammengesetzt?“

Durch Reims kam ein anderes Bataillon, welches aus den Kloaken von Paris abgeschäumt war, um sich unter dem Oberbefehl des Generals Duchour an die Grenze zu begeben. Ein Aufwiegler Namens Armonville tritt in dem Augenblicke vor das Bataillon, in welchem der General Musterung über dasselbe hält. Vergebens will der Befehlshaber die Soldaten zurückhalten, Armonville redet sie an, verführt ihrer fünfzig, nimmt sie in den Volksverein mit, theilt ihnen Waffen aus, bezeichnet ihnen die Häuser und Schlachtopfer und stachelt sie zum Würgen

auf. Zwei Administratoren werden auf den Stufen des Stadthauses niedergehauen. Man kegelt mit ihren Köpfen. Man wirft alle Priester, die man in der Stadt findet, auf einen Scheiterhaufen im Vorhofe der Kirche. Zwei Tage lang schüren die Mörder das Feuer auf diesem Scheiterhaufen und werfen neue Opfer hinauf, um es zu unterhalten. Sie zwingen den Neffen eines dieser Priester, das Holz zur Verbrennung seines Oheims mit eigener Hand herbeizutragen. Sie hauen Herrn v. Montrosier, einem Manne, welcher der Stadt und jeder politischen Meinung fremd ist, Arme und Beine ab. So verstümmelt trägt man ihn auf die Schwelle seines Hauses, um unter den Augen seines Vaters und seiner Gattin zu sterben.

Diese Frevler spielen mit dem Todeskampfe, mit dem Gewissen, mit der Reue ihrer Schlachtopfer. Von den Flammen umringt, vom Schmerz überwältigt, begehrt einer der Priester, der Nation den Eid zu leisten. Man zieht ihn aus dem Feuer. Der Gemeinderath Couplet, Theilnehmer an diesem Spiele, erscheint und nimmt den Eid entgegen. „Nun Du Dich einer Lüge mehr schuldig gemacht hast," sagen die Henker zu dem Gemarterten, „brenne mit den Uebrigen." Sie werfen den Priester auf den Scheiterhaufen zurück. Diese Mordbrenner verbrennen einander zuletzt selbst. Ein Webergeselle Namens Laurent, entwirft die Liste derjenigen, die man zum Flammentode bestimmt. Er trägt einen Kaufmann, seinen Nachbar, in dieselbe ein, dessen Verbrechen in der Weigerung bestanden hatte, Laurent seine Waaren auf Kredit zu geben. Der Kaufmann, ein geheimer Agent Armonville's, wird von der Falle in Kenntniß gesetzt, die man ihm legt. Er beschwert sich bei seinem Herrn. Armonville streicht den Namen des Kaufmanns aus und setzt dessen Angeber an seine Stelle. In dem Augenblicke, in welchem Laurent seinen Feind für den Scheiterhaufen bezeichnet, ergreift man ihn selbst und wirft ihn unter dem Gelächter seiner Mitschuldigen in die Flammen. Sein unreines Blut löschte das

Feuer aus. Der Schrecken war zu Reims so knechtisch, und der Name Armonville's schüchterte das öffentliche Gewissen dermaßen ein, daß die Stadt diesen Mörder einige Tage darnach zu ihrem Repräsentanten im Convent erwählte.

3.

Der Zeigefinger der Schlächter konnte die Gefängnisse des hohen Nationalhofes von Orleans nicht vergessen. Zweiundsechzig Personen, die des Verbrechens der Beleidigung der Nation angeklagt waren, bevölkerten sie. Am nächsten lagen dem Gedächtnisse des Volkes der alte Herzog von Brissac, Befehlshaber der Garde des Königs, und Herr v. Lessart, der von den Girondisten geächtete Minister. Bischöfe, Gemeindebeamte, Generale, welche von ihren Departementen oder von ihren Truppen angeschuldigt waren, Journalisten der Hofpartei und endlich jene siebenundzwanzig Offiziere des Regimentes Cambrésis, welche angeklagt waren, sie hätten die Citadelle von Perpignan durch Ueberfall nehmen wollen, um sie den Spaniern in die Hände zu liefern, schmachteten seit länger als einem Jahre in diesen Gefängnissen.

Die Oberflächlichkeit der Anklagen, der Mangel an Beweisen, die weite Entfernung der Zeugen unterbrachen oder hemmten den Gang der Untersuchungen. Das Vorurtheil, welches ohne Beweise richtet und verdammt, was ihm verhaßt ist, verlor durch diese Langsamkeit die Geduld. Die Gemeinde, Marat, Danton, welche der Sache ein Ende machen wollten, fanden diese Opfer alle für den Stahl des Mörders eingepfercht. Die Nationalversammlung, welche sich der Septembergreuel schämte, die unter ihren Augen begangen wurden, und für die sie zuletzt verantwortlich sein sollte, hatte die Absicht, zweiundsechzig Gefangene der summarischen Justiz der Gemeinde zu entziehen. Aber die Maratisten streuten das Gerücht unter dem Volke aus, die Gefängnisse von Orleans seien durch

das Gold des Herzogs von Brissac in einen Aufenthalt des Genusses und einen Herd der Verschwörung umgewandelt und werden auf ein Signal der Ausgewanderten ihre Thore öffnen, die Nation um ihre Rache zu bringen. Man sprach von einer nahen Entführung der Gefangenen.

Auf dieses bloße Gerücht hin brechen zweihundert Marseiller und ein Detachement Föderirter und Mörder auf geheime Weisung der Führer der Gemeinde unter dem Befehle des Polen Lazuski gegen Orleans auf. Zu Longjumeau angekommen, schreiben sie an die Nationalversammlung, sie haben sich auf den Weg gemacht, um die Gefangenen nach Paris zu führen. Besorgt, erläßt die Nationalversammlung auf die Stimme Vergniaud's und Brissot's ein Dekret, welches diesen Föderirten verbietet, willkürlich über die Angeklagten oder Schuldigen zu verfügen, die allein der Rache der Gesetze zugesagt seien. Lazuski und seine Satelliten stellen sich, als leisteten sie dem Dekrete Folge. Sie antworteten, sie gehen nach Orleans, um die Gefangenen zu bewachen, die man entführen wolle. Vergniaud und seine Freunde, welche diese Sprache verstehen, geben sich den Anschein, als seien sie mit diesem Halbgehorsam zufrieden. Aber sie wirken sogleich ein zweites Dekret aus, welches den Ministern aufträgt, zweihundert Mann nach Orleans zu schicken, um jedem Entführungsversuche zuvorzukommen. Der Oberbefehl über diese achtzehnhundert Mann wurde dem Amerikaner Fournier anvertraut. Mit dieser Streitmacht in Longjumeau angekommen, zieht Fournier die zweihundert Marseiller an sich und begibt sich nach Orleans.

Léonard Bourdon war ihm vorausgeeilt. Von der Gemeinde Paris mit einer verdächtigen Sendung abgeschickt, lähmte Léonard Bourdon, ein Bürger von Orleans, aber Freund Marat's, unter dem Vorwande, einem Kampfe zwischen dem Pariser Detachement und der Munizipalität von Orleans zuvorzukommen, die Nationalgarde dieser Stadt. Diese National-

garde, welche sechstausend Mann stark und den Gesetzen ergeben war, hatte sich mit Geschütz in die Gefängnisse verfügt, um die Thore derselben zu vertheidigen. Man unterhandelte und kam darin überein, daß die Gefangenen verschont und unter dem Geleite der Nationalgarde nach Paris gebracht werden sollten.

4.

Sieben Fuhrwerke, jedes mit acht gefesselten Gefangenen, setzten sich am 4. September um sechs Uhr Morgens in Bewegung. Fournier führte den Zug an. Ein Band mit dem Kreuze des heiligen Ludwig, ein zweites mit dem Cincinnatuskreuz und andere militärische Auszeichnungen, die man den Gefangenen abgenommen hatte, hingen an der Brust seines Pferdes.

Von den Ereignissen in Orleans in Kenntniß gesetzt, erließ die Nationalversammlung durch Vergniaud das Dekret, daß die Colonne nicht in Paris einziehen solle. Die Commissäre, welche nach Etampes geschickt wurden, um den Zug Fournier's aufzuhalten, ließen sich durch Léonard Bourdon einschüchtern. Man trat das Dekret mit Füßen und rückte gegen Versailles. Indessen erwarteten die Henker vom 2. September den Zug in Arpajon. Diese Leute schlossen sich an das Geleite an und gelangten zu gleicher Zeit mit dem Zuge an die Thore von Versailles. Der Maire von Versailles, Richaud, der von der Gefahr benachrichtigt worden, ergriff alle Maßregeln, welche ihm von der Klugheit und Menschlichkeit geboten wurden. Fournier und Lazuski, welche zweitausend Mann und Geschütz hatten, besaßen eine hinreichende Macht, um einem Attentate zuvorzukommen. Aber alle ihre Anordnungen schienen die Absicht zu verrathen, die Personen, die ihnen anvertraut waren, dem Morde auszuliefern, statt sie zu beschützen. Geschütz und Reiterei des Geleites zogen den Gefangenen in beträchtlicher Ent-

fernung voraus. Eine schwache Doppelreihe von je fünf Mann hinter einander schritt auf der rechten und linken Seite der Straße dahin. Nur der Maire von Versailles, der von einigen Stadträthen und Bürgerwehroffizieren begleitet war, imponirte den Mördern durch seine Gegenwart und seine Worte. Obgleich es Sonntag war und die Stunde geschlagen hatte, in welcher sich das Volk durch die Straßen ergießt, um sich dem Müßiggange dieses Tages zu überlassen, waren die Straßen der Stadt öde. Die Würgerbande, welche auf ihre Beute lauerte, zählte nicht über vierzig bis fünfzig Mann. Sie ließ die Wagen bis zum Thore des Gartens gelangen, welches in die Menagerie führt. Dort hatte man die Vorbereitungen zum Haltmachen für diese Nacht getroffen. Sobald Fournier, das Geschütz und die Reiterei das Thor durchzogen hatten, schloß man es hinter ihnen ab. Fournier wurde, sei es in wirklichem Ueberfall oder mit scheinbarer Gewalt, durch Leute aus dem Volk vom Pferde gerissen, und leistete einen schwachen Widerstand, um das Gatter wieder öffnen zu lassen, das ihn von seiner Hauptschaar und den Gefangenen trennte. Lazuski mit der Nachhut machte nicht einmal zum Scheine den Versuch, sich dem Gefolge wieder zu nähern. Meister der Wagen, fielen die Mörder über die Gefesselten her, die man ihnen nicht mehr streitig machte. Vergebens warf sich der Maire Richaud zwischen sie und ihre Beute; vergebens stieg er selbst auf den ersten Wagen, drückte mit beiden Händen Säbel und Piken weg und deckte die beiden Vordersten mit seinem Leibe. Er wurde auf ihre Leichen zurückgeworfen und mit ihrem Blute übergossen. Die Mörder trugen den Ohnmächtigen in ein nahegelegenes Haus und vollführten nun ohne Widerstand über eine Stunde lang kaltblütig dieses Gemetzel, das eine ganze schreckengelähmte Stadt und zweitausend Bewaffnete am hellen Tage müßig mit ansahen.

Der unerschrockene Richaud allein bleibt nicht müßig. Aus

seiner Ohnmacht wieder zu sich gekommen, reißt er sich aus den Armen, die ihn zurückhalten wollen, entrinnt aus dem Hause, in welches man ihn gebracht hat, kehrt zu den Wagen zurück, fällt den Mördern zu Füßen, klammert sich an ihre bluttriefenden Arme, wirft ihnen Entehrung der Revolution und der Stadt vor, in welcher sie über den Despotismus triumphirt hat, und bietet ihnen sein eigenes Leben an, um das Leben des letzten ihrer Opfer zu erkaufen. Man bewundert ihn und schiebt ihn bei Seite. Kaum gelingt es sieben oder acht Gefangenen, die in der Verwirrung des Gemetzels von den Wagen stürzen, unter dem Schutze des Mitleidens der Zuschauer zu entkommen und sich in die benachbarten Häuser zu flüchten; alle Uebrigen unterliegen. Siebenundvierzig Leichen, noch gefesselt an Händen und Füßen, düngen die Straße und zeugen von der Grausamkeit und Niederträchtigkeit der Mörder. Ein Haufen zerhackter Leiber und Glieder erhebt sich mitten auf dem Carrefour des Quatre-Bornes. Die abgeschnittenen und von den Mördern umhergetragenen Köpfe werden auf die Pallisadenspitzen der Versailler Schloßthore gesteckt. Man erkennt unter ihnen den Kopf des Herzogs von Brissac an seinen weißen blutbefleckten Haaren, welche um das Gitterthor des Schlosses seiner Gebieter geschlungen sind. Zwei der Mörder, Foliot, Kirchenvorsteher von Meudon, und Hurtevent, Waldhüter von Verrières, trugen von Kaffeehaus zu Kaffeehaus, der Eine das blutige Herz, das man dem Herzog von Brissac aus der Brust gerissen, der Andere ein die Schamhaftigkeit empörendes Stück Fleisch, das dem Minister von Lessart abgeschnitten worden. Eine seit etlichen Monaten schwangere junge Frau, vor deren Augen sie dieses Stück Menschenfleisch ausstellten, fiel bei diesem Anblick rücklings zu Boden, schlug sich den Kopf ein und starb vor Entsetzen auf der Stelle. Kinder zerstückten die Glieder in der Straße und warfen sie den erschrockenen Hunden vor. Ein Weib trug einen dieser Köpfe

an den Haaren in die Wählerversammlung und stellte ihn auf den Schreibtisch des Präsidenten. Wer nicht Beifall klatschte, schwieg; Schweigen war Muth.

Seit mehr als einer Stunde war das blutige Werk vollendet und die Todten in ihr Blut gebettet, als Zuschauer, welche diese Ueberreste von Ferne betrachteten, eine leichte Bewegung unter den Leichen wahrnahmen. Blutbedeckte Arme streckten sich empor, dann erschien ein kahles Haupt an der Oberfläche, dann richtete sich der nackte Leib eines Greises auf der Höhe dieses Leichenhaufens auf. Es war einer der Gefangenen, der aus der Ohnmacht eines nicht vollendeten Todes erwachte oder von den Mördern für todt gehalten, sich vor den Streichen, welche ihn vollends erschlagen sollten, unter die Leichname verkrochen hatte. Er suchte sich aus diesem Haufen verstümmelter Leichen, in den er bis an den Gürtel begraben war, loszuringen und lauerte mit verstohlenem Blicke, auf welche Seite er sich hinschleppen sollte, um ein Asyl zu finden. Schon gaben ihm die stummen Zeugen dieser unverhofften Rückkehr zum Leben Winke des Einverständnisses und des Mitleidens. Er war gerettet; aber einer der Mörder, welcher zufälliger Weise zurückkam, bemerkte den Greis und rief, mit geschwungenem Säbel gegen ihn tretend: „Ach, Du erwachst wieder! warte, ich will Dich auf längere Zeit wieder einschläfern!“ Mit diesen Worten spaltet er ihm den Kopf mit einem Säbelhiebe und bettet ihn von Neuem auf dieses Leichenlager.

5.

Von da begaben sich die Todtschläger nach den beiden Gefängnissen von Versailles und erwürgten troß der verzweifelten Anstrengung Richaud's zehn Gefangene; die Uebrigen dankten ihre Rettung der Unerschrockenheit, der Beredsamkeit und der erfinderischen Menschenliebe dieses hochherzigen Beamten; er hatte seit zwei Tagen einen Boten um den andern an die

vollziehende Gewalt geschickt, um sie von den Gefahren, welche das Leben der Gefangenen von Versailles bedrohten, in Kenntniß zu setzen und Truppen von Paris zu verlangen. Alquier, der Präsident des Tribunals von Versailles, verfügte sich zweimal zum Justizminister Danton und forderte ihn vermöge dieser Eigenschaft auf, für die Sicherheit der Gefängnisse Vorsorge zu treffen. Das erste Mal wich Danton der Sache aus; das zweite Mal erzürnte er sich über eine Zudringlichkeit, welche die Vorwürfe seines Gewissens oder das Gefühl seiner Unmacht aufregte. Einen bedeutsamen Blick, welcher ohne Worte verstanden sein wollte, auf Alquier werfend, sagte er mit rauher und ungeduldiger Stimme: „Herr Alquier, diese Leute sind sehr strafbar, sehr strafbar! Kehren Sie zu Ihren Verrichtungen zurück und mischen Sie sich nicht in diese Angelegenheit! Wenn ich anders antworten könnte, begreifen Sie nicht, daß ich es schon gethan hätte?“ Alquier zog sich bestürzt zurück. Er hatte begriffen.

Diese Worte, welche der Ungeduld Danton's entfielen, bilden die Erklärung zu denjenigen, welche er am 2. September in der Nationalversammlung vorbrachte: „Das Vaterland ist gerettet; die Sturmglocke, welche erschallen wird, ist kein Lärmzeichen: sie läutet zum Angriff auf die Feinde des Vaterlandes! Wessen bedarf es, sie zu besiegen, sie niederzuwerfen? Der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit und immer der Kühnheit!“ Er enthüllte den Sinn, den sie in seiner Seele hatten, am Abende des Versailler Blutbades selbst vollends. Die Mörder Brissac's und Lessart's begaben sich mit einbrechender Nacht nach Paris, drängten sich unter die Fenster des Justizministers und verlangten Waffen, um an die Grenzen zu fliegen. Danton stand vom Tische auf und erschien auf dem Balkon. „Nicht der Minister der Justiz sagt euch Dank, sondern der Minister der Revolution,“ sprach er. Nie erkannte ein Mörder im Großen seine Henkersknechte mit mehr Kühnheit an. Danton verletzte

die Gesetze, die er schützen sollte; er genehmigte das Blut, das er rächen sollte; er war Minister des Todes und nicht der Freiheit. Die Septembergräuel waren das Verbrechen einiger Menschen und nicht das Verbrechen der Freiheit.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt.

Seite

Zwanzigstes Buch.

Einundzwanzigstes Buch.

Zweiundzwanzigstes Buch.

Dreiundzwanzigstes Buch.

Vierundzwanzigstes Buch.

Fünfundzwanzigstes Buch.

Sechsundzwanzigstes Buch.